

ZEITSCHRIFT FÜR SEXUALMEDIZIN, SEXUALTHERAPIE UND SEXUALWISSENSCHAFT

Deutsche
Gesellschaft
für | Sexualmedizin
Sexualtherapie und
Sexualwissenschaft

Sexuologie

ISSN 0944-7105
Band 27 / 2020
S. 1-96

1-2

Schwerpunkt

Das „neue“ Unbehagen



Herausgeber: Ch. J. Ahlers, Berlin · C. Friedrich Köthen · F. Hausmann, Baden-Baden · A. Korte, München ·
L. F. Kuhle, Berlin · U. Plogstieß, Bad Godesberg · D. Rösing, Stralsund · S. Siegel, Nürnberg

www.sexuologie-info.de

In Kooperation
mit der
Österreichischen
Akademie für
Sexualmedizin

Sexuologie

Hrsgg. von der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft

INHALT

Editorial

- 3 *Unbehagen am „Unbehagen“*
Rainer Alisch

Themenschwerpunkt – Das „neue“ Unbehagen

- 5 Das Unbehagen der Geschlechter – Judith Butler und die Folgen
Heinz-Jürgen Voß
- 11 Trans*? – Zwischen Patientenwünschen und therapeutischer Fürsorge – Zwei Fallbeispiele
David Goecker
- 17 Kindliche Sexualität revisited
Frida Nøddebo Nyrup
- 25 „Sexualität, die stört“ – Ein Gespräch
Sophinette Becker, Julia König

Originalia

- 33 Die Versorgung von sexuellen Funktionsstörungen durch Heilpraktiker in Deutschland
Tristan Marhenke, Roland Imhoff

Fortbildung

- 41 Screeningbögen zum derzeitigen Sexualverhalten bei Jugendlichen – Ein zweiteiliges Instrument zur diagnostischen Einschätzung von Jugendlichen mit einer sexuellen Präferenzbesonderheit für Kinder
Eliza Schlinzig, Klaus M. Beier
- 47 Systemisch-integrative Sexualtherapie
Kirsten von Sydow
- 53 Sexarbeit – Verkaufte Lust, die Leiden schafft?
Hannes Ulrich, Zeev Hille

Aktuelles

- 57 Lockdown in der Hose. Essay
Florian G. Mildemberger
- 59 Ehrung für Professor Dr. med. Piet Nijs – Ernennung zum „DGSMTW-Senior-Professional“
Gotthart Kumpan
- 61 Call for Papers
Revolution der Paarbeziehungen? Der Wandel des Beziehungslebens in Bundesrepublik und DDR
- 63 „Ich hatte virtuellen Sex mit dieser weiblichen Figur“
Christoph J. Ahlers, Brenda Strohmaier, Sophie Wengerscheid
- 69 Sexualitäten in der Geschichte – Ein interdisziplinärer Arbeitskreis stellt sich vor
Sebastian Bischoff, Julia König, Dagmar Lieske

Aktuelles – Rezensionen

- 71 Günther, Mari, Kirsten Teren, Gisela Wolf, *Psychotherapeutische Arbeit mit trans* Personen. Handbuch für die Gesundheitsversorgung*
Tristan Marhenke

-
- 72 Moore, Michele, Heather Brunsell-Evans (Hg.), *Inventing Transgender Children and Young People*
Florian G. Mildenberger
- 73 *Lehrfilmreihe Handwerk der Psychotherapie Staffel 3*, DVD 10: Fliegel, Steffen, Hildegard Stienen u. Andreas Veith, *Sexualtherapie Basics (1)*, DVD 11: Stienen, Hildegard, Steffen Fliegel, *Sexualtherapie-Präferenzen und Identitäten (2)*
Wolfgang Weig
- 74 von Sichart, Astrid, *Systemisch-dokumentarische Paartherapie-Resilienz in Partnerschaften entdecken und stärken*
Wolfgang Weig
- 75 Deremetz, Anne, *Die BDSM-Szene. Eine ethnografische Feldstudie*
Matthias Meitzler
- 78 Wolf, Benedikt (Hg.), *SexLit. Neue kritische Lektüren zu Sexualität und Literatur*
Rolf Löchel
- 79 Nissen, Bernd, Uta Zeitzschel (Hg.), *Queer(es) Denken in der Psychoanalyse. Eine Kontroverse zu G. Hansbury: Das maskuline Vaginale – An der Grenze zu Transgender*
Maximilian Römer
- 82 Hocquenghem, Guy, *Das homosexuelle Begehren*
Florian G. Mildenberger
- 83 Maurel, Christian, *Für den Arsch*
Maximilian Römer
- 84 Aichhorn, Thomas, „Freud arbeiten lassen.“ *Die Dynamisierung der Sexualtheorie durch Jean Laplanche*
Maximilian Römer
- 87 Schwartz, Michael, *Homosexuelle, Seilschaften, Verrat. Ein transnationales Stereotyp im 20. Jahrhundert*
Klaus Storkmann
- 89 Ermann, Michael, *Identität und Begehren. Zur Psychodynamik der Sexualität*
Maximilian Römer
- 91 Kelek, Necla, *Die unheilige Familie. Wie die islamische Tradition Frauen und Kinder entrechtet*
Thomas K. Gugler
- 92 Toprak, Ahmet, *Muslimisch, männlich, desintegriert. Was bei der Erziehung muslimischer Jungen schief läuft*
Thomas K. Gugler
- 94 Ghodsee, Kristen R., *Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben. Und andere Argumente für ökonomische Unabhängigkeit.*
Kurt Starke

Unbehagen am „Unbehagen“

Rainer Alisch

Vor 90 Jahren erschien Sigmund Freuds Essay *Das Unbehagen in der Kultur*. Ein Jahr zuvor hatte der Zusammenbruch der New Yorker Börse die Weltwirtschaft in eine Krise gestürzt, in den Jahren darauf erstarkte der Faschismus in Deutschland.

Freuds Essay endet mit einem prophetischen Finalesatz, dessen noch gültige Eindringlichkeit keiner besonderen Betonung bedarf: Die Menschheit sei vor die „Schicksalsfrage“ gestellt, „ob und in welchem Maße es ihrer Kulturentwicklung gelingen wird, der Störung des Zusammenlebens durch den menschlichen Aggressions- und Selbstvernichtungstrieb Herr zu werden“, sei sie doch in der Lage, „einander bis auf den letzten Mann auszurotten.“ (1984, Studienausgabe Bd. IX, 270)

Freuds Diagnose bewegt sich entlang der Notwendigkeit, Aggression und Lust im Namen des Zusammenlebens und des kulturellen Fortschritts einzuhegen. Kulturelle Symptombildungen, Ersatzbefriedigungen sowie innerpsychische Instanzen vermögen die Antagonismen von Natur/Kultur zwar zu regulieren, ihre Latenz allerdings nicht aufzuheben, was schließlich jenes „Unbehagen“ bedingt, das titelgebend wurde.

Das Unbehagen der Geschlechter (1991) – so der Titel der deutschen Übersetzung von Judith Butlers vor 30 Jahren erschienenen Buches *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* (1990) – spielt auf Freuds Essay an. Das Unbehagen, das Butler mit ihrem Buch auslöste, resultierte aus ihrer Unterscheidung zwischen einem biologischen „sex“ und einem „gender“ als formbarer Kategorie, die sozial und kulturell hergestellt wird – und eben nicht durch eine Naturgegebenheit präformiert ist. Mehr aber noch verstörte – vor allem feministische Theoretikerinnen – die daran anschließende These, eine Unterscheidung von „sex“ und „gender“ konterkarriere letztlich die Ziele feministischer Theorie und Praxis, denn die Dualität von natürlich-biologisch und kulturell/sozial trage selbst schon die Zweigeschlechtlichkeit im Gepäck.

Butlers einleitende Überlegungen, feministische Kritik müsse begreifen, wie die „Kategorie ‚Frau(en)‘, das Subjekt des Feminismus, gerade durch jene Machtstrukturen hervorgebracht und eingeschränkt wird, mittels derer das Ziel der Emanzipation erreicht werden soll“ (Butler, 1991, 17), laufen konsequenterweise auf die Vorstellung hinaus, dass die „kulturellen Konfigurationen von Geschlecht und Geschlechtsidentität [...] sich vermehren [können], indem man die Geschlechter-Binarität in Verwirrung bringt und ihre grundlegende Unnatürlichkeit enthüllt“ (ebd., 218).

Ebenso folgerichtig setzt Butler bei jenen innerpsychischen Instanzen an, die für sie – analog wie für Freud – die normative Ordnung wie das Begehren regulieren, aber auch Spekulationen darüber erlauben, wie das Begehren ohne diese Verbote aussähe: ungezügelt, inzestuös, polymorph-pervers oder vielleicht bisexuell (vgl. ebd., 115f).

Wie weit die Theorielandschaft „nach Butler“ – nicht zuletzt unter dem Ansturm der „Neo-Materialismen“ – Butlers Ansatz, die Setzungen der Geschlechterdichotomie durch Aktionen der Subversion zu unterlaufen, hinter sich gelassen hat, lässt die gegenwärtige Debatte in *Sachen trans* erahnen.

In „Unergründliches Unbehagen“ (*taz* vom 16.07.2020) plädiert Kirsten Achtelik unter Bezug auf einen Artikel zur „Hormonellen Behandlung von Jugendlichen mit Transidentität“ aus dem *Journal für Klinische Endokrinologie und Stoffwechsel* vom März dieses Jahres dafür, die „Last der Zweigeschlechtlichkeit“ (13) mit Skalpell und Hormonchemie zu beenden. – Dass die beschriebenen Transitionen von Man-zu-Frau bzw. von Frau-zu-Mann sich nach wie vor im Feld der Zweigeschlechtlichkeit bewegen, scheint nicht zu stören. Als Projektionsfläche für die Hoffnungen auf eine „größere sichtbare Vielfalt der geschlechtlichen Identitäten und des sexuellen Begehrens“ (ebd.) taugen die beschriebenen medizinischen Eingriffe allemal.

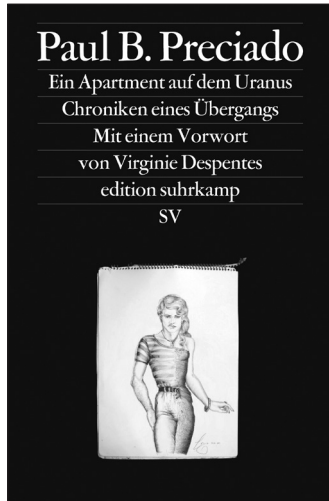
Nachtrag: Falls Sie, liebe Leserin, lieber Leser, auch zu denjenigen gehören, die, wenn Sie zur Aktualisierung ihrer Betriebssysteme aufgefordert werden, lieber die Option „später“ wählen, was könnte die Ursache für Ihr Zögern sein?

Rational scheint Ihnen die Sache klar zu sein. Updates bringen Verbesserungen, sie sind Fortschritt, ein unendlicher Zyklus, auch wenn diesem – etwa gegenüber dem Mittelalter mit seinem „Reich Gottes“ – inzwischen das Ziel abhanden gekommen sein mag.

Allerdings wird sich das Problem der Updates absehbar erledigen. Für eine Reihe von Betriebssystemen sind sie inzwischen obligatorisch, sie werden ohne Aufforderung geladen, d.h. mit dem Ziel verschwinden auch die Brüche, Fortschritt geschieht *nahtlos* und damit verschwindet auch der kleine Reiz Ihrer Weigerung, mit der Sie der mechanischen Aufforderung einen menschlichen Willensakt entgegensetzen.

Mit *Testo Junkie* (englisch 2013) hat Paul B. Preciado eine „somato-political-fiction“ (13) entworfen. Ihm zufolge entbindet auch die Biochemie nicht von Selbstwerdung und Selbstermächtigung. *Nahtlos* werden sich besagte „trans Kids“ nach einer pubertätsarretierenden Therapie somit nicht in ihrer neuen Befindlichkeit wiederfinden, statt dessen sind sie vielleicht nichts anderes als Protagonisten eines „pharmacopornographic biocapitalism“ (35).

Vielleicht Grund genug für ein Unbehagen am neuerlichen „Unbehagen“?



Paul B. Preciado

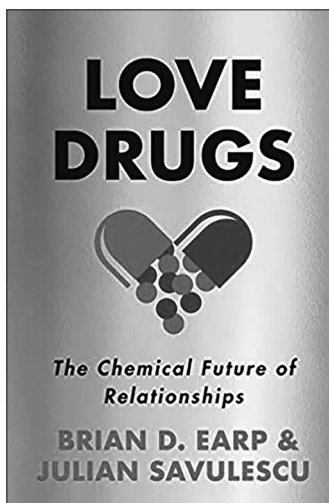
Ein Apartment auf dem Uranus – Chroniken eines Übergangs

Aus dem Französischen von Stefan Lorenzer

suhrkamp 2020, 368 Seiten, Klappenbroschur, 20 €

Es war Karl Heinrich Ulrichs, der 1864 der »Liebe, die ihren Namen nicht zu nennen wagt«, erstmals einen Namen gab: Inspiriert vom griechischen Gott Uranos, bezeichnete er gleichgeschlechtliches Begehren als Uranismus. Mit dem Begriff forderte er als einer der Ersten überhaupt öffentlich das Recht ein, anders zu lieben.

Auf Ulrichs Spuren träumt Paul Preciado von einem Apartment auf dem Uranus, einem Ort fern der irdischen Kategorisierungen und Festlegungen, einem Ort der sexuellen Dissidenz. Preciados in diesem Band versammelte Texte verdichten sich zu der Erzählung eines Übergangs: einer durch die Einnahme von Testosteron angestoßenen Transformation des eigenen Körpers und der eigenen Identität – von Beatriz zu Paul. Zugleich dokumentieren und analysieren sie die im Wandel begriffenen politischen Verhältnisse. Von den Protesten im krisengebeutelten Athen über die verzweifelte Situation der Flüchtlinge auf den griechischen Inseln bis hin zur Unabhängigkeitsbewegung in Katalonien begleitet Preciado Kämpfe um Würde und Autonomi.



Brian D. Earp, Julian Savulescu

Love Drugs: The Chemical Future of Relationships (Hardcover)

Redwood Press 2020

280 Seiten, geb., 16,69 \$

Gibt es eine Pille für die Liebe? Was ist mit einer „Anti-Liebes-Droge“, die uns hilft, über eine Ex hinwegzukommen? Dieses Buch argumentiert das Psychoaktive Substanzen, einschließlich MDMA – der Wirkstoff in Ecstasy – Paaren helfen könnten, Beziehungsschwierigkeiten zu überwinden und ihre Verbindung zu stärken. Andere Substanzen könnten helfen, eine emotionale Verbindung während einer Trennung zu lösen. Diese Substanzen existieren bereits und sie haben transformative Auswirkungen darauf, wie wir über Liebe denken.

Dieses Buch ist ein Argument für die Erforschung von „Liebesdrogen“ und „Anti-Liebesdrogen“ und untersucht deren ethische Implikationen für den Einzelnen und die Gesellschaft. Skandalöserweise ignoriert die westliche Medizin die zwischenmenschlichen Auswirkungen drogenbasierter Interventionen. Warum wissen wir immer noch nicht, wie sich diese Medikamente auf romantische Partnerschaften auswirken? Und wie können wir wissenschaftliche Forschungsnormen überarbeiten, um Beziehungen besser zu berücksichtigen?

Die Ethiker Brian D. Earp und Julian Savulescu sagen, dass es jetzt an der Zeit sei, über solche Fragen nachzudenken. Biochemische Eingriffe in Liebe und Beziehungen sind keine weit entfernten Spekulationen. Unsere engsten Verbindungen werden bereits durch Medikamente beeinflusst, die wir für andere Zwecke einnehmen. Kontrollierte Studien sind im Gange, um festzustellen, ob künstliche Gehirnchemikalien die Paartherapie verbessern können. Und konservative religiöse Gruppen experimentieren mit bestimmten Medikamenten, um romantische Wünsche – und sogar den Drang zum Masturbieren – bei Kindern und schutzbedürftigen sexuellen Minderheiten zu unterdrücken. Einfach gesagt, das Pferd ist bereits durchgebrannt. Wohin es läuft, liegt bei uns. Love Drugs rüstet uns mit den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen und einer Reihe von ethische Instrumenten aus, mit denen wir arbeiten können.

Das Unbehagen der Geschlechter – Judith Butler und die Folgen

Heinz-Jürgen Voß

Gender Trouble – Judith Butler and the Aftermath

Abstract

Since the 1990s Judith Butler has shaped the debate on gender internationally and especially in Germany. Her publications enabled the integration of recent findings in the natural sciences into sociological gender studies. This article retraces this connection and locates it in the past and present discussions of gender.

Keywords: Gender Theory, Judith Butler, Concept of matter, Queer Theory, Intersectionality

Zusammenfassung

Judith Butler hat international und insbesondere in Deutschland seit den 1990er Jahren die Debatte um Geschlecht geprägt. Mit ihren Veröffentlichungen ermöglichte sie es, auch in der gesellschaftswissenschaftlichen Geschlechterforschung an die „neueren“ naturwissenschaftlichen Erkenntnisse anzuschließen. Dieser Beitrag vollzieht diese Verbindungslinie nach und verortet sie in den historischen und aktuellen Diskussionen um Geschlecht.

Schlüsselwörter: Gendertheorie, Judith Butler, Materiebegriff, Queer Theorie, Intersektionalität

Von der Physik lernen

Judith Butlers Buch *Gender Trouble* (1990), in deutscher Sprache 1991 unter dem Titel *Das Unbehagen der Geschlechter* erschienen, sorgte weltweit für Aufsehen. Gerade im deutschsprachigen Raum traf der Band auf massive Gegenwehr und die angeführten Thesen werden noch immer heiß diskutiert. Barbara Duden konstatierte seinerzeit etwa, dass Butler eine „Frau ohne Unterleib“ (1993) postuliere – sie meinte, pure geistige Überlegungen festzustellen und vermisste eine „Materialität“. Solche Positionen finden sich noch heute, blickt man etwa auf Arbeiten, die unter dem Stichwort „feministischer Materialismus“ in linken Kontexten erscheinen. Diese Arbeiten – so die von Roswitha Scholz, Andrea Trumann und Tove Soiland – fokussieren auf die gesellschaftliche Posi-

tion von Frauen in der Gesellschaft, erläutern – in weiten Teilen sehr richtig – deren ökonomisch und insgesamt gesellschaftlich zurückgesetzte Position, setzen sie aber sogleich mit vermeintlich „natürlichen“ physischen und physiologischen Merkmalen in Beziehung. „Materialismus“ knüpft bei ihnen ganz wesentlich an einen veralteten Materie-Begriff an, der anfassbare Stofflichkeit, eine „Klotzmaterie“ (Ernst Bloch) bezeichnet und – in letzter Konsequenz – „Frausein“ auf eine tastbare Vulva und eine Gebärfunktion reduziert. Prägnant wird ein solcher Zugang in der populärwissenschaftlichen Publikation *Feministisch Streiten* (Linkerhand, 2018) deutlich.

Eine solche Perspektive hat die Wende des Materie-Begriffs in der Wissenschaft nach Albert Einsteins Relativitätstheorie nicht mitgemacht: Im Anschluss an die Relativitätstheorie wurde die Vorstellung von Materie als ‚anfassbare Stofflichkeit‘ aufgegeben, vielmehr kommt man unter der auch populär bekannten Gleichung $E = mc^2$ bei einer Vorstellung von *Prozesshaftigkeit* an. Masse ist ein Äquivalent von Energie und umgekehrt – bzw. vielmehr sind beide unauflöslich ineinander verwoben. Aktuelle Physik genau wie ein moderner Materialismus in marxistischer Tradition gehen entsprechend nicht von einer einfachen ‚Stofflichkeit‘ aus, sondern betrachten natur- und gesellschaftsbezogene Zusammenhänge *prozesshaft*; sie nehmen die verschiedenen Variablen des Werdens – zum Beispiel einer bedrückten gesellschaftlichen Position oder von Unterdrückungsmechanismen in den Blick (vgl. Voß, 2016).

Die prozesshaften Zusammenhänge sind dabei nicht ganz einfach zu verstehen – und so wurde schon seinerzeit Albert Einstein in der populären Debatte entgegeng gehalten, man sehe doch, dass „der Apfel vom Baum nach unten fällt“. Einstein hat mit der Relativitätstheorie nachgewiesen, dass es sich bei dieser „gesehenen Tatsache“ eben um einen vom Beobachtungspunkt abhängigen extremen Sonderfall handelt. Alfred North Whitehead bezeichnet es als „unzutreffende Konkretheit“ (Whitehead, 1988, 68), dass Menschen sich gern mit dem einfachen „Sehen“ von Dingen begnügen und den Herstellungsprozess nicht in den Blick nehmen, und meint das Gleiche, was Hannah Arendt als „Wesen des Prozesses“ beschrieb, „daß er selbst unsichtbar bleibt, dass sein Vorhandensein nur aus bestimmten Daten [...] erschlossen werden

kann“ (Arendt, 2015, 378). Der tätige Mensch (Homo faber) – in Gesellschaft – müsse demnach seine eigene Rolle wahrnehmen, um die Verfestigungen und Abstraktionen in den eigenen Beschreibungen reflektieren zu können (vgl. ausführlich: Voß, 2016, 42).

Diese nach-einsteinschen physikalischen – und allgemein naturwissenschaftlichen Erkenntnisse – eröffnen auch gesellschaftswissenschaftlich neue Perspektiven:

„Was an Erkenntnissen für die Physik gilt, die sich mit kleinen und kleinsten Prozessen befasst, muss auch und sogar in größerem Maß für die Biologie und für Sozial- und Gesellschaftswissenschaften gelten. Schon die ‚Biologie erforscht die größeren Organismen, während die Physik mit den kleineren zu tun hat. [...] Die Organismen der Biologie enthalten die kleineren Organismen der Physik als Bestandteile‘ (Whitehead, 1988, 125) – die Biologie muss daher auch die von der Physik beschriebenen Prozesse mit im Blick haben. Und die Sozial- und Gesellschaftswissenschaften müssen die von der Physik und der Biologie beschriebenen Prozesse berücksichtigen, genau wie die Physik [...] auch die Einflüsse des tätigen, herstellenden Menschen – also unter anderem die Prozessbeschreibungen der Sozial- und Gesellschaftswissenschaften sowie die Erfahrungen des Homo faber – zugrunde legen muss, um die eigenen Grundannahmen in den selbst dargelegten ‚Abstraktionen‘ und ‚Naturgesetzen‘ reflektieren zu können.“ (Voß, 2016, 42f)

Die Konsequenzen für Betrachtungen zu Geschlecht sind so bestechend wie einfach: Selbstverständlich müssen wir wissenschaftlich in Bezug auf Geschlecht alle uns zugänglichen Variablen einer genaueren Untersuchung unterziehen. Das betrifft die *soziale Tatsache* Geschlecht genauso wie die historischen Bedingungen, auf denen die heutige gesellschaftliche Geschlechterordnung fußt. Und das gilt auch für biologische – physische und physiologische – Beschreibungen.

Selbstverständlich hat damit Barbara Duden (1993) insofern Recht, als Menschen in ihrer jeweiligen Situation gesehen werden müssen, auch wie sie sich selbst wahrnehmen. Und ebenso hat Hilge Landweer (1993) Recht, wenn sie eine Historisierung von Geschlechterbetrachtungen – im Anschluss an Michel Foucault – einfordert.

Zugleich kommt Judith Butler (1990) die Leistung zu, die Diskussion vermeintlicher physischer und physiologischer Gewissheiten in Bezug auf Geschlecht in die (gesellschafts-)wissenschaftliche Debatte und gesellschaftliche Aushandlung eingeführt zu haben. Ihre Beschreibungen bauen auf Theorie-Strängen – unter anderem denen Simone de Beauvoirs, Michel Foucaults und Louis Althus-

sers – auf, machen die Perspektiven für Geschlecht (und dabei gerade auch physische und physiologische Merkmale) konkret und kratzen doch nur zaghaft an dem das Geschlecht viel weitreichender dekonstruierenden naturwissenschaftlichen Erkenntnisstand.

Mit Dispositivanalysen im Anschluss an die Theorien Michel Foucaults (und Judith Butlers) kann man wiederum erhellen, warum gerade Sichtweisen auf Geschlecht (und Sexualität) so fest und verhärtet und wenig zugänglich für neue wissenschaftliche Erkenntnisse sind (vgl. Voß, 2016) – anders als es für die meisten anderen Untersuchungsgegenstände der Fall ist.

Pulsierend weitermachen

Um sich lustvoll und offen in neuartige Forschungen zu Geschlecht „stürzen“ zu können, mag es mitunter bestärkend sein, sich nicht sogleich auf kleinere oder größere Streitigkeiten im Detail einzulassen, sondern sich mit einem breiteren Blick an emanzipatorischen Perspektiven – hier bezogen auf Geschlecht – zu erfreuen. Denn immer wieder hatten sich Frauen gegen die Bedrückung ihrer Situation, gegen den Ausschluss von Bildung und Wissenschaften, von lukrativen und prestigeträchtigen Positionen in Politik und Wirtschaft, in Militär und Kirchen gewandt. Sie argumentierten dabei oft gegen die Annahme einer „Natürlichkeit“, die sie in ihren Geistestätigkeiten vorgegeben und unabänderlich beschränke und von der aus die Stellung von Frauen in der Gesellschaft gerechtfertigt wurde.

Wurden solche Forderungen zunächst insbesondere in materiell besser gestellten Kreisen laut, so wurden sie mit dem *Kommunistischen Manifest* von 1848, sozialistischen und sozialdemokratischen Kämpfen im 19. und 20. Jh. durch sich dort engagierende Frauen auch für mehr Frauen bedeutsam (vgl. Hoffrogge, 2017). Es wurde betont, dass die schlechten Lebensbedingungen von Frauen und Männern unterer Schichten ebenso wenig „natürlich“ seien wie der Ausschluss von Frauen von Wissenschaften, Politik, Wirtschaft, Militär, Kirche. Stattdessen wurde in emanzipatorischen Kämpfen zur Gleichstellung von Frauen (und unteren Schichten) betont, dass Dummheit, Leichtgläubigkeit, Analphabetismus ein Produkt der Gesellschaft sind.

Bemerkenswerte Perspektiven lassen sich etwa schon in Christine de Pizans (ca. 1365–1430) Band *Das Buch über die Stadt der Frauen* (frz. 1405: *Livre de la Cité des dames*) finden:

„Weißt du denn, weshalb Frauen weniger wissen?‘
„Nein, edle Frau – sagt es mir bitte.“ ‚Ganz offensicht-

lich ist dies darauf zurückzuführen, daß Frauen sich nicht mit so vielen verschiedenen Dingen beschäftigen können, sondern sich in ihren Häusern aufhalten und sich damit begnügen, ihren Haushalt zu versehen. Nichts aber schult vernunftbegabte Wesen so sehr wie die Praxis, die konkrete Erfahrung auf zahlreichen und verschiedenartigen Gebieten.‘ „Edle Herrin, wenn sie also über einen aufnahme- und lernfähigen Verstand verfügen: weshalb lernen sie dann nicht mehr?“ Antwort: „Tochter, das hängt mit der Struktur der Gesellschaft zusammen, die es nicht erfordert, daß Frauen sich um das kümmern, was, wie ich dir zuvor erklärt habe, den Männern aufgetragen wurde. Es reicht, wenn sie den gewöhnlichen Pflichten, zu denen sie erschaffen wurden, nachkommen. Und so schließt man vom bloßen Augenschein, von der Beobachtung darauf, Frauen wüßten generell weniger als Männer und verfügten über eine geringere Intelligenz. Nun schau dir aber einmal die bürgerlichen Bewohner des Flachlandes oder die Bergbewohner an. In verschiedenen anderen Gegenden wirst du ebenfalls Wesen antreffen, die in ihrer Einfachheit Tieren gleichen. Und dennoch kann es nicht den geringsten Zweifel geben: die Natur hat sie mit ebensovielen körperlichen und geistigen Gaben ausgestattet, wie die weisesten und erfahrensten Männer, die in den Städten und Kommunen leben. Dies alles ist jedoch mit mangelnder Bildung zu erklären.“ (Pizan, 1990, 95.)

Die Perspektiven erscheinen überraschend aktuell, gerade in Bezug darauf, wie die Lebensbedingungen der Menschen für die Ausprägung ihrer Fähigkeiten reflektiert werden. Und auch der Entstehungshintergrund ist von heutigen insofern gar nicht so verschieden, als sich Pizan in eine gesellschaftliche Debatte einbrachte und frauenverachtenden Schriften konterte. Pizan tritt unter anderem gegen das Bild, das die Werke *Der Rosenroman* (frz., *Le Roman de la Rose*) und *Die Wehklagen des Mathéolus* (frz., *Les Lamentations de Mathéolus*) gezeichnet hatten – Schriften, die in ihrer Zeit weite Verbreitung fanden (vgl. Voß, 2010, 98). Und auch der Hintergrund, warum Pizan zu schreiben begann, ist erhellend: Zunächst führte der Tod von Karl V. dazu, dass ihr Vater und damit die ganze Familie den herrschaftlichen Schutz und Vergünstigungen verloren. Bald darauf starben Pizans Vater und Ehemann in rascher Folge, sodass Pizan in schlechter finanzieller Lage und mit drei Kindern zurückblieb. Sie schrieb, um Geld zu verdienen, errang Ansehen und gewann einflussreiche Gönner (ebd., 361).

Auch bei Marie le Jars de Gournay (1565–1645, aus Paris), die nicht weniger beachtenswerte Publikationen vorzuweisen hat, waren die finanziellen Verhältnisse nach

dem frühen Tod des Vaters schlecht, und sie wuchs ebenfalls in verarmten adligen Verhältnissen auf, bei einer Mutter, die nur beschränkte Bildung (Hausarbeit) für ihre Tochter vorsah, was diese aber umgehen konnte (ebd., 341). Ihr Schreiben ist gleichermaßen eindrucksvoll und humorvoll – wie das Pizans. In ihrer 1622 erschienenen Schrift *Von der Gleichheit zwischen Männern und Frauen* (frz., *L'Égalité des hommes et des femmes*) formuliert Gournay:

„Wenn die Frauen also weniger oft als die Männer einen Grad an Vollkommenheit erlangen, dann ist es ein Wunder, daß der Mangel an guter Erziehung und selbst die Häufigkeit von schlechtem Ruf und Unterricht nichts Schlimmeres anrichtet und nicht verhindert, daß sie zumindest dorthin gelangen können.“ (Gournay, 1997, 45)

Und schon als junger Mensch hatte sie in ihrer vielgelesenen Schrift *Der Spazierweg des Herrn von Montaigne* (frz. 1594, *Le Promenoir de Monsieur de Montaigne*) und in ihrem Vorwort zur Neuausgabe von Montaignes *Essais* (1595) die gesellschaftliche Ungleichbehandlung der Geschlechter kritisiert. Für die damalige Zeit etwas anzüglich schreibt sie:

„Genau genommen ist das menschliche Wesen übrigens weder männlich noch weiblich: das unterschiedliche Geschlecht ist nicht dazu da, einen Unterschied in der Ausprägung herauszubilden, sondern es dient lediglich der Fortpflanzung. Das einzige wesenhafte Merkmal besteht in der vernunftbegabten Seele. Und wenn es erlaubt ist, beiläufig einen kleinen Scherz zu machen, dann wäre hier wohl jene anzügliche Bemerkung nicht unpassend, die besagt: nichts ähnelt dem Kater auf einer Fensterbank mehr als – die Katze. Der Mensch wurde sowohl als Mann wie Frau geschaffen. Männer und Frauen sind eins.“ (Gournay, 1997, 55)

Die beiden Beispiele sollen hier genügen, um den frühen Ideenreichtum bezüglich der Reflexion der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse zu illustrieren. Schon um 1600 lässt sich eine impulsive *Querelle des femmes* bzw. *Querelle des sexes* feststellen (vgl. Bock, 2005). Um 1800 zeigen sich weitere Schriften und die Frage nach der Position der Geschlechter wird ganz plastisch auf den Straßen deutlich, wenn wir etwa die Demonstration nach Versailles 1798 im Blick haben, eine Massendemonstration von mehrheitlich Frauen (vgl. Petersen, 1990; Stübiger, 1990).

Werden in den Debatten zunächst geistige Fähigkeiten diskutiert, um über Bildung gleiche Möglichkeiten für Frauen einzufordern, so richten sich die Aushandlungen mit Beginn der „modernen“ Wissenschaften auch

auf biologisch-medizinische Theorien der Differenz und Gleichheit von Geschlecht. Einerseits finden innerhalb der Disziplinen selbst Aushandlungen um die Stellung der Geschlechter statt und so postuliert etwa Jacob Fidelis Ackermann (1765–1815) unter Reflexion der Lebensweise (privilegierter) Frauen, dass diese für wissenschaftliche Tätigkeiten geeigneter seien als Männer. Andererseits wird von gegen Benachteiligungen Streitenden auch auf physischer und physiologischer Ebene landläufigen Vorannahmen gegenüber Frauen begegnet: Etwa Hedwig Dohm (1831–1919) kontert medizinischen Schriften und dabei auch Vorannahmen, dass es Frauen an Muskelkraft fehle. Und unter anderem Helen Bradford Thompson (1874–1947) hat mit ihrer Schrift *Vergleichende Psychologie der Geschlechter. Experimentelle Untersuchungen der normalen Geistesfähigkeiten bei Mann und Weib* (1905 [engl. 1903]) eine fundierte Untersuchung vorgelegt, die seinerzeit ausgezeichnet wurde und auch heute noch für Reflexion und punktgenauen Witz lesenswert ist. Nur leider wird diese Arbeit, wie einige der vorgenannten, selbst von der Geschlechterforschung kaum gewürdigt.

Vielmehr arbeitet man sich auch dort zumeist an den besonders frauenverachtenden Positionen ab. Dabei gibt es ausreichend Perspektiven, auf denen man auch lustvoll aufbauen kann – und mit denen Argumente der Queer Theorie auch im deutschsprachigen Raum nicht so unverständlich und „abgedreht“ erscheinen, wie manch eine*r behauptet. Ein Zitat aus Thompsons *Vergleichender Psychologie der Geschlechter* soll hier abschließend angeführt werden, um dann wieder auf Judith Butler und aktuelle gesellschaftliche Aushandlungen zurück zu kommen.

Im folgenden Zitat bezieht sich Thompson auf gängige Zuschreibungen an die Keimzellen – Eizelle und Samenzelle – und dreht einfach die Zuschreibungen um und macht damit die unwissenschaftliche Voreingenommenheit deutlich, die nicht nur die populäre Sicht, sondern auch wissenschaftliche Abhandlungen prägen können:

„Es liegt sowohl Wahrheit wie Humor in Loubets [...] Vermutung, dass, wenn man die Beschaffenheit der Genitalzellen [Eizelle, Samenzelle, Anm. H-JV] umkehrte, es für die Anhänger dieser Entwicklungslehre ein leichtes sein würde, die Kennzeichen für das Geschlecht so abzuleiten, wie sie sie jetzt für den umgekehrten Fall angeben. Es würde dann die weibliche Zelle, kleiner und beweglicher als die männliche, das Weib mit ihrer geringeren Körpergröße, ihrem erregbaren Nervensystem und ihrer Unfähigkeit zu angestrenzter Aufmerksamkeit verkörpern, während die männliche Zelle, groß, ruhig und auf sich selbst beruhend, die Größe und Kraft, das unparteiische Denken und die leichte Konzentration der Aufmerk-

samkeit des Mannes darstellen würde.“ (Thompson 1905, 183; Hervorhebung ausgelassen.)

Judith Butler, eine Protagonistin der Queer Theorie

Die deutschsprachige gesellschaftliche Debatte krankt besonders daran, dass der aus dem Englischsprachigen kommende Begriff *queer* hierzulande kaum verstanden wird. Ist im deutschsprachigen Raum die Diskussion um Queer (Theorie) erfreulicherweise nicht nur auf den akademischen Bereich beschränkt, so führt die gesellschaftlich breite Verwendung eines Begriffes bzw. eines weitgehend unverstandenen wissenschaftlichen Konzeptes dazu, dass keine belastbare Basis für eine Diskussion vorliegt. Zum Beispiel: Während Queer als theoretischer Ansatz eigentlich eine grundlegende Kritik an Identitätskonstruktionen formuliert und offenere Konzepte einfordert (vgl. den Exkurs: „Was bedeutet Queer?“), wird der Begriff hierzulande vielerorts lediglich als Synonym für schwul oder maximal für eine schwul-lesbische Zusammenarbeit verwendet (vgl. Voß & Wolter, 2013, 34). Entsprechende Missverständnisse und Zuspitzungen sind die Folge.

Exkurs: Was bedeutet Queer?

„Queer“ ist im Rahmen der Queer Theorie nicht gleichbedeutend mit lesbisch oder schwul, wie es in Wörterbüchern häufig zu finden ist. Übersetzt heißt *queer* so viel wie „komisch“, „sonderbar“ und erhält im Sprachgebrauch eine mit „Arschficker“ oder „Schlampe“ vergleichbare Bedeutung), wurde der Begriff durch die Gruppe „Queer Nation“¹ selbstbewusst aufgegriffen und erfuhr eine Umdeutung zu einer Bezeichnung, die Menschen aller Identitäten und Lebensweisen einschließt.

„Queer Nation“ bildete sich in den USA als loser Zusammenschluss von Menschen, die aus der Gesellschaft ausgegrenzt und zu Außenseiter*innen gemacht wurden. Es entwickelte sich eine Sammelbewegung, die mit radikalen Aktionen und einer radikalen Sichtbarkeit den weißen mittelständischen heterosexuellen Mainstream angriff und Kritik an der ebenfalls diskriminierenden lesbischen und schwulen Community übte. Mensch störte weiß und heterosexuell normalisierte Räume, drang in

¹ Nicht: „Initiative Queer Nations“ aus Berlin, die durch Homo-Nationalismus auffällt (vgl. Wolter, 2020).

die Konsumgesellschaft ein, deutete Mainstream um und griff patriotische Symbole auf. Ein Haufen von 50 und mehr „Queers“ ging schrill gekleidet und laut shoppen, suchte gemeinsam sonst weiß und heterosexuell dominierte Lokale auf, veranstaltete *sit-ins*, *die-ins* und *kiss-ins*. Ziel war, öffentliche Räume psychologisch unsicher (im Sinne der Mehrheitsmoral) zu machen und damit Normierungen aufzubrechen; öffentlicher Raum sollte mit Sexualität und politischer Identität besetzt werden. Als weiteres Mittel radikaler Öffentlichkeit entstanden Magazine, in denen politische Veränderungen eingefordert und postpatriarchale und postnationale Fantasien formuliert wurden.

Queer Theorie knüpft an diese radikalen Fantasien an und entwickelt Ideen für gesellschaftliche Veränderungen. Sie offenbart, hinterfragt und zerstört Einteilungen und damit verbundene Benachteiligungen von Menschen. Dies geschieht einerseits beim viel reflektierten Beispiel der gesellschaftlich definierten Zweigeschlechtlichkeit, darüber hinaus aber auch überall dort, wo es zu Gruppeneinteilungen kommt, also bei der Aufspaltung in Homo- und Heterosexualität, in Schwarze und Weiße, Behinderte und Nichtbehinderte. Queer Theorie fordert ein Selbstbestimmungsrecht eines jeden Menschen über sich selbst, und beschreibt, dass Merkmale vielfältig und individuell sind. (Vgl. Voß, 2004, 66ff; der noch immer beste deutschsprachige Einführungsband ist Jagose, 2001)

Zudem scheinen sich auch im deutschsprachigen Raum berechnete Kritik am (neoliberalen) Kapitalismus und eine sich verbreitende Zukunftsangst innerhalb der sogenannten Mittelschicht auf Konzepte zu richten, die Flexibilisierungen auch im Geschlechtlichen und Sexuellen postulieren. Sind solche Ein-Punkt-Kritiken, die keine Zusammenhänge erfassen, aus neurechten Kontexten erwartbar – und sie finden auch international so statt, wie etwa die Verbrennung von Judith-Butler-Puppen in Brasilien zeigt (vgl. Sweetapple et al., 2020, 6) –, so verweisen analoge Kritiken in linken, liberalen und offenen traditionellen Kontexten eher auf ungenaue Analysen und unreflektierte Übertragungen negativ wahrgenommener neoliberaler Entwicklungen auf den Begriff und das Konzept Queer und allgemein auf Ansätze geschlechtlicher und sexueller Vielfalt. Das zeigt sich etwa bei den eingangs genannten Publizistinnen Roswitha Scholz, Andrea Trumann und Tove Soiland. Statt sich – auch gern differenzfeministisch – in Bezug auf den eigenen Untersuchungsgegenstand mit neoliberalen Entwicklungen zu befassen und damit zu einer grundlegenden Analyse der Aktualisierung kapitalistischer gesellschaftlicher Verhältnisse beizutragen, lagern sie die neoliberalen Neuerungen im geschlechtlichen und sexuellen Bereich auf den Begriff und das Konzept Queer aus – und übersehen damit die

ganz konkreten Auswirkungen, die sich auch unter ihrem Begriff eines „feministischen Materialismus“ für das „Subjekt Frau“ beschreiben ließen.

Ein weiterer Punkt für die hiesige Rezeptionssperre in Bezug auf Queer ist spezifisch deutsch (international findet man ihn sonst nicht) – und für traditionellere, an einer wie auch immer gearteten Objektivität interessierte Wissenschaftler*innen kaum nachvollziehbar: So werden Jüdinnen und Juden – Judith Butler ist eine praktizierende Jüdin – in Deutschland von einigen weißen² Aktivist*innen gerade des linken, aber mittlerweile auch des neurechten Spektrums insbesondere auf ihre Positionierung zur rechtskonservativen Regierung Israels „abgeklopft“. Eine kritische Haltung zu deren Politik führt dazu, dass von den weißen Personen Kampagnen und Boykott-Aufrufe gegen die sich kritisch äussernden Jüdinnen und Juden initiiert werden (vgl. Sweetapple, 2018, 12–14). In vollständiger Täter-Opfer-Umkehr wird diesen – oft linken, liberalen oder gerade orthodoxen – Jüdinnen und Juden gar Antisemitismus³ vorgeworfen, dabei markieren die weißen Personen ihre eigene Position als überlegen und reflektiert: Man habe ja aus der eigenen Nazi-Familiengeschichte gelernt (oft ohne sich auch nur ansatzweise damit auseinandergesetzt zu haben).

Queer Theorie ist von diesen Attacken gegen Jüdinnen und Juden besonders betroffen, da zentrale Theoretiker*innen der Queer Theorie – etwa Judith Butler – und ihrer Bezugstheorien – etwa Jacques Derrida, Daniel Boyarin – aus jüdischen Familien kommen und durchaus streitbare, kritische Geister sind. Nimmt man im deutschen jüdischen Kontext diese Pluralität wahr und lässt sie produktiv zu – das zeigt sich etwa in der Zeitschrift *Jalta* –, so wird diese Pluralität unter Mehrheitsdeutschen noch keineswegs in diesem Maß geschätzt, vielmehr verfangen hier teilweise die Boykottaufrufe und Rezeptionssperren aus dem linken und neurechten Spektrum (vgl. zu der schwierigen Position von Jüdinnen und Juden in Deutschland etwa Bartal, Y., Koester, E., 2018).

Die Gründe für das zögerliche Befassen mit Queer Theorie im deutschsprachigen Raum sind also vielfältig. Gleichwohl scheint es so, dass derzeit die Praxis die Theorie überholt: So werden die Lebensrealitäten der Menschen auch in Deutschland (und im deutschsprachigen Raum) im Hinblick auf Geschlecht und Sexualität diverser – das gilt in besonderem Maß für Jugendliche (vgl. für einen Überblick Voß, 2018). Gleichzeitig entwickeln

² „Weiß“ steht dabei nicht für eine „Hautfarbe“ o.Ä., sondern für eine privilegierte Stellung in einer durch Rassismus und Antisemitismus geprägten Gesellschaft.

³ Der Vorwurf des Antisemitismus an Jüdinnen und Juden ist tatsächlich ungeheuerlich – Jüdinnen und Juden seien für die Feindschaft gegen sich selbst verantwortlich.

sich international, aber auch deutschsprachig die wissenschaftlichen Diskussionen weiter und Konzepte von *Vielfalt*, *Queer* und *Intersektionalität* werden verbreiteter. Wichtig erscheint mir bei der weiteren Ausgestaltung, dass physiologische und physische Merkmale im Blick bleiben und dass weiterhin – und noch deutlicher – an die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse angeschlossen wird. Hier liegt Potenzial, das bisher nicht „gehoben“ ist – dabei wird entscheidend sein, dass man das Soziale nicht re-naturalisiert, sondern an den neueren, prozesshaften Materie-Begriff anschließt.

Literatur

- Arendt, H., 2015. *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. Piper Verlag, München. EA 1958.
- Bartal, Y., Koester, E., 2018. „Bist du Jude?“: Der deutsch-israelische Autor Yossi Bartal über den schmalen Grat zwischen Antisemitismus, Israelhass und Solidarität mit Palästinensern in Deutschland. Interview geführt von Elsa Koester. Der Freitag. Online: <https://www.freitag.de/autoren/elsa-koester/bist-du-jude>
- Bock, G., 2005. *Frauen in der europäischen Geschichte – Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. C. H. Beck, München. EA 2000.
- Butler, J., 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. Engl. 1990.
- Duden, B., 1993. Die Frau ohne Unterleib. Zu Judith Butlers Entkörperung. *Feministische Studien*, Band 11, 24–33.
- Gournay, M. le Jars de, 1997. Zur Gleichheit von Frauen und Männern. Hrsg. und übersetzt von F. Hervé und I. Nödinger. ein-FACHverlag, Aachen. Frz. 1622/1626.
- Hoffrogge, R., 2017. *Sozialismus und Arbeiterbewegung in Deutschland und Österreich: Von den Anfängen bis 1914*. Schmetterling Verlag, Stuttgart.
- Jagose, A., 2001. *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin: Querverlag. Engl. 1996.
- Landweer, H., 1993. Kritik und Verteidigung der Kategorie Geschlecht. *Feministische Studien*, Band 11, 34–43.
- Linkerhand, K. (Hg.), 2018. *Feministisch Streiten: Texte zu Vernunft und Leidenschaft unter Frauen*. Querverlag, Berlin.
- Petersen, S., 1990. *Frauendifferenzen in der Revolution*. In: Gerhard, U., Jansen, M., Maihofer, A., Schmid, P., Schultz, I. (Hg.), *Differenz und Gleichheit – Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht*. Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt/M., 68–74.
- Pizan, de Ch., 1990. *Das Buch von der Stadt der Frauen* (mit einer Einleitung von M. Zimmermann). dtv, München. Frz. 1405.
- Stübig, F., 1990. Was geschah eigentlich vor 200 Jahren? Ein Rückblick auf die Französische Revolution auch aus weiblicher Sicht. In: Gerhard, U., Jansen, M., Maihofer, A., Schmid, P., Schultz, I. (Hg.), *Differenz und Gleichheit – Menschenrechte haben (k)ein Geschlecht*. Ulrike Helmer Verlag, Frankfurt/M., 30–45.
- Sweetapple, Ch., Voß, H.-J., Wolter, S.A., 2020. *Intersektionalität: Von der Antidiskriminierung zur befreiten Gesellschaft?* Schmetterling Verlag, Stuttgart.
- Thompson, H.B., 1905. *Vergleichende Psychologie der Geschlechter. Experimentelle Untersuchungen der normalen Geistesfähigkeiten bei Mann und Weib*. Autorisierte Übersetzung von J.E. Kötscher. A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch), Würzburg. Engl. 1903.
- Voß, H.-J., 2004. Queer zwischen kritischer Theorie und Praxisrelevanz. In: Hertzfeldt, H., Schäffgen, K., Veth, S. (Hg.), *Geschlechter Verhältnisse – Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis*. Dietz Verlag, Berlin, 66–76.
- Voß, H.-J., 2010. *Making Sex Revisited: Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive*. Transcript-Verlag, Bielefeld.
- Voß, H.-J., Wolter, S.A., 2013. *Queer und (Anti-)Kapitalismus*. Schmetterling Verlag, Stuttgart.
- Voß, H.-J., 2016. Prozessdenken und Homosexualität im Kontext von Naturwissenschaft und Pädagogik. In: Çetin, Z., Voß, H.-J. (Hg.), *Schwule Sichtbarkeit – schwule Identität: Kritische Perspektiven*. Psychosozial-Verlag, Gießen, 33–82.
- Voß, H.-J. (Hg.), 2018. *Die Idee der Homosexualität musikalisieren. Zur Aktualität von Guy Hocquenghem*. Psychosozial-Verlag, Gießen.
- Wolter, S.A., 2020. Ist Krieg oder was? Queer Nation Building in Berlin-Schöneberg. In: Wolter, S.A. (Hg.), *Das Sternbild des Matrosen lesen: Schwules Leben – schwule Literatur*. Psychosozial-Verlag, Gießen, 73–86. EA 2011.
- Whitehead, A.N., 1988. *Wissenschaft und moderne Welt*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. EA 1925.

Autor

Prof. Dr. phil., Dipl. Biol. Heinz-Jürgen Voß, Fachbereich Soziale Arbeit/Medien.Kultur, Hochschule Merseburg, Geusaer Straße, 06217 Merseburg (Saale), e-mail: heinz-juergen.voss@hs-merseburg.de

Trans*? – Zwischen Patientenwünschen und therapeutischer Fürsorge – Zwei Fallbeispiele*

David Goecker

Trans*? – Between Patient Wishes and Therapeutic Care – Two Case Studies

Abstract

The article outlines courses of psychotherapy for two biological male patients, who introduced themselves with the request for medical sex change. In both cases, the request for sex change was not primarily due to a female identity. The courses of psychotherapy illustrate a small sample of the diversity of psychodynamics that can lead to the request for sex change and the resulting difficulties and challenges for psychotherapy. **Keywords:** Request for sex change, Gender dysphoria, Transsexualism, Personality, Sexual preferences

Zusammenfassung

Es werden Psychotherapieverläufe von zwei biologischen Männern skizziert, welche sich mit dem Wunsch nach körpermedizinischen geschlechtsverändernden Maßnahmen vorstellten. In beiden Fällen resultierte das Umwandlungsbegehren nicht primär aus einer weiblichen Identität. Die Therapieverläufe illustrieren einen kleinen Ausschnitt aus der Vielfalt der Psychodynamiken, welche zu einem Umwandlungsbegehren führen können sowie die hieraus resultierenden Herausforderungen und Schwierigkeiten für die psychotherapeutische Behandlung.

Schlüsselwörter: Umwandlungsbegehren, Geschlechtsdysphorie, Transsexualismus, Persönlichkeit, sexuelle Präferenzen

Einleitung

Im Rahmen des psychotherapeutisch begleiteten „Alltags-tests“ schildern Patienten mit einer Geschlechtsidentitätsproblematik oftmals einen hohen Leidensdruck. Dieser geht meist einher mit dem intensiven Wunsch, möglichst bald mit körperverändernden Maßnahmen zu beginnen. Die Intensität dieses Wunsches korreliert jedoch nicht zwangsläufig mit der Sicherheit für die Indikation dieser Maßnahmen. Mitunter erscheinen die intendierten körperverändernden Maßnahmen wie ein verzweifelter Lösungsversuch für anderweitige (psychische) Probleme. Im Folgenden werden zwei Fälle vorgestellt, in welchen trotz

des jeweils ausgeprägten Wunsches des Patienten, mittels hormoneller und chirurgischer Maßnahmen den Körper zu verändern, der Endunterzeichner dagegen riet, im ersten Fall aus Sorge dem Patienten dadurch zu schaden, im zweiten, weil eine nicht unbedeutende prognostische Unsicherheit vorlag. Beide Fallbeispiele sind anonymisiert in Bezug auf Alter, Name, Beruf, Aussehen, Biografie usw.

Fallbeispiel 1

Herr Rosenberg, 30 Jahre alt, stellt sich auf Empfehlung des Hausarztes wegen „Depressionen“ vor. Er ist etwa 195 cm groß, sehr schlank, trägt schulterlange dunkle lockige Haare, hierzu auffällig bunte Kleidung. Es gelinge ihm nicht, sein Studium der Kunstgeschichte zu beenden. Im Erstkontakt wirkt er fordernd, erscheint in seinen Ausführungen sprunghaft, weitschweifig, expressiv und dramatisierend. Er habe „große Angst“, sich auf sexuelle und partnerschaftliche Erfahrungen mit Männern einzulassen. Er fühle sich oft einsam und vermisse überdies Freundschaften. In der Vergangenheit habe er versucht, durch die Einnahme von bewusstseinsverändernden Substanzen neue Erfahrungen zu machen, um seine zwischenmenschlichen Unsicherheiten zu überwinden. Er fühle sich „oft angespannt“, in Stresssituationen „jucke“ er sich die „Kopfhaut wund“, er sei „ständig voller Ängste“ und ärgere sich darüber, dass er seinen „eigenen Ansprüchen nicht genügt“: „Ich habe wichtige Dinge mitzuteilen. Ich will ein Leben voller Bedeutung für andere führen. Ich habe Angst vor Bedeutungslosigkeit.“ Er möge seinen Körper nicht, insbesondere seine Körpergröße störe ihn: „Ich verurteile mich dafür, dass ich meinen Körper nicht mag.“

Er sei als jüngstes Kind von drei Geschwistern (Bruder +12 Jahre, Schwester +10 Jahre) bei den Eltern aufgewachsen. In seinem fünften Lebensjahr hätten sich die Eltern getrennt. Seine Mutter betreibe einen Kiosk. Er schildert sie wie folgt:

„Sie ist sehr herzlich und absolut nicht ausgeglichen. Sie hat ganz schnell Krach mit anderen Menschen. Sie kann sich schlecht unterordnen [...]. Als ich Kind war, fand sie immer alles ganz toll an mir, es gab nie Strafe, sie hat mir nie Grenzen gesetzt [...]. Sie hat sich oft sehr einsam gefühlt, hatte aber nie wieder einen neuen Partner.“

* Ausgearbeiteter Vortrag der Jahrestagung der DGSMTW 2019 in Berlin.

Zu dem Vater, vormals tätig als Polizist, Frührentner, bestehe nur sporadisch Kontakt. Herr R. schildert ihn als „sehr stressbelastet“:

„In Konflikten zieht er sich schnell zurück. Wenn es nicht mehr geht, dann explodiert er auch schon mal [...]. Er ist sehr intellektuell [...]. Er trinkt zu viel Alkohol. Er hatte schon immer viele Frauen, deswegen hat meine Mutter ihn verlassen.“

Zu seinen beiden älteren Geschwistern bestehe kaum Kontakt. Einige Jahre nach der Trennung der Eltern seien sie ihre eigenen Wege gegangen. Er habe schon immer eine sehr enge Bindung zu seiner Mutter gehabt, welche mit dem Auszug der Geschwister noch enger geworden sei.

Er habe eine „antiautoritäre Schule“ besucht: „Ich bin dort oft gemobbt und viel geschlagen worden [...]. Ich habe mich oft in den Mittelpunkt gestellt und mit meinen Mitschülern um die Gunst der Lehrer konkurriert.“ Im Alter von 14 Jahren habe er trotz Normalgewichts mittels Nahrungsrestriktionen sein Gewicht massiv reduziert. Er habe dies damals als Erfolg erlebt. Auf Drängen des Kinderarztes habe er sich in psychotherapeutische Behandlung begeben und sein Gewicht habe sich schrittweise wieder normalisiert. Bereits damals habe er sich oft einsam gefühlt: „Ich fand meine Mitschüler doof und unmotiviert.“

Im Alter von 17 Jahren habe er ein Jahr als Austauschschüler in Spanien verbracht. Dort sei er ein guter Schüler gewesen, jedoch habe er sich erneut in der Außenseiterrolle befunden: „Ich wollte später unbedingt einmal auf eine Eliteuni, egal welches Fach. Ich wollte Anerkennung. Ich habe an mich immer den Anspruch gestellt, ein moralisch besonders guter Mensch zu sein.“ Nach dem Abitur habe er zwei Jahre lang gejobbt: „Es gab so viele Dinge, die mich interessiert haben. Ich konnte mich beruflich nicht festlegen.“ Schließlich habe er sich entschieden, Kunstgeschichte zu studieren. Seit Jahren schiebe er seine Abschlussarbeit zu dem Thema „Kunst und Psychodelika“ vor sich her.

Seine ersten sexuellen Erfahrungen seien vor der Pubertät mit einem Nachbarsjungen in Form von „Doktorspielen“ erfolgt. Seit dem siebten Lebensjahr masturbiere er. Die Ejakulation sei im Alter von elf Jahren erfolgt. Er sei in der Schule sexuell aufgeklärt worden.

Mit elf Jahren habe er seine ersten Pornos im Internet angeschaut. Dies habe bei ihm zu der Erkenntnis geführt: „Dann bin ich wohl schwul.“ Bei der Selbstbefriedigung, welche mehrmals wöchentlich erfolge, nutze er Dildos: „Ich stehe auf anale Stimulation, das kann ich stundenlang machen.“ Ein betrunkenere Kommilitone habe sich ihm „körperlich genähert“, als er 21 war: „Ich war total horny, weil sich das erste Mal jemand für mich sexuell interessierte.“

Vor zwei Jahren sei es zu einem ersten sexuellen Kontakt mit einem Mann gekommen: „Es war super, weil der

Typ mich wirklich wollte.“ In den folgenden Jahren sei es zu insgesamt acht „One-Night-Stands“ gekommen: „Entweder hatte ich danach kein weiteres Interesse mehr oder der andere.“

Im Folgenden wird ein Therapieverlauf über elf Sitzungen (ca. 6 Monate) dargestellt. Mit Beginn der Therapie berichtet der Patient spontan:

„Mir geht es dramatisch besser, weil ich mein wirkliches Problem erkannt habe. Ich bin bi-gender, gleichzeitig Mann und Frau [...]. Ich möchte einen sehr männlichen Körper und gleichzeitig eine Vagina [...]. Wenn ich meinen Körper verändere, dann verändere ich auch meine Persönlichkeit, ich wäre dann ein ganz anderer Mensch [...]. Ich wäre vielmehr ich selbst, ich wäre viel freier [...]. Ich freue mich schon darauf, wenn ich meinen Eltern erzähle, dass ich beides bin, wie die dann gucken werden [...]. Ich bin mein eigener Zwilling, Mann und Frau.“

Er habe in der vergangenen Woche mit mehreren Freundinnen hierüber gesprochen. Sie hätten seine „Geschichte sehr aufregend und interessant“ gefunden.

Der Patient kommt ernüchert zur fünften Sitzung. Er habe sich in der vergangenen Woche im Internet über genitalverändernde chirurgische Optionen informiert. Es sei offensichtlich „alles ein wenig schwieriger“, als er sich dies vorgestellt habe. Er wolle sich nun an eine „Beratungsstelle für Transsexuelle“ wenden. In der sechsten Sitzung schildert er seine Erfahrung bei der Beratungsstelle: „Es war verrückt, der Mann, der mich beraten hatte, der hatte genau den Körper, den ich haben will und auch noch meinen Vornamen [...]. Wir waren uns sofort einig, dass mir dieser Körper auch zusteht, sonst wäre es ja Diskriminierung.“ (Anmerkung: Der Patient traf einen Transmann ohne genitalchirurgische Veränderungen an.)

Kurze Zeit später outete sich der Patient bei seinen Eltern und seinen Freunden als „transsexuell“: „Alle haben positiv reagiert, ich fühle mich jetzt viel verbundener mit ihnen.“ Da es ihm psychisch besser gehe, treibe er nun mehr Sport, freue sich, dass sein Körper männlicher werde. Gleichzeitig „experimentiere“ er mit Make-Up und Wimperntusche: „Mir geht es so gut, wie lange nicht mehr.“ Überdies berichtet er von einem sich einstellenden Kinderwunsch: „Mein Kind soll meine Entwicklung einmal fortführen.“ Auf Wunsch des Patienten wurde eine Therapiepause vereinbart, da es ihm ja derzeit sehr gut gehe: „Ich brauche jetzt erst mal keine Therapie mehr.“

Der Patient kommt einen Monat später erneut zur Sitzung: „Ich dachte, ich hätte es geschafft, aber meine Stimmung geht hoch und runter, ich habe keinen Antrieb mehr für nichts.“ Eine Woche später schildert er euphorisch: „Mir geht es fantastisch, ich mache jetzt eine Testo-

steronkur, ich nehme 250 mg pro Woche. Ich plane eine Dauer von 20 Wochen und habe bereits Muskelmasse aufgebaut.“ Zwischenzeitlich sei er auf einem Pornofestival gewesen: „Ich war schon immer jemand, der sich eine weibliche Sexualität gewünscht hat, deswegen will ich eine Vagina [...]. Die Frauen in den Pornos scheinen viel mehr Spaß zu haben als die Männer und die können länger.“

In den folgenden Wochen schildert der Patient mehrere Beziehungsversuche mit Männern, welche er jedoch bei der kleinsten Kritik umgehend abbricht: „Dann hat der andere da ein anderes Bild von mir, was nicht zutrifft, das muss ich mir dann ja nicht antun, der wird mir dann nicht gerecht.“ Herr R. schildert überdies auch eine Zunahme seines OP-Wunsches:

„Mit Neovagina bin ich ein Transmann [...]. Optisch wäre das genau das gleiche Ergebnis, auch wenn ich aus einer anderen Richtung kommen würde [...]. Warum sollte ich nicht auch ein Recht darauf haben? Ich will einen Präzedenzfall schaffen, ich will anderen Transmenschen helfen [...]. Die Statistiken zeigen, dass die meisten Menschen mit der Umwandlung zufrieden sind, ich werde auch zufrieden sein [...]. Ich würde eine Vagina an mir ja auch als etwas Künstlerisches ansehen, das kann ja nicht schlecht sein.“

Bis zur nächsten Sitzung hat sich das Umwandlungsbegehren aufgelöst, da der Patient sich in einen Mann verliebt habe. Einen Monat später wird der Patient verlassen und das Umwandlungsbegehren flammt wieder auf: „Ich finde es toll, meinen Körper so zu verändern, wie ich es mir wünsche, wie ich ihn mir vorstelle [...]. Ich überlege, ob ich mir vor der OP Sperma einfrieren lassen sollte, ich will ja noch mal Kinder haben.“

Da der Patient eine OP für eine Neovagina beim Medizinischen Dienst der Krankenkassen (MDK) beantragen möchte, fordert er vom Endunterzeichner eine Bescheinigung für eine OP-Indikation. Welcher diese ablehnt. Daraufhin stellt der Patient die therapeutische Beziehung infrage: „Wollen Sie, als mein Therapeut, mir nun helfen oder nicht? [...] Niemand interessiert sich für mich [...]. Das bedeutet, dass Sie mir nicht helfen wollen, in einer Situation, wo die Gesellschaft gegen mich ist.“

Der Patient lehnt die Option als „Bi-Gender ohne Neovagina“ zu leben rigoros ab. Auf die Frage, was sich für ihn durch eine Neovagina im Leben konkret ändern würde, antwortet der Patient: „Ich hätte dann halt eine Neovagina [...]. Mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen [...]. Das kann Ihnen doch auch völlig egal sein, das ist meine Entscheidung, Sie schränken meine Entscheidungsmöglichkeiten ein.“

Zehnte Sitzung: Er sei erneut bei der Beratungsstelle gewesen und dort sei ihm empfohlen worden, sofort die Therapie bei mir abubrechen. Er habe zwischenzeitlich einen Arzt gefunden, der ihn nun mit Androcur und mit

Östrogenen mediziere, damit er der Krankenkasse gegenüber später einmal nachweisen könne, dass er weibliche Hormone nehme und tatsächlich transsexuell sei. So wolle er sicherstellen, dass später auch die OP bezahlt werde. Nach der Genital-OP wolle er die Östrogene absetzen und sich dann wegen der fehlenden Hoden mit Testosteron substituieren lassen.

Der Patient äußert ärgerlich: „Ich war bei zehn Transpezialisten, alle haben gesagt, Sie irren und die haben alle die Sorge, dass Sie auch andere Patienten falsch behandeln [...]. Bitte geben Sie sich eine Chance und lassen mich mal einige Spezialisten mitbringen, damit Sie von denen mal was lernen können.“ Eine Woche später erfolgt auf Wunsch des Patienten das Abschlussgespräch, welches überraschend versöhnlich verlief: „Sie haben mir in ganz vielen Punkten auch weitergeholfen [...]. Ich wünsche mir jetzt eher einen Therapeuten, der sich mit dieser Thematik nicht so gut auskennt, da bekomme ich vielleicht mehr Verständnis und Unterstützung.“

Fallbeispiel 2

Herr Kraft, 43 Jahre alt, Fliesenleger, kommt auf Empfehlung seines Hausarztes mit dem Wunsch nach Medikation mit Östrogenen sowie einem operativen Brustaufbau und Neovagina zum Erstgespräch. Er kommt weiblich geschminkt, in Damenpullover, Damenjeans und Damenschuhen gekleidet, trägt schulterlange Haare, der Bartschatten ist überschminkt. Er ist freundlich im Kontakt, sympathisch, muskulös, mit sonorer männlicher Stimme und markanten männlichen Gesichtszügen. Auf die Frage, ob er mit „Herr“ oder mit „Frau“ angesprochen werden wolle, antwortet er: „Wir fangen erst einmal mit ‚Herr‘ an, dann vielleicht später mit ‚Frau‘.“ Auf eigene Kosten habe er bereits eine Laserhaarentfernung im Bereich von Gesicht, Brust und Extremitäten durchführen lassen. Er sei verheiratet mit einer Frau und sexuell ausschließlich auf Frauen orientiert.

Seit mehreren Jahren komme es mit seiner Ehefrau zu keinen genitalen sexuellen Kontakten mehr. Es bestünden ebenfalls keine sexuellen Kontakte zu anderen Personen. Mit seiner Frau habe er eine gemeinsame Tochter im Alter von vier Jahren. Aus seiner ersten Ehe stamme ein siebzehnjähriger Sohn, zu welchem er heute keinen Kontakt mehr pflege. Seit sechs Monaten trage er eine Brustprothese und Frauenkleidung im Alltag und auf der Arbeit. Er erlebe die Brustprothese als störend, er schwitze darunter und die Haut entzünde sich. Seine Ehefrau und seine Schwiegereltern wüssten über die geplanten körperlichen Veränderungen Bescheid. Seine Ehefrau sei bereit, auch zukünftig auf peno-vaginale Sexualität zu verzichten.

Seine Eltern hätten sich getrennt, als er fünf war. Zwei Jahre später habe sich seine Mutter partnerschaftlich neu

gebunden. Sein Stiefvater sei „Alkoholiker“ gewesen. Als er neun war, habe sich die Mutter getrennt, nachdem sein Stiefvater „im Suff ein Tötungsdelikt begangen“ habe. Ein Jahr später sei der zweite Stiefvater in die Familie gekommen: „Immer, wenn meine Mutter mich verprügelt hat, dann hat er sich gefreut [...]. Der war noch schlimmer als der erste.“ Er schildert seine Mutter als „egoistisch und streitsüchtig“: „Ich habe nie Aufmerksamkeit von ihr bekommen [...]. Ich musste mich um meine beiden jüngeren Stiefschwestern kümmern, während sie mit anderen Kerlen rum gemacht hat [...]. Sie hat sich gefreut, wenn sie mir ihre Geschenke wieder weggenommen hat.“

Im Alter von zwölf Jahren sei er auf sein Drängen hin zum leiblichen Vater gekommen. Hier habe er jedoch rasch Ablehnung durch die Stiefmutter erfahren. In der Schule sei er ein Außenseiter gewesen und habe die Rolle des „Klassenclowns“ gehabt. Mit 15 Jahren sei er „wegen Weglaufen und Schulschwänzen“ in ein Erziehungsheim gekommen. Nach dem Hauptschulabschluss habe er eine Ausbildung zum Fliesenleger absolviert.

Er schildert ein geschlechtstypisches Spielverhalten im Kindesalter. Im Alter von sechs Jahren sei es mit seiner gleichaltrigen Freundin zu „Petting“, „Zungenküssen“ und „Oralverkehr bis zum Orgasmus“ gekommen. Er erinnere sexuelle Erregung durch das Tragen von und Riechen an gebrauchter Damenunterwäsche seit dem achten Lebensjahr. Er habe die Unterwäsche von der Mutter und später von der Stiefmutter entwendet sowie von den beiden jüngeren Stiefschwestern. Er habe diese Kleidungsstücke ab der Pubertät bei der Selbstbefriedigung zur sexuellen Erregungssteigerung genutzt. Damals habe er dreimal täglich bis zum Orgasmus masturbiert. Er habe deswegen „immer ein schlechtes Gewissen gehabt“.

Im Alter von zwölf Jahren habe er seinen ersten peno-vaginalen Geschlechtsverkehr mit seiner elfjährigen Freundin gehabt (mit Ejakulation). Im Alter von 18 Jahren habe er sich das erste Mal verliebt: „Ich fand sie schön, hatte aber kein Interesse an Sex mit ihr.“ Drei Jahre später habe er sich von ihr getrennt. Im Alter von 20 Jahren sei es einmalig zu einer peno-analen Penetration durch einen als Frau verkleideten Nachbarn gekommen: „Sex mit einem Mann interessiert mich, weil ich mich dann als Frau fühlen kann.“ Seit dem 19. Lebensjahr trage er nach der Arbeit gelegentlich Frauenkleidung im häuslichen Umfeld, insbesondere in Zeiten ohne Partnerin: „Ich fühlte mich immer als Mann in Frauenkleidung.“

Im Alter von 20 Jahren habe er seine erste Ehefrau kennengelernt. Er sei von ihren Haaren und ihren Brüsten „fasziniert“ gewesen. Dennoch habe er die Sexualität mit ihr nicht genießen können: „Das war nicht wirklich die Erfüllung.“ Sexualität habe er deutlich lustvoller erleben können, wenn er sich als Frau fantasiert habe. Als besonders erregend erlebe er die Vorstellung, selbst Brüste zu besitzen und

von seiner Partnerin peno-vaginal und unter ihr liegend, penetriert zu werden. Seine erste Ehefrau habe ihn nach drei Jahren „wegen eines anderen Mannes verlassen“. In den folgenden Jahren habe er sich mehrfach in Frauen verliebt: „Die Abstände, wo ich nach dem Verlieben keine OP wollte, wurden immer kürzer.“ Sechs Jahre nach der Trennung von der ersten Ehefrau habe er ihre Schwester geheiratet.

Bei der Selbstbefriedigung nutze er „She-Male-Pornos“. Auf die Frage, inwiefern er seinen Penis bei der Selbstbefriedigung lustvoll einsetzen könne, antwortet er: „Bei sexueller Erregung ist das Hirn ausgeschaltet, dann stört der Penis nicht.“ Vor drei Jahren habe er sich im Internet zu dem Thema „Transsexualismus“ informiert: „Ab dann wollte ich definitiv eine OP und eine Frau sein, vorher war das immer nur so eine Phase.“ Sobald er über eine Neovagina verfüge, wünsche er sich Sex mit einem Mann: „Ich will mal Sex mit einem Mann haben, obwohl ich Zungenküsse mit Männern eklig finde [...]. Ich wollte halt immer schon von vorne, nie von hinten.“

Zu Beginn der Therapie schildert Herr K. betrübt den Rückzug seiner Frau: „Sie zieht sich zurück, sie wird schweigsam. Sie frisst alles in sich hinein, sie will nicht sagen, was los ist.“ Herr K. intensiviert seine Körperpflege, um möglichst weiblich zu erscheinen. Er geht bald regelmäßig in Frauenkleidung zur Arbeit, obwohl er auf das Unverständnis der Kollegen trifft: „Ich verstecke mich nicht [...]. Die Kollegen sind einfach nur intolerant.“ Er leide nicht unter den fehlenden sexuellen Kontakten mit seiner Frau: „Ich habe mein sexuelles Leben gelebt. Der Tag hat 24 Stunden, da kann ich auch auf 20 Minuten Sex verzichten.“ Dennoch verspüre er weiterhin das Bedürfnis nach Selbstbefriedigung: „Der Drang ist immer noch da, aber nach dem Abspritzen habe ich einen schlechten Geschmack im Mund, ich will das nicht mehr, außerdem riecht der Penis dann.“ Er stelle sich hierbei vermehrt vor, als Frau von einem Mann penetriert zu werden: „Es gibt Männer, die gefallen mir richtig gut [...]. Nein, ich will auf keinen Fall Zungenküsse, das geht dann nach hinten los.“

Aufgrund seines Erscheinungsbildes ernte er in der Öffentlichkeit oft fragende Blicke. In der Familie und am Arbeitsplatz werde er weiterhin als Mann wahrgenommen, trotz seiner Bemühungen um äußerliche Veränderungen: „Geguckt wird schon, die Leute sehen meine markanten Gesichtszüge. Die sehen mich alle noch als Mann, ich lass sie dann, da kann man nichts machen [...]. Nach der OP brauche ich halt noch eine OP fürs Gesicht [...]. Ich mache das alles nur für mich, mir ist egal, wie andere mich sehen [...].“

Bei einem gemeinsamen Gespräch mit der Ehefrau schildert diese: „Es ist alles nicht einfach für mich. Es ist befremdlich für mich, meinen Mann in Frauenkleidung zu sehen. Er zieht das durch, ohne Rücksicht auf Verluste [...]. Nein, der lässt sich bestimmt nicht von Männern anfassen.“ Die Schwiegereltern wenden sich von dem Patienten ab, da sie sehen, wie ihre Tochter leidet.

Sollte es zu einer Trennung kommen, dann werde er eine neue Partnerin finden: „Wenn eine zukünftige Partnerin sagt, sie sieht das Männliche in mir, dann kann ich damit leben.“ Es falle ihm weiterhin schwer, sich als Frau zu fühlen:

„Wenn ich eine ordentliche Brust hätte und eine Vagina, dann würde ich mich schlagartig als Frau fühlen [...]. Ich fühle mich als Mann, dem es gelingt, in der Öffentlichkeit als Frau aufzutreten. Es ist definitiv noch männliche Identität da. Mit ‚Frau‘ angesprochen zu werden ist für mich sehr ungewohnt [...]. In dem Moment, wo ich im Krankenhaus aufwache, weiß ich, dass ich eine Frau bin, dann werde ich auch eine Frau sein. Ich kann den Tag nicht erwarten, wo's damit losgeht. Ich gehe als Mann ins Krankenhaus und komme als Frau wieder heraus [...]. Ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn ich nicht im Internet nachgelesen hätte, wahrscheinlich wäre mein Leben einfach so weitergegangen [...]. Früher war es definitiv sexueller Natur, dass ich eine Frau werden möchte. Heute fühle ich mich als Frau einfach wohler. Das Gefühl wäre sehr schön, wenn ich meine echte Brust berühren könnte.“

Es sei ihm sehr wichtig, dass nach der OP die genitale Erlebnisfähigkeit erhalten bleibt: „Nur wenn ich nach der OP noch einen Orgasmus bekommen kann, dann macht ein Loch überhaupt Sinn.“ Der Patient schildert, er habe sich in letzter Zeit verändert: „Ich bin in letzter Zeit sehr egoistisch geworden. Ich lebe in meiner eigenen Welt, ich habe mich schon als Kind abgekapselt.“

In der 12. Sitzung schildert der Patient verzweifelt: „Es geht bei mir alles drunter und drüber. Meine Schwiegereltern haben den Kontakt zu mir abgebrochen, meine Kollegen reden nicht mehr mit mir. Meine Frau sagt nichts, verlässt mich aber auch nicht [...]. Ich muss akzeptieren, dass ich nicht als Frau akzeptiert werde.“

Nach 18 Sitzungen und einem Jahr Therapieverlauf kommt der Patient erschöpft und unrasiert zu Sitzung: „Es ist alles so chaotisch.“ Er schildert den Wunsch, sich dem Therapeuten mit weiteren Themen anzuvertrauen. Schamerfüllt berichtet er:

„Im Alter von zehn Jahren hatte ich regelmäßig Geschlechtsverkehr mit meiner drei Jahre jüngeren Stiefschwester, ja, mit Penetration. Ich weiß, ich bin pervers [...]. Dann gibt es da noch was, ich stehe auf Hunde. Mit 16 Jahren habe ich mich das erste Mal anal durch den Hund meiner Tante penetrieren lassen. Später habe ich selbst Rüden gehabt. Ich hatte auch Sex mit dem Rüden meiner Schwiegereltern [...]. Auf Sex mit meiner Frau kann ich verzichten, aber auf Sex mit einem Hund will ich nicht verzichten [...]. Mein Hund war für mich mein Lebenspartner. Diese Intensität der

Beziehung habe ich nie mit einer Frau erlebt. Ja, es wäre das Größte, wenn mich ein Rüde vaginal penetrieren könnte.“

Der Patient entschließt sich einige Wochen später, beim Amtsgericht die Vornamens- und Personenstandsänderung zu beantragen. Das Gericht beauftragt umgehend zwei unabhängige Gutachter. Herr K. wolle von nun an mit „Frau Kraft“ angesprochen werden. (Im weiteren Text wird daher auch das weibliche Pronomen verwendet.) Überdies wolle sie nun unverzüglich mit der gegengeschlechtlichen Hormonbehandlung beginnen. Sie wird u.a. darüber aufgeklärt, dass dies zu einer Reduktion ihrer sexuellen Erlebnisfähigkeit und sexuellen Fantasien führen kann: „Es wäre ja super, wenn durch die Hormone die Fantasien mit den Hunden weggehen würden, dann kann ich mich mehr auf das Frausein konzentrieren.“

Der erster Gutachter kommt zu folgendem Ergebnis: „Es besteht eindeutig eine transsexuelle Prägung.“ Der zweite Gutachter schreibt: „Die subjektive Geschlechtszugehörigkeit ist für Herrn Kraft eindeutig auf die weibliche Geschlechtsidentität ausgerichtet. [...]. Homosexualität und andere sexuelle Paraphilien konnten ausgeschlossen werden.“ Hierzu erwähnte die Patientin schuld bewusst: „Ich habe natürlich nicht alles erzählt.“ Sie stellt sich mit den beiden Gutachten bei einem Endokrinologen vor und beginnt die sehnlich gewünschte Hormonbehandlung mit Östrogenen.

Sie resümiert den bisherigen Therapieverlauf nach zwei Jahren und 29 Sitzungen: „Ich schaue im Internet nicht mehr so oft nach Rüden [...]. Die Namensänderung ist durch und auch für meine Frau ist es o.k., wir leben jetzt wie zwei Freundinnen zusammen [...]. Meine körperliche Kraft lässt nach, aber damit kann ich leben.“

Anderthalb Jahre später fordert der MDK einen Befundbericht an, die Schweigepflichtentbindung der Patientin ist beigefügt. Die Fragen des MDK werden wie folgt zusammenfassend beantwortet:

„Die Behandlungsdiagnose lautet: multiple Störung der Sexualpräferenz (ICD-10 F 65.6G). Es liegen eine Autogynäphilie und eine Zoophilie (Rüden) vor [...]. Sekundär erfolgte die Dynamisierung zu einem Transsexualismus (F64.0G). Die in den Standards der Behandlung von Transsexuellen genannten Therapieziele sind erreicht worden. Frau K. lebt seit deutlich über drei Jahren in ihrer Freizeit und seit mindestens zwei Jahren in allen sozialen Bezügen als Frau. Der hohe Leidensdruck wurde in den Gesprächen wiederholt deutlich und wirkte glaubhaft [...]. Das transsexuelle Erleben begründet sich aus dem Vorliegen der multiplen Störung der Sexualpräferenz [...]. Die weitere Prognose muss als fragwürdig eingestuft werden, da es Frau K. bisher nicht gelang, in ihren sozialen Be-

zügen auch tatsächlich wie gewünscht als Frau wahrgenommen zu werden.“

Zwei Jahre später stellt die Patientin sich erneut vor, da der MDK die Kostenübernahme für eine OP mit folgender Begründung abgelehnt hatte:

„Es liegt eine Störung der Sexualpräferenz als Ursache für das transsexuelle Erleben vor. Diese wäre gegebenenfalls behandelbar.“

Frau K. schildert zu ihrem aktuellen Befinden nach einem Jahr Medikation mit Östrogenen und Androcur:

„Der Trieb ist weg, besser geht es nicht [...]. Das mit den Hunden ist weg, ich bin sowas von froh, dass das weg ist [...]. Sex wird in meinem Leben keine Rolle mehr spielen. Ich habe jetzt romantische Beziehungsträume [...]. Bei meinem neuen Arbeitgeber werde ich mal als Mann, mal als Frau angesprochen, aber das ist mir jetzt egal geworden [...]. Ich will jetzt eine schöne Vagina haben. Das gehört dazu. Ich habe nur Angst, dass ich inkontinent werden könnte [...]. Ich bin nicht mehr so belastbar, ich bin gestresster, ich bin so übergenau mit vielen Sachen geworden. Ich gerate schneller aus der Haut, ich trete vor Wut gegen Dinge [...]. Ich bin in den letzten Jahren labiler geworden. Ich mag jetzt noch weniger Menschenmengen [...]. Meine Figur ist weiblicher geworden, meine Haut weicher, ich habe kleine Brüste bekommen, das alles finde ich natürlich sehr gut.“

Selbstkritisch reflektiert sie: „Die Frage, ‚Ist das jetzt ein Mann oder eine Frau?‘ wird bei anderen Menschen wohl immer bleiben.“ Sie habe eine Freundin auf der Arbeit gefunden: „Wir verstehen uns super, wir konnten gleich losquatschen.“ Sie sei mehr denn je entschieden, sich einer Genital-OP zu unterziehen: „Es wird immer dringender für mich, das Ding muss weg.“ Nach vier weiteren Sitzungen kommt erneut eine Anfrage des MDK. Die gestellten Fragen werden wie folgt beantwortet:

„Die Patientin erlebt das Vorhandensein ihres Penis mittlerweile als hochgradig ich-dyston und wünscht eine schnellstmögliche operative Entfernung von Penis und Hoden. [...] Sexuelle Präferenzstörungen lassen sich nach den aktuellen sexualmedizinischen Erkenntnissen psychotherapeutisch grundsätzlich nicht in der Qualität beeinflussen, sondern allenfalls in Bezug auf die Integration ins Selbstbild und im Umgang mit diesen. Der Wunsch von Frau K., als Frau zu leben, wird

sich mit großer Wahrscheinlichkeit nicht durch Psychotherapie beeinflussen lassen. [...] Über die Prognose des postoperativen psychosexuellen Funktionsniveaus können letztlich kaum verlässliche Aussagen getroffen werden [...].“

Zwei Jahre später wird der Therapeut beim Sozialgericht vorgeladen. Es sollte geklärt werden, inwieweit die Diagnose Transsexualität (F 64.0) bei der Klägerin vorliege. Erneut wird dargelegt, dass basierend auf dem Vorliegen einer multiplen sexuellen Präferenzstörung mittlerweile eine Geschlechtsidentitätsstörung im Sinne eines sekundären Transsexualismus bestehe. Zum Bedauern des Gerichtes vermochte der Endunterzeichner keine verlässliche Prognose bezüglich des postoperativen psychosexuellen Funktionsniveaus darlegen. Das Gericht gab dem MDK Recht, die Kostenübernahme für die gewünschte OP abzulehnen. Der weitere Lebensverlauf der Patientin ist dem Endunterzeichner leider nicht bekannt.

Abschließende Überlegungen

Die beiden Fallbeispiele verdeutlichen, wie komplex und gleichzeitig unterschiedlich gelagert die Motivationsfaktoren für die Durchführung geschlechtsverändernder Maßnahmen sein können.

Fall 1 illustriert, dass der Wunsch nach körperverändernden Maßnahmen als ein verzweifelter Lösungsversuch für anderweitige (psychische) Probleme imponieren kann. Überdies zeigt sich hier, dass Selbsthilfegruppen, welche für zahlreiche Betroffene durchaus sinnvoll und hilfreich sind, den auf Ergebnisoffenheit angelegten therapeutischen Prozess jedoch mitunter auch ungünstig beeinflussen können, z.B. durch die nachvollziehbaren Bedürfnisse der Betroffenen nach Zugehörigkeit und Anerkennung.

Fall 2 illustriert die bisweilen begrenzte Aussagekraft von Gutachten und die Möglichkeiten der Betroffenen, Ergebnisse gezielt zu beeinflussen, u.a. durch Weglassen von Informationen. Überdies zeigt sich hier das Problem, dass Inhalte der Therapie vom MDK angefordert werden, um Entscheidungen treffen zu können. Hierdurch wird der Therapeut in eine Doppelfunktion als Therapeut einerseits und Gutachter andererseits gedrängt. Oftmals sind Patienten bereits zu Beginn der Therapie darüber informiert, dass der MDK entscheidungsrelevante Informationen beim Therapeuten später einmal anfordern könnte, womit der therapeutische Prozess zumindest behindert, gelegentlich gar ad absurdum geführt werden kann.

Kindliche Sexualität revisited*

Frida Nøddebo Nyrup

Child Sexuality Revisited

Abstract

Sexual behavior can be observed already during the development of the human embryo. Later children want to explore both their own sexual organs and those of others. On the one hand, children need space and freedom to discover their sexuality undisturbed and without adult proscription; on the other hand, adult guidance is necessary as well. The text describes in a broad context the specific elements of the sexual development of young children with the goal of raising the awareness of deficits of sexual education in pedagogical training and practice. The article also discusses the need to protect teachers of young children from unjustified accusations of sexual abuse as well as children from sexual assault in day-care centers and early schooling.

Keywords: Child sexuality, Sex education in teacher training, Sexual abuse of children

Zusammenfassung

Bereits während der embryonalen Entwicklung des Menschen lässt sich sexuelles Verhalten beobachten, später wollen Kinder sowohl die eigenen Geschlechtsorgane als auch die von anderen erforschen. Dies bedeutet, dass sie einerseits Raum und Freiheit brauchen, um ihre Sexualität allmählich und ungestört und ohne Verbote kennenzulernen, andererseits dass Beratung seitens Erwachsener durchaus nötig ist. Der Text versucht, die spezifischen Elemente der sexuellen Entwicklung von Kindern in einem breiten Kontext zu beschreiben, um damit die Aufmerksamkeit für die pädagogische Professionalität zu stärken. Dies u.a. auch vor dem Hintergrund, dass Pädagogen in den Kitas vor ungerechtfertigten Anschuldigungen des sexuellen Missbrauchs bewahrt werden müssen, wie auch sichergestellt werden muss, dass Kinder keinen sexuellen Übergriffen ausgesetzt sind.

Schlüsselwörter: Kindliche Sexualität, sexuelle Erziehung in der Lehrerausbildung, sexueller Missbrauch von Kindern

Einleitung

Sexualität bildet einen integralen Bestandteil in der Entwicklung des Kindes, doch sowohl in der einschlägigen Fachliteratur als auch in den Kindertagesstätten ist sie eine oftmals vernachlässigte Thematik. Wie psychologische, evolutionsbiologische, ethnologische, primatologische, neuropsychologische und anthropologische Studien nahelegen, brauchen Kinder einen Übungsraum, in dem Erwachsene zwar auf die gesellschaftlichen Normen verweisen und das Kind leiten, aber sicherlich nicht auf eine Weise, die Kinder daran hindert, sich selbst und einander zu erforschen.

Auch modernen Gesellschaften fällt es schwer, mit der Sexualität von Kindern umzugehen; es gibt kaum ein Verständnis dafür, dass sich Sexualität etappenweise und im Zusammenspiel mit den sozialen und psychischen Kompetenzen eines Menschen entwickeln muss.

Dies spiegelt sich u.a. auch in dänischen Kitas wider, in denen es wenig Raum für die sexuelle Neugier von Kindern gibt und in denen die Pädagoginnen und Pädagogen zwischen ihrer erzieherischen Professionalität und dem Bedürfnis nach Selbstschutz vor Vorwürfen hinsichtlich sexueller Übergriffe navigieren müssen. Dies ist problematisch, weil Kleinkinder einen großen Teil ihrer Wachstunden in diesen Einrichtungen verbringen und weil die Tätigkeit der Erzieherinnen und Erzieher wichtig und richtungweisend für die Gesellschaft ist.

Diese Situation ist jedoch insofern verständlich, da in der pädagogischen Ausbildung – zumindest in Dänemark – Sexualität erst seit 2014 in den Lehrplänen enthalten ist. Darüber hinaus fehlt es an Literatur pädagogischer Literatur zur Sexualität von Kindern. Hinzu kommt, dass Forschungen hinsichtlich kindlicher Sexualität nur in geringem Umfang vorliegen, zudem psychologische und biologische Aspekte der Entwicklung kindlicher Sexualität Kindern kaum berücksichtigt und integriert werden.

In Dänemark kommt der Sexologie im universitären System eher ein marginaler Status zu: Auf Preben Hertoft, dem Begründer des ersten sexualmedizinischen Zentrums in Kopenhagen und von 1994–99 Professor für klinische Sexologie, folgte erst 2012 Christian Graugaard an der Universität von Aalborg nach (Navneredaktionen Dagens Medicin, 2012).

* Der Text ist zuerst unter dem Titel „Vores seksualitet udvikles gradvist – også i barndommen“ 2019 in der *Pædagogisk Psykologisk Tidsskrift*, 56 (1), 55–66 erschienen. Für die Veröffentlichung in der *Sexuologie* wurde er – einschließlich der dänischen Zitate – von der Autorin übersetzt, etwas erweitert und anschließend von Rainer Alisch redaktionell überarbeitet.

Zur Ausbildung der Pädagog_innen in dänischen Kindertagesstätten

Als auszubildende Mitarbeiterin an der *UCL Business Academy* und dem *University College* in Odense treffe ich oft auf Student_innen, die sich in ihren Praktika im Stich gelassen fühlen, wenn sie bezüglich der sexuellen Neugier von Kindern Rat bei ihrem auszubildenden Personal suchen.

Dies steht in starkem Kontrast dazu, dass sich im Bereich der Kitas generell ein klares und theoretisch fundiertes pädagogisches Wissen und eine Praxis entwickelt haben, die die pädagogischen Lehrkräfte mit den Student_innen diskutieren sollten.

Diese studentischen Erfahrungen mit der mangelnden Vorbereitung auf die kindliche Sexualität waren für mich der Anlass, 2015 eine Recherche zu starten (Nyrup, 2015). Diese ergab, dass 141 von 159 Einrichtungen einen Hinweis auf ihrer Website hatten oder Regelungen offerierten, die das kindliche Ausforschen des eigenen Körpers sowie stimulierende Spiele der Kinder begrenzten bzw. nicht zuließen.

Auch die Leitstudie *Retningslinjeundersøgelsen 2012* (Leander, Munk, Larsen, 2013), die Richtlinien zur Prävention sexueller Übergriffe auf Kinder und hinsichtlich eines Verdachts gegenüber dem Personal in dänischen Kitas und im Schule-Freizeit-Bereich bereithält, vermittelt, dass 64% der 1457 teilnehmenden Einrichtungen über Richtlinien verfügen, die unter anderem „Doktorspiele“ begrenzen. Eine spätere Studie (Sex & Samfund, 2017) wies in dieselbe Richtung, indem 63,2% der teilnehmenden Kitas angaben, dass sie nicht zielgerichtet an einer Förderung des Wohlbefindens der Kinder im Verhältnis zu ihrer Sexualität arbeiten.

Literatur zur Sexualität von Kindern

Da die Fachliteratur zur Sexualität von Kindern begrenzt ist, habe ich neben der Literatursuche in den dänischen Bibliotheksdatenbanken auch bei *PubMed*, *PsychInfo* und *Nordic Base of Early Childhood Education and Care* recherchiert. Zwar gibt es genügend Literatur für die pädagogische Bildung, aber es mangelt an Literatur und Forschung zur sexuellen Entwicklung der Kinder.

Unter den wissenschaftlich fundierten Publikationen auf Dänisch gibt es eine Ausgabe der Fachzeitschrift *Psyke and Logos* mit einem Schwerpunkt zur Sexualität von Kindern (Karpatschof et al., 1999). Diese Publikation scheint jedoch keinen Effekt auf die verfügbare Literatur im Bildungsbereich gehabt zu haben.

In Folge der 2014 in Kraft getretenen dänischen Richtlinie für die pädagogische Ausbildung (*Uddannelses- og Fors-*

kningsministeriet) und des in diesem Zusammenhang eingeführten national obligatorischen Moduls „*Køn, seksualitet og Mangfoldighed*“ („Gender, Sexualität und Vielfalt“) sind einige Bücher inzugekommen, so bspw. *Køn, seksualitet og mangfoldighed* (Nielsen & Hansen, 2016). Hier fällt aber auf, dass die Sexualität von Kindern auf nur drei der insgesamt 300 Seiten behandelt wird. Der Artikel „*Børns seksualitet i et psykologisk perspektiv*“ von Stevnhøj und Strange (2015) ist ähnlich ausgerichtet. Im Buch *Børn og seksualitet (Kinder und Sexualität)* von Stevnhøj und Strange (2016, 18f) wird beschrieben, dass sich unsere Gesellschaft seit den 1990er Jahren dessen stärker bewusst wird, dass sexuelle Übergriffe häufiger als angenommen stattfinden, was auch bedingt, dass wir unseren Fokus stärker darauf ausrichten.

Es ist gut, dass wir als Gesellschaft auf die Missbräuche aufmerksam geworden sind. Doch es führt dazu – wie wir es bei Stevnhøj und Strange sehen –, dass die Hälfte der Texte von sexuellem Missbrauch handelt. So sehr ich den Fokus auf sexuellen Missbrauch befürworte, so sehr bin ich doch auch darauf neugierig, was wir eventuell nicht sehen, wenn wir wie Stevnhøj und Strange besonderes Augenmerk auf die sexuellen Übergriffe richten.

Zwei neuere von Graugaard, Roien und Simovska (2018) und Graugaard, Giraldi und Møhl (2019) herausgegebene Sammelbände zur Sexualität thematisieren auch die Sexualität im Kindesalter. Doch wie Katrine Zeuthen schreibt, „würde die Sexualität von Kindern nur dann in den Fokus rücken, wenn Bedenken gegenüber dem bestehen, was sie ausdrückt“ (2019, 221). So geht es zwar um den sexuellen Missbrauch von Kindern und um Fragen der Geschlechtsidentität, doch bei dem 1000-seitigen Buch von Graugaard und Mitarbeitern von 2019 entfallen z.B. nur 17 Seiten auf das Thema „Sexualität von Kindern“.

Mit Blick auf die internationale Forschung vermerkt der amerikanische Sociologe J.W. Thigpen (2009), dass Kinder sexuell aktiv sind, jedoch gibt es dem Psychologen Lawrence Josephs (2015) zu Folge keine Forschung, die sich systematisch mit der Entwicklung kindlicher sexueller Lust, den sexuellen Fantasien von Kindern usw. beschäftigt.

Haben wir unsere Pädagoginnen und Pädagogen also – wie Stevnhøj & Strange (2017, 9) und Oreskov & Eriksen (2016, 280–285) es herausstellen – in ihrem Zwiespalt zwischen ihrem erwarteten pädagogischen Fachverständnis und ihrem Bedürfnis nach Eigenschutz allein gelassen? Dies ist ein Dilemma, das ernst genommen werden muss, da es zu Konsequenzen für die sexuelle Entwicklung der nächsten Generationen führen kann.

Kindliche Sexualität im kultur- und naturwissenschaftlichen Kontext

Dass uns die Auseinandersetzung mit kindlicher Sexualität schwerfällt, ist u.a. auch dadurch bedingt, dass Sexualität an sich in der Vergangenheit kontrovers gehandhabt worden ist (Kimmel, 2007, xiii ff). Mitte des 18. Jh. definierten Ärzte sie bspw. auf Grundlage eines kirchlichen Verständnisses, das v.a. durch eine Abwertung nichtreproduktiver sexueller Handlungen (Langfeldt, 2013, 12f) gekennzeichnet war. Dies spiegelt sich etwa bei Still (1918) und Plant (1929) wider, wenn es bei Still hinsichtlich der Masturbation heißt, sie wäre eine so schädliche Gewohnheit, „that at all costs the habit must be broken“ (1918, 779). Langfeldt (2013, 18–20) zufolge stellten Sexualwissenschaftler erst gegen Ende des 19. Jh. in Frage, ob Masturbation psychisch und physisch überhaupt als schädlich zu betrachten sei und es war Freud gewesen, der sich – in Abgrenzung zu seinen Kollegen – der Sexualität, einschließlich der der Kinder, als einem natürlichen, biologischen Phänomen widmete (vgl. van Haute & Westering, 2015, 11–17; vgl. Freud, 2015, 82–98).

Freud hat somit zu einem Verständnis von Sexualität beigetragen, dass gesellschaftliche Gesetze, Normen und Moralvorstellungen relativiert (vgl. van Haute & Westering, 2015, 21–23), wobei er v.a. in seinen späteren Arbeiten hervorhob, dass Konflikte zwischen Natur und Kultur zu neurotischen Zuständen führen könnten (vgl. van Haute & Westering, 2015, 10,17; Freud., 2015, 76f). Zur gleichen Zeit haben Ärzte den Fokus auf die Sexualität als eigenständige und in erster Linie physiologische Funktion gelegt, sodass daraus ein mangelndes Verständnis für die Integration von psychologischen und biologischen Aspekten der menschlichen Sexualität resultierte.

In Bezug auf Kinder hat dieses Verständnis dazu geführt, dass die Entwicklung der Sexualität nur sehr begrenzt als etwas betrachtet wurde, das in der frühen Kindheit beginnt und integraler Bestandteil der normalen Entwicklung eines Kindes ist. Manche Kinder entwickeln bereits in sehr jungen Jahren ein Masturbationsverhalten, was dazu führen kann, diese körperlichen Reaktionen mit Epilepsie zu verwechseln (Doust et al., 2016; Money, 1996; Röddö & Hellberg, 2013).

Sexualität und Persönlichkeitsbildung

In einer psychologischen Perspektive wird die Sexualität von Kindern als Teil ihrer normalen Entwicklung angesehen. Wie es *Socialstyrelsen* (2016), der dänische Nationale Ausschuss für Soziales, sehr deutlich zusammenfasste, geht

die „Entwicklung kindlicher Sexualität [...] Hand in Hand mit der Gesamtentwicklung des Kindes und dessen Persönlichkeitsbildung“, sodass die sexuelle Entwicklung des Kindes als integraler Bestandteil der Entwicklung seines Gefühlslebens, seiner Fähigkeit, Beziehungen einzugehen, gesehen werden muss. Kinder entwickeln im Alter von 8 bis 11 Monaten nach und nach ein Körperbewusstsein und sind motorisch in der Lage, ihre eigenen Genitalien zu berühren. Sie beginnen ab 10–12 Monaten, sich auf die emotionalen Reaktionen ihrer Mitmenschen zu beziehen und diese zu interpretieren, sodass ihre Erfahrungen aus deren Reaktionen Teil ihrer inneren organisierten Welt werden (Hart, 2009, 163–166), wodurch den emotionalen Reaktionen eine große Bedeutung für die Entwicklung des Kindes zukommt (Hart & Schwartz, 2008, 136). Hinsichtlich der sexuellen Entwicklung drückt die dänische Sozialbehörde dies wie folgt aus:

„Das Kind entwickelt seine Sexualität in Relation mit seinen engsten Bezugspersonen und weiß im Vorfeld nichts über die Bedeutung der Sexualität, weder in Bezug auf sich selbst noch in Bezug auf die Erwachsenen. Die Erwachsenen, die für das Kind verantwortlich sind, tragen daher dazu bei, der Sexualität des Kindes Bedeutung zu verleihen, wenn sich das Interesse und die Erforschung der Sexualität des Kindes entwickeln“ (Socialstyrelsen, 2016).

In Bezug auf die Erfahrungen mit einer sich entwickelnden Sexualität, bei der das Kind seine eigenen Genitalien entdeckt hat, könnten die Umgebungsreaktionen bspw. in Form von negativen Ausdrücken und entsprechender Mimik sowie den entsprechenden Handlungen dazu führen, dass das Kind wahrnimmt, dass Sexualität unerwünscht ist und sexuelle Handlungen/Gefühle falsch und verboten sind. In diesen Situationen, in denen die Sexualität von Kindern geleugnet, ignoriert oder unterdrückt wird, besteht die Gefahr, dass die heranwachsenden Generationen ein sehr vages Verständnis ihrer eigenen Sexualität bekommen (Aasland, 2015, 15). Stéphane Vildalen (2014, 46–47) vertritt einen ähnlichen Standpunkt und berichtet von Erwachsenen mit sexuellen Problemen, die u.a. das Masturbieren erst erlernen müssen. Außerdem meint sie, dass Erwachsene den Kindern erklären sollten, wie sie masturbieren, wenn diese es nicht selbst herausfinden.

Die evolutionäre Perspektive

Von einer evolutionsbiologischen Perspektive her gesehen, liegt die Hauptaufgabe der Sexualität darin, die menschliche Reproduktion zu gewährleisten (Stevner & Kringelbach, 2014, 19). Zugleich legt eine solche Perspektive die Vorstel-

lung nahe, dass die Entwicklung der Sexualität von Kindern mit einer normalen Entwicklung und Persönlichkeitsbildung einhergeht. Die Evolution hat den Menschen nicht nur mit einer isolierten und relativ einfachen ‚mechanischen‘ Funktion ausgestattet, die sein Überleben als Art sichert, sondern sie hat ihn auch mit einer Vielzahl von facettenreichen und voneinander abhängigen Funktionen versehen, die während seiner Entwicklung sensible oder vielleicht sogar kritische Perioden durchlaufen (vgl. Broberg et al., 2008, 166; Hart, 2009, 35). Auf die Sexualität bezogen sind diese Funktionen mit dem gesamten individuellen In-der-Welt-Sein verbunden (vgl. Gagnon & Simon, 2005), d.h. die sexuellen Muster des Begehrens und der Lustentfaltung – „Was turnt mich an?“ – formen sich, wie so viele der menschlichen physischen und psychischen Funktionen, sowohl innerhalb der leiblich-physischen Entwicklung als auch durch Erfahrungen, die wiederum eng mit den sich entwickelnden Bereichen von Persönlichkeit, Beziehungsmustern, Motivation, usw. verbunden sind (vgl. Bhugra & Ayonrinde, 2015; Brassard et al., 2012; Brassard et al., 2015, 111–113).

In Anschluß an die evolutionäre Perspektive lässt sich mit Studien von Ethologen und Primatologen darauf verweisen, dass dem Menschen nahestehende Arten mit der Fähigkeit geboren werden, das Fortpflanzungsverhalten instinktiv zu trainieren. John Money (1976, 1986, 1996; vgl. Griffée et al., 2014, 114–116) hat im Anschluss daran Überlegungen angestellt, dass die Funktionen erwachsener Sexualität eingeschränkt bleiben, wenn das Kind nicht die Möglichkeit hatte, am „Rehearsal-Play“, dem Spielen der Stimulationen der Geschlechtsorgane, teilzunehmen. Werden bspw. Rhesusaffen isoliert aufgezogen, sodass sie weder das Paarungsverhalten der erwachsenen Affen beobachten können, noch sich an dem Untersuchungsverhalten/dem sexuellen Spiel mit anderen jungen Affen beteiligen können, dann sind sie später nicht in der Lage, sich an den sozialen Spielen im Zusammenhang mit dem Geschlechtsverkehr zu beteiligen, stattdessen zeigen sie ein bizarres, gewalttätiges und atypisches Sexualverhalten (Josephs, 2015; Money, 1976).¹

Rolle des Gehirns

Neurologisch gesehen ist der Mensch bei der Geburt bei Weitem nicht fertig entwickelt. Seine neuronalen Netzwer-

ke entwickeln sich, abhängig von der Lebensweise, sodass ein großer Teil des Gehirns durch gewonnene Erfahrungen geprägt wird (Hart, 2006, 17; 2008, 67; 2009, 32), bspw. auch durch die Reaktionen der Betreuer von Kindern (Hart, 2006, 16). So erhöht bspw. chronischer Stress das Risiko, dass die Nervenzellen im Hippocampus in ihrer Entwicklung gehemmt werden (Hart, 2011, 30). Dies kann so ausgeprägt sein, dass man von einer Atrophie spricht, wie dies etwa bei PTSD der Fall ist (Hayes et al., 2017) oder bei stark vernachlässigten Kindern (Chugani et al., 2001). Hirnregionen, die die Fähigkeit entwickeln, Emotionen zu verstehen und auszudrücken, können „schwarze Löcher“ „with shockingly little activity“ aufweisen (Music, 2011, 93).

Ähnliches vollzieht sich, wenn das Gehirn durch mangelnde Stimulation nicht beansprucht wird und sich nicht entwickelt. Dies legt die These von einer ähnlich unbefriedigenden Entwicklung bei Kindern nahe, die nicht ausreichend die Möglichkeit haben, neugierig, investigativ und anregend in Bezug auf ihre Sexualität zu agieren. Wenn Suleiman und Mitarbeiter (2017) bspw. betonen, dass Teenagejahre in Bezug auf das Erlernen von Liebe und Sex eine sensible Periode sind, ist es naheliegend zu fragen, wie es sich in den Jahren vor diesem Zeitraum verhält.

Gagnon und Simon (2005, 13–19, 293–294) sprechen davon, dass die Entwicklung der Sexualität als ein Erlernen von Skripten beschrieben werden kann. Dieses Konzept ist in Anschluss an den Begriff des „Schemas“ entstanden und bezeichnet ein Wissen über eine typische Abfolge von Ereignissen, das hilft, sich in der Welt zurechtzufinden. Gagnon und Simon (ebd., 15) sprechen diesbezüglich davon, dass Menschen nach und nach Rollenverständnisse entwickeln, die sich auf die Praxis des gemeinschaftlichen Lebens beziehen. Dies ähnelt etwa dem, wenn Schauspieler anhand eines Drehbuchs lernen, wie sie in einer bestimmten Rolle agieren sollen, oder den zwischenmenschlichen Skripten, die Paare für ihr sexuelles Agieren entwerfen. Des Weiteren lässt sich von Skripten hinsichtlich einer intrapsychischen Ebene sprechen, in der die Bedeutung, die mit einer bestimmten physiologischen Erregung verbunden ist, an die Situation gekoppelt wird, in der die Erfahrung gemacht wird. So vermitteln Skripte ein Verständnis dafür, wie Emotionen mit dem Sein in der Welt und mit körperlichen Erfahrungen verbunden sind. Diese Art von Wissen wird neurologisch gespeichert und von den Skripten her wird die Sexualität zu mehr als einem biologischen Vorgang, sie wird mit Bedeutung versehen. Sexualität wird somit konstruiert, und zwar durch eine biologisch vorgegebene Struktur und durch Reaktionen, Normen und Ideale der Außenwelt, sodass sich Varianten einer individuellen Entwicklung eröffnen, die durch eine Synthese verschiedener Faktoren bestimmt wird, wie sie auch andere Sozialisierungsbereiche betreffen.

¹ Money (1976) bezog sich auf ähnliche, aber nicht systematisch durchgeführte Versuche mit Schimpansen (vgl. Sjøgren & Schierup, 2015). Interessant sind in diesem Zusammenhang auch Tierversuche, die belegen, dass ein Bereich des Hypothalamus von sexuellen Erfahrungen beeinflusst wird, indem sexuelle Erfahrungen nicht kommen und gehen, sondern gespeichert werden und die zukünftigen sexuellen Fähigkeiten beeinflussen (Nutsch et al., 2014, 95; Nutsch et al., 2016).

Den Orgasmus lernen?

Die Überlegungen von Gagnon und Simons hinsichtlich der sexuellen Entwicklung regen dazu an, darüber nachzudenken, inwiefern es wichtig ist, auch Sexualität auf einer physischen Ebene zu entwickeln, ein Vorgang, der mit dem Beherrschen der Körperfunktionen vergleichbar ist, wie er bspw. die Stimmbänder, die Zunge und den Luftausstoß betrifft, die wir so kontrollieren können, dass wir die zu unserem Sprachumfeld passenden Laute hervorbringen können.

Ist es also möglich, das Erlangen eines Orgasmus als einen Lernprozess zu denken, der mit dem Erlernen von Lauten und Sprache gleichgesetzt werden kann? Ich denke dabei an den Lernvorgang des sich Anspannens, des sich ein wenig Zurückhaltens und zum richtigen Zeitpunkt Loslassens, um einen Orgasmus zu erreichen. Also ein Lernprozess, der eine enge und integrale Beziehung zwischen kognitiven und körperlichen Prozessen beinhaltet und der mit dem Begriff „Embodiment“ oder als „implizites Wissen“ beschrieben werden kann (Moser, 2007, 122–127). Mit anderen Worten: Ein Lernprozess, der wie das Sprechen automatisiert und selbstverständlich erscheint.

Diese Vorstellung entstand während meiner früheren Arbeit in einer Strafvollzugsanstalt und während meiner Tätigkeit als Dozentin, bei der ich Menschen begegnete, die keinen Orgasmus bekommen konnten. Hier war in mehreren Fällen von einer fehlenden sexuellen Neugier im Kindesalter die Rede. Um ein genaueres Bild darüber zu erhalten, habe ich in einem anonymen Fragebogen Auszubildende u.a. zu ihrer Fähigkeit, einen Orgasmus zu bekommen, befragt. In insgesamt fünf Jahrgängen war das Ergebnis in etwa gleich und der Durchschnitt dieser fünf Jahrgänge besagte, dass 41,9% der 586 Studentinnen „gar nicht“ oder „kaum“ in der Lage waren, einen Orgasmus entweder „allein“ oder „gemeinsam mit einem Partner“ zu bekommen. Hiervon gaben 13,9% an, dass es in beiden Fällen Probleme gibt. Vielleicht ist es so, dass wir die Fähigkeit zum Orgasmus erst erlernen müssen, und vielleicht kann dieser Lernprozess mit anderen Lernprozessen gleichgesetzt werden.

Ein Blick in andere Kulturen

Mehrere der oben genannten Perspektiven haben in den Blickpunkt gerückt, dass Kinder sexuell aktiv sind, und darauf verwiesen, dass Kinder ein Zusammenspiel zwischen biologischem, emotionalem und sozialem Potenzial entwickeln müssen. Mit anderen Worten: Die Sexualität von Kindern muss sich nach und nach entwickeln und das Kind muss lernen, seine Sexualität auf sozial akzeptierte Weise auszuleben. Anthropologische Studien stellen Kulturen

vor, die Kindern Raum für diese Entwicklung geben. Mooney (1976) bezieht sich beispielsweise auf das Verhalten der Aborigines in Arnhemland an der Nordküste Australiens, wo Kinder frei und ohne Einschränkungen in rhythmischen Bewegungen ihre Genitalien stimulieren, wenn sie bspw. am Feuer nahe beieinander liegen. Die Erwachsenen kommentieren dies mit „wie niedlich – sie werden es schon verstehen, wenn sie erwachsen werden“.

Bei den *Hadza* in Tansania lässt sich Ähnliches beobachten, da es hier für Kinder im Alter von 7–8 Jahren üblich ist, kleine Grashütten zu bauen und Vater-Mutter-Kind zu spielen. Dies kann u.a. bedeuten, dass sie sich in einer Weise umarmen und herumrollen, die eindeutig sexuell konnotiert ist (Marlowe, 2010, 168ff). Ähnliches wird von den *Kung* beschrieben, bei denen die Kinder nicht nur den Geschlechtsverkehr nachahmen, sondern auch damit experimentieren (Shostak, 1976, 267).

In diesen Kulturen ist der Umgang mit dem eigenen Körper im Allgemeinen viel freier als in Dänemark. Konner (1976, 222) beschreibt, wie Babys mit freiem Zugang zur Brust an der Mutter hängen, während Eibl-Eibesfeldt (1989, 217–223) Bilder und Beschreibungen wiedergibt, in denen gestillte Kinder bis zum Alter von 3 Jahren und aus 6 verschiedenen Kulturen die jeweils nicht aktive Brustwarze berühren. Es wird auch erwähnt, wie Kinder von 6–7 Jahren die Brüste ihrer Mutter oder die anderer als Beruhigung benutzen, wenn sie Angst haben oder verletzt sind. In einzelnen Kulturen erstreckt sich diese Freiheit so weit, dass Erwachsene und die größeren Geschwister die Säuglinge an ihren Genitalien stimulieren, um beispielsweise die Säuglinge zu beruhigen (Josephs, 2015).

Wie Okami, Olmstead und Abramson (1997) in einer längeren Studie festgestellt haben, haben das sexuelle Spiel in der Kindheit und eine liberale sexuelle Einstellung im Elternhaus keine negativen Auswirkungen auf die Sexualität von 17–18-Jährigen. Ähnlich argumentierte Freud, der es als banal und alltäglich ansah, wenn Kinder ihren Eltern beim Sex zusehen.

Literatur

- Aasland, M.W., 2015. Barna og seksualiteten. Cappelen Damm akademisk, Oslo.
- Bhugra, D., Ayonrinde, O., 2015. Paraphilias and Culture. In: Malhi, G.S., Bhugra, D. (Hg.), *Troublesome Disguises: Managing Challenging Disorders in Psychiatry*. Wiley-Blackwell, Hoboken, N.J., 199–217.
- Brassard, A., Dupuy, E., Bergeron, S., Shaver, P.R., 2015. Attachment Insecurities and Women's Sexual Function and Satisfaction: The Mediating Roles of Sexual Self-Esteem, Sexual Anxiety, and Sexual Assertiveness. *Journal of Sex Research* 52 (1), 110–119.

- Brassard, A., Péloquin, K., Dupuy, E., Wright, J., Shaver, P.R., 2012. Romantic Attachment Insecurity Predicts Sexual Dissatisfaction in Couples Seeking Marital Therapy. *Journal of Sex & Marital Therapy* 38 (3), 245–262.
- Broberg, A., Granqvist, P., Ivarsson, T., Mothander, P.R., 2008. Tilknytningsteori: betydningen af nære følelsesmæssige relationer. Hans Reitzel, København.
- Chugani, H.T., Behen, M.E., Muzik, O. et al., 2001. Local Brain Functional Activity Following Early Deprivation: A Study of Postinstitutionalized Romanian Orphans. *Neuroimage* 14 (6), 1290–1301.
- Doust, Z.K., Shariat, M., Zabandan, N., Tabrizi, A., Tehrani, F., 2016. Diagnostic Value of the Urine Mucus Test in Childhood Masturbation among Children below 12 Years of Age: A Cross-Sectional Study from Iran. *Iranian Journal of Medical Sciences* 41 (4), 283–287.
- Eibl-Eibesfeldt, I., 1989. *Human Ethology*. Aldine de Gruyter, New York.
- Freud, S. 2015. Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. In: Westerink, H., van Haute, Ph., Huber, Ch. (Hg.), *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905)* V&R unipress, Göttingen. EA 1905.
- Gagnon, J.H., Simon, W., 2005. *Sexual Conduct: The Social Sources of Human Sexuality*. Aldine Transaction, Piscataway, New Jersey.
- Graugaard, C., Røien, L.A., Simovska, V. (Hg.), 2018. *Seksualitet, skole og samfund: kritiske perspektiver på seksu- alundervisning*. Hans Reitzel, København.
- Graugaard, C., Giraldi, A., Møhl, B. (Red.), 2019. *Sexologi. Faglige perspektiver på seksualitet*. Munksgaard, København.
- Griffie, K. et al., 2014. Human Sexual Development is Subject to Critical Period Learning: Implications for Sexual Addiction, Sexual Therapy, and for Child Rearing. *Sexual Addiction & Compulsivity* 21 (2), 114–169.
- Hart, S., 2006. Hjerne, samhörighed, personlighed: introduktion til neuroaffektiv udvikling. Hans Reitzel, København.
- Hart, S., 2008. Hjernens udvikling, familiær traumatisering og seksuelle overgreb. *Pædagogisk Psykologisk Tidsskrift* 45 (1), 66–84.
- Hart, S., 2009. Den følsomme hjerne: hjernens udvikling gennem tilknytning og samhörighedsbånd. Hans Reitzel, København.
- Hart, S., 2011. Hjerne, neurokemi og traumatisk dissociation. In: Hart, S. (Hg.), *Dissociationsfænomener*. Hans Reitzel, København, 23–37.
- Hart, S., Schwartz, R., 2008. Fra interaktion til relation: tilknytning hos Winnicott, Bowlby, Stern, Schore & Fonagy. Hans Reitzel, København.
- Haute van, Ph., Westerink, H., 2015. *Hysterie, Sexualität und Psychiatrie. Eine Relektüre der ersten Ausgabe der Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. Westerink, H., van Haute, Ph., Huber, Ch. (Hg.), *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905)* V&R unipress, Göttingen, 9–56.
- Hayes, J.P. et al., 2017. COMT Val158Met polymorphism moderates the association between PTSD symptom severity and hippocampal volume. *Journal of Psychiatry and Neuroscience* 42 (2), 95–102.
- Josephs, L., 2015. How Children Learn About Sex: A Cross-Species and Cross-Cultural Analysis. *Archives of Sexual Behavior* 44 (4), 1059–1069.
- Karpatschof, B. et al. (Hg.), 1999. *Børn og seksualitet* [tema- nummer]. *Psyke & Logos* 20 (2), 301–636.
- Kimmel, M.S., 2007. Introduction: John Gagnon and the Sexual Self. In: Kimmel, M.S. (Hg.), *The Sexual Self: The Construction of Sexual Scripts*. Vanderbilt University Press, Nashville, Tennessee.
- Konner, M.J., 1976. Maternal Care, Infant Behavior and Development among the !Kung. In: Lee, R.B., DeVore, I. (Hg.), *Kalahari Hunter-Gatherers: Studies of the Kung San and Their Neighbors*. Harvard Univ. Press, Cambridge, 218–245.
- Langfeldt, T., 2013. *Seksualitetens gleder og sorger: identiteter og uttrykksformer*. Fagbokforlaget, Bergen.
- Leander, E.-M.B., Munk, K.P., Larsen, P.L., 2013. *Retningslinjeundersøgelsen 2012: en undersøgelse af retningslinjer til forebyggelse af dels seksuelle overgreb på børn, dels uberettiget mistanke mod personalet om seksuelle overgreb på børn i danske daginstitutioner og SFO'er*. Lokaliseret fra http://pure.au.dk/portal/files/54563814/Rapport_Retningslinjeundersogelsen_2012_AU_09062013.pdf
- Marlowe, F.W., 2010. *The Hazda: Hunter-gatherers of Tanzania*. University of California Press, Berkeley.
- Money, J., 1976. Childhood: The Last Frontier in Sex Research. *Sciences* 16 (6), 12–16.
- Money, J., 1986. *Venus Penuses: Sexology, Sexosophy, and Exigency Theory*. Prometheus, Buffalo.
- Money, J., 1996. Sexology of Ictal Masturbation in Infancy. *Journal of Sex & Marital Therapy* 22 (4), 280–283.
- Moser, T., 2007. Kropsforankret læring og aktivitet som pædagogiske begreber. In: Schilhab, T.S.S., Steffensen, B. (Hg.), *Nervepirrende pædagogik: en introduktion til pædagogisk neurovidenskab*. Akademisk Forlag, København, 120–141.
- Music, G., 2011. *Nurturing Natures: Attachment and Children's Emotional, Sociocultural, and Brain Development*. Psychology Press, London.
- Navneredaktionen *Dagens Medicin*, 2012. Christian Graugaard udnævnt til professor i sexologi. *Dagens Medicin*. 27. August. <https://dagensmedicin.dk/christian-graugaard/>
- Nielsen, S.B., Hansen, G.R. (Hg.), 2016. *Køn, seksualitet og mangfoldighed*. Samfundslitteratur, Frederiksberg.
- Nutsch, V.L., Will, R.G., Hattori, T., Tobiansky, D.J., Dominguez, J.M., 2014. Sexual experience influences mating-induced activity in nitric oxide synthase-containing neurons in the medial preoptic area. *Neuroscience Letters* 579, 92–96.
- Nutsch, V.L., Will, R.G., Robison, C.L. et al., 2016. Colocalization of Mating-Induced Fos and D2-Like Dopamine Receptors in the Medial Preoptic Area: Influence of Sexual Experience. *Frontiers in Behavioral Neuroscience*, 18. April 2016. <https://doi.org/10.3389/fnbeh.2016.00075>
- Nyrup, F.N., 2015. Børns seksuelle nysgerrighed lever – men ikke på daginstitutionernes hjemmesider. *Tidsskriftet 0-14, Pædagogisk tidsskrift* 25 (4), 20–23.
- Okami, P., Olmstead, R., Abramson, P.R., 1997. Sexual Experiences in Early Childhood: 18-Year Longitudinal Data from the UCLA Family Lifestyles Project. *Journal of Sex Research* 34 (4), 339–347.
- Oreskov, S., Eriksen, J., 2016. Krop og seksualitet i pædagogisk arbejde: mellem tabu, blufærdighed og indlevelse. In: Baagø Nielsen, S., Riis Hansen, G. (Hg.), *Køn, seksualitet og mangfoldighed*. Samfundslitteratur, Frederiksberg.
- Plant, J.S., 1929. Some Practical Aspects of the Sexual Adjustments of Children. *JAMA* 93 (25), 1939–1941.

- Rödöö, P., Hellberg, D., 2013. Girls who masturbate in early infancy: diagnostics, natural course and a long-term follow-up. *Acta Paediatrica* 102 (7), 762–766.
- Sex & Samfund, 2017. „Det kan være pinligt for forældrene“ – En national kortlægning af daginstitutioners håndtering af børns seksualitet. https://www.sexogsamfund.dk/sites/default/files/undersogelser/ennationalkortlaegningafdaginstitutionershaandteringafboernsseksualitet.rapport_1.pdf
- Shostak, M., 1976. A !Kung Woman's Memories of Childhood. In: Lee, R.B., DeVore, I. (Eds.), *Kalahari Hunter-Gatherers: Studies of the Kung San and Their Neighbors*. Harvard Univ. Press, Cambridge, 246–278.
- Sjøgren, K., Schierup, M.H., 2015. Hvor mange gener har mennesker til fælles med træer? Videnskab.dk online. <http://videnskab.dk/sporg-videnskaben/hvor-mange-gener-har-mennesker-til-faelles-med-traeer>
- Socialstyrelsen, 2016. Børn og unges seksualitet og seksuelle udvikling. <https://socialstyrelsen.dk/born/overgreb/seksuelle-og-voldelige-overgreb/seksuelle-overgreb/seksualitet-og-seksuel-udvikling>
- Stevner, A., Kringelbach, M.L., 2014. Nydelsens neurobiologi. *Kognition & Pædagogik* 24 (93), 18–31.
- Stevnhøj, A.L., Strange, M., 2015. Børns seksualitet i et psykologisk perspektiv. In: *Lige muligheder: om pædagogens arbejde med køn, seksualitet og mangfoldighed*. Akademisk Forlag, København, 162.
- Stevnhøj, A.L., Strange, M., 2016. Børn og seksualitet. Hans Reitzel, København.
- Stevnhøj, A.L., Strange, M., 2017. Børn, seksualitet og seksuelle overgreb – et historisk perspektiv. *Pædagogisk Psykologisk Tidsskrift* 54 (4), 5–10.
- Still, G.F., 1918. *Common Disorders and Diseases of Childhood*. 3rd Ed., Oxford Medical Publications, London.
- Suleiman, A.B., Galván, A., Harden, K.P., Dahl, R.E., 2017. Becoming a sexual being: The 'elephant in the room' of adolescent brain development. *Developmental Cognitive Neuroscience* 25, 209–220.
- Thigpen, J.W., 2009. Early Sexual Behavior in a Sample of Low-Income, African American Children. *Journal of Sex Research* 46 (1), 67–79.
- Uddannelses- og Forskningsministeriet. Bekendtgørelse om uddannelsen til professionsbachelor som pædagog, BEK nr 354 (7/04/2017).
xvan Haute und Herman Westerink
- Vildalen, S., 2014. *Seksualitetens betydning for udvikling og relasjoner: med utgangspunkt i Thore Langfeldts tenkning og arbeid*. Gyldendal akademisk, Oslo.
- Zeuthen, K., 2019. Barndommens seksualitet. In: Graugaard, C., Giraldi, A., Møhl, B. (Hg.), 2019. *Sexologi. Faglige perspektiver på seksualitet*. Munksgaard, København, 217–234.

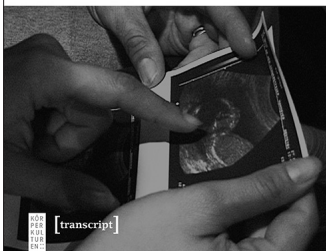
Autorin

Frida Nøddebo Nyrup, Psychologin und Lektorin für Pädagogik, UCL University College, Niels Bohrs Allé 1, DK-5230 Odense M, e-mail: frnn@ucl.dk

Eva Sänger

**ELTERNWERDEN
ZWISCHEN
»BABYFERNSEHEN«
UND MEDIZINISCHER
ÜBERWACHUNG**

Eine Ethnografie pränataler
Ultraschalluntersuchungen



Eva Sänger

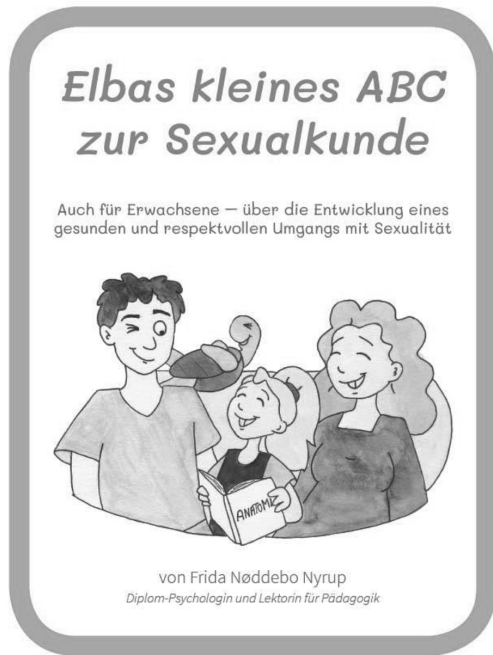
Elternwerden zwischen »Babyfernsehen« und medizinischer Überwachung

Eine Ethnografie pränataler Ultraschalluntersuchungen

transcript Verlag 2020

470 Seiten, kart., 50 €

Warum sind Ultraschalluntersuchungen bei Schwangeren so beliebt? Welche Konsequenzen hat es, wenn bereits vorgeburtlich Informationen über das Geschlecht und den körperlichen Zustand des Ungeborenen vorliegen? Eva Sänger rekonstruiert auf der Basis von Interviews und ethnografischen Beobachtungen wie diese bildgebende Technologie das vorgeburtliche Elternwerden mitgestaltet. Ihre praxis- und subjektivierungsanalytische Studie fasst medizinische Ultraschalluntersuchungen dabei als kulturelle Praxis auf und zeigt: Es ist gesellschaftlich problematisch, wenn Ultraschalluntersuchungen vor dem Hintergrund der pränataldiagnostischen Suche nach auffälligen fötalen Entwicklungen zum Familienereignis umfunktioniert werden.



Ein fachlich fundiertes Buch
 Von Frida Nøddebo Nyrup
 Psychologin

Erhältlich als: (ISBN)
 Hardcover: 978-87-93824-05-8
 Paperback: 978-87-93824-06-5
 E-Book: 978-87-93824-07-2
 Hörbuch: 978-87-93824-08-9

Weitere Informationen finden
 Sie auf der Website:
nyfabooks.dk/de/



Frida Nøddebo Nyrup

Die Autorin ist Psychologin und Lektorin für Pädagogik.

Mit ihrem Wissen über Psychologie und Neurologie wurde die Autorin auf die negativen Konsequenzen aufmerksam, die entstehen können, wenn Kinder daran gehindert werden, nach und nach ihre eigene Sexualität zu erforschen.



Menschen im Kindesalter zu gesunden und harmonischen Personen heranzubilden ist einfacher, als sie im Erwachsenenalter nachzubessern

Das Wissen über den eigenen Körper und die eigene Sexualität kann ein Schutz gegen sexuellen Missbrauch sein

Was enthält das Buch?

Eine bebilderte Geschichte für Kinder und Erwachsene, die unter anderem anatomische Informationen über die Geschlechtsorgane enthält, aber auch Beispiele dafür, wie das Entdecken der eigenen Sexualität bei Kindern zu Hause und in den verschiedenen Institutionen gehandhabt werden kann.

Der Vater und ein Erzieher nehmen in den im Buch skizzierten Dilemmas zentrale Rollen ein, weil es wichtig war, beim Thema Sexualität nicht zu einer weiteren Stigmatisierung von Männern beizutragen.

Fokus auf den Körper

Nutze dieses Buch, um mit deinem Kind darüber zu sprechen, wie es seinen Körper erlebt. In unserer Kultur haben wir wenig Tradition, auf das Wohlbefinden des Körpers zu fokussieren. Stattdessen tendieren wir dazu, Körper, Intellekt und Gefühlsleben voneinander zu trennen. Hinzu kommt, dass der Fokus auf den Körper typisch aus Aussehen und Erscheinung liegt.

Respektvolles Verhalten

Dieses Buch soll ein Beitrag zur Entwicklung eines gesunden und respektvollen Umgangs mit Sexualität sein. Bei der ganzheitlichen Sexualerziehung werden auch Gefühle, Beziehungen, Normen und Werte im Verhältnis zu sich selbst und dem Partner berücksichtigt.

Über Sexualität zu sprechen kann schwierig sein

Von: Anne Fricke Rudbeck, „Dipl.-Pädagogin in pädagogischer Anthropologie“, UCSyd, DK.

Im Nachwort der Buchs wird der Leser auf eine Reise eingeladen, die die Sicht auf die Sexualität von Kindern im Wandel der Zeit zeigt – und man versteht plötzlich, warum es noch heute schwer sein kann, über Sexualität zu sprechen, und auch, warum unsere Erzieher sich manchmal in einem Dilemma zwischen fachlichem Wissen und gesellschaftlicher Sicht auf die Sexualität von Kindern finden. Das Nachwort gibt ein besseres Verständnis für die Entwicklung der Sexualität und wie und warum Verbot, Demütigung und Tabuisierung der Sexualität in der Kindheit die Sexualität im Erwachsenenalter hemmen oder sogar zerstören können.



„Sexualität, die stört“ – Ein Gespräch*

Sophinette Becker, Julia König

Julia König: Sexuelle Phänomene erscheinen derzeit disparat und verstreut und die begleitenden Diskurse oft dissoziiert und vielfältig. Wir sind mit einer Situation konfrontiert, in der sich einerseits um einen anerkennenden Umgang mit sexueller Vielfalt bemüht wird und andererseits eher unvermittelt und anathematisch sogenannte „Missbrauchsdebatten“ – härtere Strafen für „Kinderschänder“ und „besorgte Eltern“ gegen Sexualpädagogik – hochkochen. Zudem setzen sich Leute plötzlich anlässlich der Vorkommnisse in der Silvesternacht zu Köln mit feministisch angehauchtem Gestus für sexuelle Selbstbestimmung von Frauen ein, um damit ihre rassistische Politik durchzudrücken. Wie schätzt du diese Entwicklungen ein?

Sophinette Becker: Die in der westlichen Welt ubiquitäre Aufdeckung sexuellen Missbrauchs in Institutionen hat *nur* in Deutschland zu einer globalen Beschuldigung der 68er bzw. der sexuellen Liberalisierung geführt. Dieser „Beschuldigungsdiskurs“ wird zum einen entkontextualisiert geführt, das heißt, Äußerungen aus den 1960er/70er Jahren werden so gelesen, als seien sie mit dem heutigen Wissen und vor allem mit den heute Allen präsenten Bildern von sexuellem Missbrauch gemacht worden (vgl. Becker, 2013a). Zum anderen werden Diskurs und Praxis gleichgesetzt, als habe zum Beispiel bei den GRÜNEN in den frühen 1980er Jahren massenhaft sexueller Missbrauch stattgefunden, weil einige Landesverbände damals temporär Forderungen von Pädo-Ideologen übernommen hatten. Interessanterweise wird bei der Kirche kein Zusammenhang zwischen einem innerkirchlichen Diskurs und der massenhaften Missbrauchs-Praxis vermutet. Diskurs ohne Praxis versus Praxis ohne Diskurs?

Kindliche Sexualität kommt dabei nur noch als missbrauchte vor. Zudem wird auch Homosexualität und Pädosexualität wieder in einen Topf geworfen: Diese neue, unter dem Deckmantel von „Anti-Missbrauch“ konsensfähige neue Möglichkeit der Homophobie ist eines der Einfallstore für Rechtsradikale, die zunehmend versuchen, die Missbrauchsdebatte für ihre Ziele einzuspannen – wie auch, bereits von Dir angesprochen, die sexuelle Gewalt gegen Frauen für rassistische Ziele.¹ Die Engführung des „Beschuldigungsdiskurses“ auf Pädose-

xualität versperrt eine differenzierte Sicht auf tatsächliche strukturelle, sexuellen Missbrauch begünstigende Faktoren: vor allem geschlossene, abgeschottete Systeme und Institutionen mit entsprechenden Loyalitäten, extreme Hierarchisierung der Generationendifferenz (Kirche), Entgrenzung/Verleugnung der Generationendifferenz (Odenwaldschule) (vgl. Becker, 2013b).

Die Tatsachen, dass innerfamiliärer sexueller Missbrauch nach wie vor der häufigste ist und auch extrafamiliärer sexueller Missbrauch sehr häufig bis überwiegend von Männern begangen wird, bei denen es sich nicht um fixierte Pädosexuelle handelt, sowie der stetig wachsende Konsum von Kinderpornografie durch „normale“ Männer in Krisen der Männlichkeit müssten zu einer Auseinandersetzung damit führen, dass wir ein Problem in der *Mitte* der Gesellschaft haben. Stattdessen wurde ein von Projektionen durchsetztes Feindbild *des* überall lauernenden Pädosexuellen konstruiert, den man dann auch gnadenlos verfolgen darf, bis hin zum Mord.²

Die Gesellschaft bekommt zunehmend einen pädosexuellen Blick, hat also Teil an dem, was sie scheinbar ablehnt und verfolgt. Das kann man auch an den Modi der erneuten massiven Tabuisierung kindlicher Sexualität ablesen, die einhergeht mit einer Sexualisierung und Fetischisierung des kindlichen Körpers: Kinder werden wie kleine Erwachsene „sexy“ ausstaffiert – Tangas für Dreijährige. Sie dürfen nicht mehr nackt am Strand spielen, aber die Bademode, die sie vor dem pädosexuellen Blick schützen soll, betont das Genitale. Die kindliche Sexualität wird mit Mitteln der Sexualisierung tabuisiert – eine sexualisierende Sexualabwehr. Wenn man zudem das Verschwinden der Generationendifferenz bedenkt und die Tatsache, dass die von Adorno schon 1963 beschriebene „Infantilisierung des erotischen Ideals“ (vgl. Adorno, 1963) seitdem noch enorm zugenommen hat, liegt die Vermutung nahe, dass das Tabu der Kindersexualität bzw. des Sexuellen zwischen den Generationen derzeit so heftig beschworen werden muss, weil es wackelig geworden ist (vgl. Berkel, 2007). Deshalb muss jetzt mit unglaublicher Kraft zum einen behauptet werden, Kinder hätten keine Sexualität und dass sie zum anderem auch keine mehr haben dürfen.

* Wiederabdruck aus der *Freien Assoziation*, 2016, 19 (1), 113–127.

¹ Vgl. die sich als haltlos erwiesenen Behauptungen über die „Entführung“ einer russland-deutschen Jugendlichen durch Flüchtlinge im Januar 2016.

² Vgl. den derzeit laufenden Prozess gegen Eltern, die einen jungen Mann, der einen kurzfristigen, harmlosen Facebook-Kontakt mit ihrer 13-jährigen Tochter hatte, als „Kinderschänder“ verdächtigten und ermordeten.

JK: Und wenn Kinder dann doch sexuelle Verhaltensweisen oder Wünsche äußern, gilt dies gleich als Hinweis auf einen erfolgten sexuellen Übergriff. In meinen Beobachtungen in Kindergärten ist mir aufgefallen, dass etwa die wahrlich nicht so seltenen Kinderbilder von Menschen mit riesigen Penissen oft nur allzu schnell den Verdacht erwecken, dass da vielleicht irgendetwas war, irgendetwas Schlimmes, etwas Dunkles.

SB: Jeder Junge um die Vier, den ja der Unterschied zwischen seinem kleinen Penis und dem großen des Erwachsenen beschäftigt, hat diese Fantasien und wenn er malen kann, dann malt er das auch.

JK: Und Mädchen auch – was wichtig ist, wird eben besonders groß gemalt. Auf der anderen Seite derselben Medaille dieser Infantilisierung des erotischen Ideals steht der traurige Selbstbezug erwachsener Frauen aber auch Männer, sich entsprechend dieses Ideals so jugendlich wie möglich zu inszenieren. Faltige Haut oder Cellulitis sind dann das Allerschlimmste, was einem passieren kann, zum Trost gibt es zahlreiche Schönheitsoperationen wie zum Beispiel diese Schamlippenverkleinerungen.

SB: Und die Ganzkörperrasur. Alter ist kein Lebensabschnitt, sondern ein selbstverschuldeter Mangel.

JK: Es wird deutlich, wie die Generationendifferenz ins Schwimmen gerät und nur noch mühsam darüber aufrechterhalten werden kann, dass Kinder als asexuell und rein gelten.

SB: Genau. Kinder haben kaum mehr ungestörte eigene Räume und sind von den Helikopter-Eltern per Handy ständig kontrolliert oder voll verplant mit fördernd-kreativen Aktivitäten. „Doktorspiele“ (die nicht mehr so heißen), das heißt von Erwachsenen ungestörte gegenseitige sexuelle Erkundungen zwischen Kindern, gibt es nicht mehr bzw. werden nur mehr als sexueller Missbrauch unter Kindern (selbst zwischen Zwei- und Dreijährigen Kindern!) gesehen. Du hast es ja in der KiTa in Mainz auch mitbekommen: Zweijähriger missbraucht Einjährige, oder Dreijähriger missbraucht Zweijährige.³

JK: Die KiTa wurde in der Folge geschlossen.

SB: Die haben alle entlassen. Da hat die Kirche mal schnell gehandelt. Ihre pädophilen Priester, die hat sie von einer Pfarrei in die andere versetzt, über Jahrzeh-

te. Aber das waren ja Laienangestellte. Und die Erzieher_innen in der Mainzer KiTa haben sie alle entlassen, obwohl da überhaupt nichts war.

JK: Immerhin haben die Angestellten geklagt und den Prozess kürzlich gewonnen.

SB: Ja, die Staatsanwaltschaft hat ordentlich ermittelt und nicht agiert. Mittlerweile, nach „Köln“, hat es eine Akzentverschiebung gegeben. Im Moment ist weniger vom sexuellen Missbrauch die Rede, sondern von Angriffen auf deutsche Frauen. Der grüne Oberbürgermeister von Tübingen, Boris Palmer, hat gesagt: „Spätestens seit den Übergriffen in der Silvesternacht in Köln kommen selbst grüne Professoren zu mir, die sagen: Ich habe zwei blonde Töchter, ich Sorge mich, wenn jetzt 60 arabische Männer in 200 Meter Entfernung wohnen“ (Zeit Online, 2016) Das erinnert schon stark an das antisemitische Feindbild, wie du das vor 1933 und danach im *Stürmer* lesen konntest: Der gierige, triebgesteuerte Jude, der entweder die Kinder oder die Frauen antatscht.

JK: Nur haben sich das Objekt des Rassismus und das Feindbild verschoben. Im rassistischen Antisemitismus geht es um Fantasien über den gleichzeitig erotisch unheimlichen, ja gefährlichen und darin auch potenten, gleichzeitig aber „degenerierten“ Juden. Das ist ein etwas anderes Feindbild als das rassistische gegenüber Menschen, die nicht weiß sind, mit dem wir jetzt konfrontiert sind.

SB: Verbrämt wird der Hass mit der Feststellung „die haben nicht unsere Achtung vor der Frau“ als gäbe es die bei uns durchgängig und selbstverständlich.

JK: Wahrscheinlich sind das sogar dieselben Leute, die bei der Aufschrei-Kampagne gesagt haben, „die sollen sich mal nicht so anstellen“.

SB: Eben. Es passiert überall, bei jedem Oktoberfest. Die Mehrheit der Frauen hat Angrapschen erlebt in diesem Land, und zwar nicht von Nordafrikanern.

JK: Das Verzwickte daran – was mich auch sehr geärgert hat – war, dass man die sexistische Gewalt der Sache in Köln gar nicht mehr thematisieren konnte, weil man die ganze Zeit damit beschäftigt war, erst mal mit diesem Rassismus umzugehen. Die Sexismus-Kritik wurde sofort in die Bahn gelenkt, dass wilde, nicht-deutsche und nicht-weiße Männer drauf und dran seien, die „guten deutschen Frauen“ zu vergewaltigen.

SB: In Köln hat es jetzt einen Prozess gegen einen Marokkaner gegeben wegen Diebstahls eines Handys in der Silvesternacht, der ungewöhnlich hart bestraft wurde.

³ Die katholische KiTa „Maria Königin“ in Mainz wurde im Juni 2015 auf das Drängen von Eltern hin vom Bistum Mainz geschlossen (vgl. Spiegel Online, 2015).

Der Anwalt hat zu Recht gesagt, sein Mandant sei für die ganze Nacht bestraft worden (vgl. Süddeutsche Zeitung Online, 2016; Frankfurter Rundschau Online, 2016). Normalerweise kriegst du bei erstmaligem Diebstahl, in diesem Alter zehn Arbeitsstunden, und nicht sechs Monate auf Bewährung.

Tausende von Deutschen christlicher Herkunft missbrauchen jedes Jahr Frauen in Thailand. Und Kinder. Darüber findet aber kein breiter gesellschaftlicher Diskurs statt, obwohl jede_r von den Sex-Bombern nach Thailand weiß. Das ist aber nur dann Thema, wenn es funktionalisiert werden kann für etwas anderes, wie Rassismus. „Krimigranten“, kennst du dieses Wort?

JK: Nein, ein furchtbares Wort.

SB: Ich finde auch das Wort Pädokriminalität nicht gut; sonst müsste ich Vergewaltigung Heterokriminalität nennen.

JK: Um wieder die Brücke zur Jagd auf die „Pädos“ zu schlagen: Hier deutet sich ja die Verbindung zwischen diesen beiden Diskursen an. Deutsche Frauen müssen verteidigt werden gegen fremde „Krimigranten“, die hier nichts zu suchen haben, und Kinder gegen den im Dunkel lauenden „Pädo“, der zum perversen ganz Anderen stilisiert wird.

SB: Ich wiederhole das noch einmal, dass es wirklich darum geht, Eigenes abzuwehren und mit den Fallen der Generationendifferenz, der Infantilisierung des erotischen Ideals umzugehen. So heftig und böse wird man eigentlich nur, wenn man etwas Eigenes abwehrt.

JK: Ist dafür nicht das stärkste Indiz, dass es gleich und ganz manifest um Kastrationsfantasien und den Wunsch nach drakonischen Bestrafungen bis hin zur Todesstrafe geht?

SB: Was mich wiederum sehr an die 1950er Jahre und die Abwehr der zuvor genossenen ambivalenten Sexualmoral der Nazis erinnert (vgl. Becker, 2001; Herzog, 2005). In dieser Lage ist es besonders wichtig, dass die ExpertInnen besonders genau sind und nicht einfach feige. Zum Beispiel im Umgang mit dem Traumabegriff, der in der Missbrauchsdiskussion inflationär und pauschal verwendet wird. Aber nicht jeder sexuelle Missbrauch traumatisiert. Er kann auch neurotisieren. Ein Trauma entsteht nur, wenn die vorhandene Abwehrstruktur überfordert wird und nicht ausreicht. Ein nicht lang anhaltender, akzidentieller sexueller Missbrauch kann neurotisieren, ist immer einer zu viel und ist eine Verletzung der Selbstbestimmung, aber er ist nicht zwingend traumatisch und

schon gar nicht unmittelbar. Und solche Ungenauigkeiten vorgeblich „aus Respekt vor den Traumatisierten“ halte ich einfach für populistisch. Wir müssen jeden Missbrauch benennen, wir müssen dafür sorgen, dass es therapeutische Hilfe gibt, auch finanzielle Entschädigung, aber wir müssen auch den „Kinderschänder-Diskurs“ in seinen Abwehraspekten bei jeder Gelegenheit öffentlich dekonstruieren. Die Verwendung des simplifizierten Traumabegriffs spricht dafür, dass da noch etwas Anderes am Werk ist. Und davon wollen wir, glaube ich, nichts hören.

JK: Ja genau, das wiederum hängt mit dem Thema zusammen, welches wir eingangs diskutiert haben: dem Tabu über die kindliche Sexualität und der damit einhergehenden „Sprachverwirrung“ (vgl. Ferenczi, 1933) zwischen dem Kind und den Erwachsenen.

SB: Das Kind soll einerseits vor der bösen Sexualität am besten durch eine Vakuumverpackung geschützt werden. Und gleichzeitig gibt es ja jetzt die Möglichkeit, dass Kinder zu Beginn der Pubertät schon pubertätsunterdrückende Hormone bekommen, wenn man sie für transsexuell hält. Man sagt, das sei das Recht des Kindes, das Kind sei in der Lage, mit neun, zehn, elf Jahren zu entscheiden, dass es die bevorstehende Pubertät nicht will. Von der es gar nicht weiß, wie sie ist. Es entscheidet insofern unwissend, es entscheidet schlicht, dass es das ungewisse Bevorstehende nicht will.

JK: Das verhindert erst mal die sexuelle Entwicklung.

SB: Deshalb schlage ich ja gerne vor, dass die gesamte Bevölkerung pubertätsunterdrückende Hormone kriegt, da wären mehrere Probleme auf einmal gelöst. Erstens würden wir nicht mehr alt, wir sähen ganz toll jung aus – ich kenne Patienten, die das als Erkrankung haben. Die sind dann fünfundvierzig und sehen aus wie neunzehn. Bildschön zum Teil, aber nicht stimmig. Und zweitens wäre dann die Sexualität weg, die eh nur stört.

JK: Hier wird es widersprüchlich. Zunächst ist die Bereitschaft, den kindlichen Wunsch zu unterstützen, nicht geschlechtsrollenkonform zu leben und sich in eine bestimmte geschlechtliche Existenzweise drängen zu lassen, zweifellos zu verstehen als eine Liberalisierungstendenz. Aber die Frage ist: *Wobei* wird da geholfen? Es wirkt so sexualfreundlich, positiv sexueller Vielfalt gegenüber. Und natürlich ist es emanzipatorisch, wenn unterschiedliche sexuelle Entwürfe nebeneinander möglich werden und dies auch Kindern vermittelt wird. Aber gleichzeitig ist das, was da so permissiv wirkt, nicht nur permissiv, sondern es wird gleichzeitig etwas anderes aktiv unter-

stützt: medizinisch eine sehr bestimmte Entwicklung einzuschlagen, hinter der die Annahme steht, das Leben in einer Geschlechtsrolle erfordere einen bestimmten Körper. Dabei wird ausgeblendet, dass dabei zunächst einmal eine sexuelle Entwicklung gehemmt wird. Es ist widersprüchlicher als es zunächst scheint.

SB: Ja. Im Zeichen der Vielfalt wird die Sexualität unterdrückt. Denn die behandelten Kinder haben dann erst mal keine. Die können sie dann vielleicht nach der Operation irgendwann kriegen. Aber vorübergehend oder über einige Jahre haben sie gar keine. Außerdem gibt es noch den Aspekt, dass diese frühe Behandlung vielleicht auch etwas Homophobes impliziert. Denn es gibt ja diesen Femitätsschub auch bei manchen prähomosexuellen Jungen. Und wenn man das jetzt gleich umsetzt, dann werden die nicht homosexuell. Im Iran läufst du als Homosexueller Gefahr, gesteinigt zu werden. Aber transsexuell kannst du sein. Ich habe einen Film gesehen, da stehen lauter traurige Schwule vor einer Transsexuellen-Klinik, um sich operieren zu lassen.

JK: Man kann den Eindruck gewinnen, dass die Offenheit, die mit der sexuellen Vielfalt verbunden ist, teilweise in ein Gebot umgeschlagen ist. Und dann ist es nicht mehr weit bis zu Verboten.

SB: Einerseits heißt es, wir wollen es nicht mehr so festlegen. Man kann sagen, jeder hat seine individuelle Mischung von Frau und Mann und von sexuellen Orientierungen, wir sind jetzt weder homo noch hetero, noch Mann und Frau – wir sind alle irgendeine Relation zwischen M und W. Da ist alles offen. Auf der anderen Seite gibt es einen biologistischen Dogmatismus – wenn man transsexuell ist, dann ist das im *Gehirngeschlecht* von *Geburt* an so, und jede_r, der_die noch irgendwie psychodynamisch denkt – so wie ich zum Beispiel – ist ein_e Menschenrechtsverletzer_in. Du darfst eigentlich nicht mal mehr „Mann-zu-Frau-transsexuell“ sagen. Die derzeit korrekte Definition, die ich nicht benutze, heißt: „Eine transsexuelle Frau ist eine Frau, die mit einem männlichen Körper geboren ist.“ Womit du ja *wieder* essenzialisierst. Ich habe die Übertreibung des Konstruktivismus kritisiert (vgl. Becker, 2007) – inzwischen wünschte ich ihn mir manchmal zurück, um den neuen Essenzialismus zu relativieren (vgl. Becker, 2013c).

JK: Ich finde, das ist ein ganz zentraler Punkt in aktuellen sexualpolitischen Kämpfen, die sich auch selbst als solche verstehen.

SB: Erklär mir mal, was ein sexualpolitischer Kampf ist, der gerade geführt wird.

JK: Ich würde sagen, die Intersexbewegung kämpft zum Beispiel – aufgrund eines anderen Ausgangspunktes, der sie teilweise in *Gegensatz* zu anderen Strömungen bringt – dafür, dass nicht früh operiert wird, damit intersexuelle Menschen ihr Selbstbestimmungsrecht über die eigene Operation ausüben können.

SB: Das ist ein Kampf, den ich absolut unterstütze, ebenso, dass es für sie – nicht alle wollen das – die Möglichkeit gibt, weder weiblich noch männlich zu sein. Die Zwangsvereindeutigung schadet. Und ich kann mir gut eine Gesellschaft vorstellen, in der keiner so genau weiß, wer was ist und in der verschiedene Dinge ausprobiert werden können. Ich finde nur, dass das etwas anderes ist als körperliche Eingriffe, die sehr früh passieren. Da liegt meines Erachtens ein bedeutender Unterschied.

JK: An diesem Punkt vermischen sich außerdem zwei inhaltlich sehr unterschiedliche Differenzen: Einerseits ist da die Kritik der Geschlechterdichotomie und andererseits geht es um die Generationendifferenz und das Generationenverhältnis. Meiner Beobachtung nach werden diese in aktuellen Diskursen oft gleichgesetzt oder zumindest gleichbehandelt. In dem ersten Vortrag, den ich noch als Studentin im Rahmen einer Veranstaltungsreihe des Cornelia Goethe Centrums von dir gehört habe, ging es auch um die Generationendifferenz. In der Diskussion haben die Professorinnen aus dem CGC dir entgegengehalten: „Hmm, aber wir finden es doch *immer gut* wenn Differenzen dekonstruiert werden. Warum sollen wir denn auf dieser Differenz bestehen?“ Und du hast darauf bestanden, dass es dabei um unterschiedliche Differenzen und Grenzen geht. Mich hat das damals schon überzeugt – vielleicht, weil ich als Studentin der Erziehungswissenschaften schon mit Problemkonstellationen konfrontiert war, die man sich aus soziologischer Perspektive eventuell nicht so gut vorstellen kann: Die Situation des Aufwachsens von Kindern, die am Anfang fundamental auf die Liebe und Sorge von Älteren, ihren Eltern angewiesen sind, ohne die sie nicht überleben könnten. Und dieses Abhängigkeitsverhältnis ist nicht nur ein Sozialisationsverhältnis, sondern *auch* ein Erziehungsverhältnis. Und zu diesem gehört, dass die Erwachsenen in die Generationenbeziehung gehen und auch eine Position einnehmen, aus der bestimmte Grenzen vertreten werden.

SB: Wenn die Grenze wegfällt, gibt es keinen Grund mehr dafür, dass es keine intergenerationellen sexuellen Beziehungen geben sollte. Zum Beispiel in Bezug auf den ödipalen Konflikt: Ich halte es nicht für zwingend, dass die Eltern ein verschiedenes Geschlecht haben, aber ich halte es für notwendig, dass das Kind die Erfahrung macht, dass die Eltern etwas Exklusives miteinander haben, an dem es

nicht beteiligt ist, von dem es ausgeschlossen ist. Dieser Ausschluss kann kränkend sein, auch verletzend, aber er sollte stattfinden, damit das Kind lernen kann, mit dieser Differenz auch umzugehen, sich auch identifizieren zu können mit der Erwachsenenposition. Der postbutlersche Genderdiskurs blendet die Reproduktion und die Generationenfrage weitgehend aus. Es gibt darin keine Kinder. Juliett Mitchell (2005) hat problematisiert, dass im Genderdiskurs die Geschlechterdifferenz nur mehr als laterale Differenz (wie unter Geschwistern) begriffen wird, ohne Generationenfolge. Geschlechterdifferenz kann ja gerne dekonstruiert werden, da bin ich mit dabei. Aber ich bin der Auffassung, dass es ganz wichtig bleibt hier eine Differenz zu haben, und dass auch in gleichgeschlechtlichen Beziehungen eine Differenz notwendig ist.

Es fällt uns gar nicht so leicht, Differenz ohne Asymmetrie bzw. ohne Hierarchie zu denken. Es ist toll, wenn uns das gelingt, aber jede Differenz hat immer die Gefahr, dass die Differenz hierarchisiert und dann die Hierarchie libidinös besetzt wird. Differenz ohne Hierarchie zu denken, ist tatsächlich sehr schwer. Ich wünsche mir das, und ich finde es zwischen den Geschlechtern toll, wenn das geht, wie auch bei gleichgeschlechtlichen Beziehungen, wenn Differenzen *besetzt* werden können. Denn ohne Differenz gibt es kein Begehren, das ist einfach so. Aber so einfach ist es nicht. Und bei der Generation gibt es eine Asymmetrie.

Das spielt übrigens auch eine Rolle beim Thema sexueller Missbrauch in der Therapie. Ich bin der Meinung, dass es ein Pflichtseminar über Therapie als erotische Beziehung in der psychoanalytischen Ausbildung geben müsste. In Fortbildungen sage ich: „Wenn Sie einen erotischen Traum über einen Patienten haben, hat das nichts mit Missbrauch zu tun, das kann ein wichtiger Hinweis sein, etwas, mit dem Sie arbeiten können.“ Es geht um das Wissen darum, wie Begehrensverhältnisse sind, die man aus der Übertragung kennt. Was weiß man über Missbrauch, und was weiß man vor allem auch über erotische Attraktionen in der Therapie, was ist vergleichbar mit Kindern und Eltern, was ist anders? Stattdessen ist es so, dass die Ausbildungskandidaten Angst haben, über sowas zu reden. Weil es kein Thema ist.

Und dann gibt es die Ethikkommission, an die man scheinbar alle Probleme mit sexuellem Begehren innerhalb der Therapie delegieren kann. Ich glaube, der beste Schutz dagegen, in Therapien sexuell übergriffig zu werden, ist – neben der Analyse eigener narzisstischer und Macht-Bedürfnisse – dass man darüber informiert ist, dass erotische Gefühle durchaus auftreten können, auch mal ein sexueller Impuls. Besonders, wenn man mit pervertierten Patienten arbeitet, muss man wissen, dass einem das *laufend* passieren kann –, und wie man damit umgeht. Aber das wird nicht gelehrt.

JK: Also auch da wird es ausgespart. Bis in die Ausbildung hinein.

SB: Neulich, da hat mir nach einem Vortrag eine ältere Analytikerin gesagt: „Frau Becker, wir sprechen in der Therapie nicht über Sexualität, weil wir dann von uns selber sprechen.“ Ich war erst ganz verdutzt und habe erwidert: „Na, was tun Sie denn, wenn Sie über Aggression sprechen?“

Kürzlich haben AusbildungskandidatInnen bei einer Fortbildung gesagt: „Wissen Sie, wir sind gewohnt, unter Supervision zu sagen: ‚Ich hatte ein aggressives Gefühl gegenüber dem Patienten, das hat vermutlich etwas damit zu tun, dass er etwas abwehrt.‘ Aber wir würden nie in der Supervision sagen: ‚Ich hatte ein sexuelles oder erotisches Empfinden‘ und dann darüber nachdenken, was hat das mit dem Patienten zu tun?“

JK: Verrückt, diese Blindstelle.

SB: Ja, leider. Und das in einer Wissenschaft, die sich ja eigentlich mal primär mit der Sexualität beschäftigt hat. Die perverse Objektbeziehung im neokleinianischen Verständnis hat mit Sexualität nichts mehr zu tun.

JK: Ich würde hieran anschließend gerne das Thema der Präventionshysterie mit dir diskutieren. Du hattest vorhin gesagt, dass man mal darüber nachdenken müsste, warum Kinderpornografie *so* viel genutzt wird, und vor allem auch von Leuten die keine pädosexuellen Fixierungen haben. Als Reaktion auf diese Situation werden ja aktuell Präventionsprogramme aus dem Boden gestampft, wobei die Präventionslogik immer darauf hinausläuft, Leute von etwas abzuhalten, von dem man noch gar nicht weiß, ob sie es machen werden. Das ganze Präventionsunternehmen lebt von der Prognose. Dabei gibt es zwei systematische Ansätze, wie Heinz Steinert und Helga Cremer-Schäfer herausgearbeitet haben: Auf der einen Seite individualisierende Programme, die bei denjenigen, die potenziell unerwünschtes Verhalten zeigen und straffällig werden könnten, individuell ansetzen und daran arbeiten. Auf der anderen Seite steht ein Modell, welches Ressourcen zur Verfügung stellt und auf eine Neujustierung von Konstellationen zielt (vgl. Steinert, 1995).⁴ Beide Ansätze sind der gemeinsamen Logik verpflichtet, in der Gegenwart Handlungsvorschläge zu machen, damit etwas in Zukunft nicht eintritt, was in der Vergangenheit noch nie eingetreten ist. Unter der Per-

⁴ Vgl. hierzu auch Heft Nr. 139, 1/2016 der Zeitschrift *Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich* mit dem Schwerpunktthema „Politik der Prävention. unvorsichtig – riskant – widersprüchlich“.

spektive würde ich dich gerne zu dem Präventionsprogramm „Kein Täter werden“ befragen.

Nach unseren letzten Gesprächen über dieses Thema, habe ich mich mit deren Diagnostik beschäftigt: Sie führen ein ausführliches Eingangsgespräch, dann gibt es eine Menge Fragebögen, und dann wird die Diagnose gestellt. Es sollen sich Täter aus dem Dunkelfeld dahin wenden oder Leute, die denken, dass sie vielleicht pädosexuell sind oder die Angst davor haben, weil sie zum Beispiel Kinderpornografie gucken. Wie schätzt du dieses Verfahren und dieses Programm ein?

SB: Die Grundidee war erst mal einleuchtend: Wir müssen davon wegkommen, dass wir die Orientierung als solche verteufeln. Das ist wichtig, weil wir auch im Strafrecht aufpassen müssen, dass wir nicht ein *Verdachtsstrafrecht* bekommen. Wir müssen ein Tatbestandsstrafrecht behalten: Wenn man das und das macht, wird man bestraft. Bei Herrn Edathy, den ja kaum ein_e Sexualwissenschaftler_in oder Analytiker_in kommentiert hat, obwohl es nicht so gelaufen ist, wie es hätte laufen sollen, war das anders: Da hat man gesagt, wenn er das guckt, das ist zwar nicht strafbar, aber dann wird er wohl auch das und das gucken. So darf man juristisch nicht vorgehen.

Zurück zu „Kein Täter werden“. Ich hasse den Titel. Im Land der Täter sollte man kein Projekt so nennen. Wie dem auch sei, also die Grundidee teile ich, das heißt, die sexuelle Orientierung muss man nicht verdammen, denn die impliziert nicht zwangsläufig, dass jemand auch was tut. Es gibt ganz viele Leute mit einer pädosexuellen Orientierung, die nie einem Kind etwas tun würden, denen man aber manche ihrer Wege, damit zu leben, durch die Gesetzgebung versperrt hat. Früher, vor dem Internet, haben die zum Beispiel FKK-Materialien benutzt. Wahrscheinlich wären FKK-Journale jetzt auch schon verboten. Das haben die zum Onanieren benutzt und einige, die es schaffen, niemals einem Kind etwas anzutun, sind damit ausgekommen. Sind ihnen solche Möglichkeiten verwehrt, werden sie manchmal auch sehr depressiv. Was man steuern muss, ist das Verhalten und das Umsetzen, also: Wenn man gefährdet ist, was muss man tun, damit es nicht passiert. Auch damit bin ich einverstanden. Damit hört es aber auch schon auf.

Die Diagnostik ist *viel* zu kurz. Das Labeling ist *viel* zu rasch. *Ein* oder zwei Gespräche, die zudem auch noch oft von Leuten durchgeführt werden, die keine entsprechende Ausbildung haben und noch am Anfang der therapeutischen Ausbildung sind. Einer der Mitbegründer des Projekts ist aus diesen Gründen ausgestiegen, weil ihm dieses Labeling zu rasch ist. Er sagt, er braucht ein halbes Jahr, um diese Diagnose zu stellen. Ich habe bei manchen meiner Patienten auch schnell das Gefühl, das ist so, aber bei anderen eben nicht. Ich würde ihm vollkommen zustim-

men, drei Monate bis ein halbes Jahr brauche ich auch, um diese Diagnose wirklich stellen zu können. Auch wird den Leuten sehr schnell gesagt: Es ist unveränderlich. Sie werden essenzialisiert: „Du bist pädosexuell, dafür kannst du nichts, wir achten dich trotzdem, du wirst es immer bleiben, du darfst keine Kinder bekommen.“ Dabei missbrauchen die meisten strukturierten Pädophilen *nicht* die eigenen Kinder. Was übrigens auch wieder interessant ist, von wegen Fremdheit und Begehren.

Es wird ihnen also sehr viel sehr schnell gesagt. Dann kommen sie in dieses Programm. Und dieses Programm ist nun wirklich nichts Neues. Es ist eine Mischung aus ärztlicher Führung, verhaltenstherapeutischen Kontrollübungen und Medikamenten. Die Psychodynamik des Einzelnen wird nicht bearbeitet. Andreas Hill, der früher am Hamburger Institut für Sexualforschung tätig war und jetzt diese Patienten in seiner Praxis behandelt, berichtet, er habe auch Leute, bei denen sich was ändert. Die Zuschreibung „Du bist es dann immer [...]“, das ist eine äußerst fragwürdige Festlegung, auch wenn sich in der Regel eine fixierte Pädosexualität nicht ändert – obwohl ich auch schon mal einen Patienten hatte, dem es gelang, das Alter des Begehrten etwas hochzuschrauben.

Insgesamt: Zu rasches Labeling, ein zu einheitliches Vorgehen, ein zu frühes Festlegen – ich hab auch mit einer ganzen Reihe von Patienten gesprochen, die sich da gar nicht gut behandelt und zu rasch in etwas hineingepresst fühlten. Und jetzt ist ja das Neue, dass sie das auch bei Jugendlichen schon diagnostizieren. Ab *zwölf*. Und ich finde, dass man in der Pubertät fast überhaupt keine solchen Psychodiagnosen stellen kann.

Jungen wissen mit zwölf meistens schon gut, ob sie jetzt homo oder hetero sind, das sind so Bewegungen in der Pubertät, die setzen ja nicht schlagartig irgendwann ein.

Und natürlich kann man sagen, jemand ist auf dem Weg dazu, pädosexuell zu werden, aber da schon mit diesem Kontroll-Programm anzufangen, als wären die jetzt schon gefährdet, konkret sexuell übergriffig zu werden [...] Ich hab Sorge, dass hier die Jugendlichensexualität als solche nicht richtig wahrgenommen und respektiert, sondern zu sehr problematisiert wird. Ich habe vor einiger Zeit einen Vortrag über sexuelle Sucht bei Jugendlichen gehört und irgendwann habe ich unterbrochen und gesagt: „Sagen Sie einmal, reden Sie vielleicht von der *normalen* Pubertät?“ Man denkt nur an das Eine, ja? *Portnoys complaint*, der war auch richtig süchtig, ja?⁵

Aber meine Hauptkritik betrifft das Labeling, die unangemessene Form der Diagnostik. Die Psychodynamik kommt zu kurz.

⁵ Roman des amerikanischen Schriftstellers Philip Roth, in dem der Protagonist seinem Psychoanalytiker über die Konflikte seiner sexuellen Entwicklung berichtet.

JK: Danke für diese Einschätzung. Zum Schluss vor dem Hintergrund der Diskussion über die Bedeutung von Differenzen noch die Frage, wie du aktuelle *Queer Politics* einschätzt.

SB: Also ich finde, dass da manchmal zu viel in ein Kollektiv (LGBTIQ) gezwungen wird – etwa wenn Homophobie nur noch im Verbund mit Transphobie benannt werden soll/kann. Außerdem ist „queer“ eine kritische Fragestellung, keine Lebensform. Auch wenn man mal als Frau auf einer Demo durch eine Papiertüte pinkelt, ist das noch nicht eine relevante Lebenspraxis im Sinne von *deconstructing gender*. Ich glaube, „queer“ kann man schlecht *sein*. Ich weiß, es gibt Leute, die sagen: „Ich bin queer“, aber man kann auch sagen: „Ich bin omnipotent.“ Ich habe in Wien neulich eine Gruppendiskussion mit jugendlichen Transsexuellen (Transmännern, d. h. Frau-zu-Mann-Transsexuellen) erlebt, die wurden da auf einem Kongress gleichsam vorgeführt, und haben alle gesagt, sie wollen weder Mann noch Frau sein. Die wollten androgyn sein, sie wollten mal Hormone nehmen, sie wieder absetzen, und vielleicht schwanger werden, und dies und jenes. Alle vierzehn bis siebzehn Jahre alt. Und sie wollten mit männlichem Namen angesprochen werden: Auf die Frage „Wieso wollen Sie denn männlich angesprochen werden, wenn Sie weder das eine noch das andere sind?“ kam die Antwort: „Ja, weil ich jetzt so lange als Frau angesprochen wurde, um das Gleichgewicht der Androgynität wiederherzustellen, will ich jetzt erst mal als Mann angesprochen werden.“

JK: Das klingt sehr konzeptuell.

SB: *Sehr* konzeptuell. Und zwischendurch habe ich gedacht, meine Güte, also für mich ist das auch wirklich pubertäre Omnipotenz: *Vogliamo tutto e pronto!* Also ich finde, da ist manchmal bei den „Queeries“ ein *bisschen* zu viel Programmatik drin, die am Leben vorbeigeht. Und dann werden natürlich so Konzepte im Sinne von „wir lösen alles auf“ attraktiv – während andere sagen „Identität ist immer konfliktthaft“. Letzteres ist viel unbequemer. Es ist aber die psychoanalytische Wahrheit.

JK: Dahinter steht ja die Fantasie, dass man die gesellschaftlichen Verhältnisse und das mit ihnen verbundene, absolut berechnete Unbehagen irgendwie auflösen könnte, und dass es irgendwann eine Gesellschaft geben könnte, in der es das alles nicht mehr und schlicht keine Konflikte gibt.

SB: Ich hab schon immer das Schlaraffenlandmärchen gehasst. Also wenn mir das immer im Mund hängen würde, grauuenhaft!

JK: Ohne die Lebensnot würde gar nichts passieren.

SB: Versagung muss sein. Wenn die Brust immer im Mund des Babys hängen würde, würde es sich nicht entwickeln. Wie sollte es Wünsche und halluzinatorische Wunscherfüllungen fabrizieren, wenn die immer da drin hängt. Die muss schon einmal weg sein. Damit es sich allmählich *vorstellen* kann, dass es eine gibt.

JK: Diese Einsicht bedeutet leider auch, dass nicht alle Differenzen irgendwie aufgelöst werden können, dass es diese bequeme Lösung nicht gibt.

SB: Das Dekonstruieren ist und bleibt aber immens wichtig. Und das Konstruieren ist auch immer problematisch. Das ist wie mit den Utopien. Die gegenwärtig herrschenden Verhältnisse kritisch zu reflektieren, ist unerlässlich und das muss dauernd in allen Tonarten passieren. Aber sich Alternativen dazu vorzustellen, das ist viel komplizierter.

JK: In der Kritik kann man ja besser sein als im Entwurf von Alternativen.

SB: Kritik ist notwendig. Problematisch finde ich manchmal einige queere Positionen, die alle gegenwärtigen Diversifizierungen des Sexuellen feiern, etwa als „polymorph-perverses Ganzes“. Das pure Polymorph-Perverse des Kindes ist ab der Pubertät ohne Verleugnung nicht mehr zu haben, auch wenn wir uns hoffentlich viel davon erhalten haben und es einbauen können in das, was wir als Erwachsene sexuell leben. Aber die Unschuld der sexuellen Omnipotenz oder die der polymorph-perversen Lustsuche der Kindheit [...].

JK: [...] ist unwiederbringlich verloren.

SB: Wie heißt der schöne Titel des Buchs von Joachim Meyerhoff: *Wann wird es endlich wieder so wie es nie war?*

JK: Das ist ein schönes Ende. Tausend Dank für das Gespräch.

Literatur

- Adorno, T.W., 1963. Sexualtabu und Recht heute. In: GS, Bd. 10.2, 533–554.
- Becker, S., 2001. Zur Funktion der Sexualität im Nationalsozialismus. *Zeitschrift für Sexualforschung* 14 (1), 130–145.
- Becker, S., 2007. Poststrukturalismus und Geschlecht: Ein Blick zurück. *Zeitschrift für Sexualforschung* 20 (1), 52–68.

- Becker, S., 2013a. Jede Zeit hat ihre blinden Flecken. TAZ Online, 09.12.2013. <http://www.taz.de/!5053096/>
- Becker, S., 2013b. Sex mit Kindern – Diskurse und Realitäten. *texte. psychoanalyse. aesthetik. kulturkritik* 33 (2), 76–91.
- Becker, S., 2013c, MRT statt TSG. Vom Essentialismus zum Konstruktivismus und wieder zurück. *Zeitschrift für Sexualforschung* 26 (2), 145–159.
- Berkel, I., 2007. Missbrauch als Phantasma. Zur Krise der Genealogie. Wilhelm Fink, München.
- Ferenczi, S., 1933. Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft. *Psyche* 21 (4), 256–265.
- Frankfurter Rundschau Online (2016), 24.02.2016, <http://www.fr-online.de/politik/koeln-erster-tatverdaechtiger-aus-silvesternacht-verurteilt,1472596,33846054.html>
- Herzog, D., 2005. Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Siedler, München.
- Mitchell, J., 2005. Psychologische Implikationen demographischer Veränderungen: Ersetzt das kinderlose „Gender“ den mit Fortpflanzung verbundenen Geschlechtsunterschied? *texte. psychoanalyse. aesthetik. kulturkritik* 25 (3), 96–109.
- Simon, W., 1995. Devianz als Geschichte. Die Zukunft der Perversionen. *Zeitschrift für Sexualforschung* 8 (2), 101–121.
- Spiegel Online (2015). 11.06.2015, <http://www.spiegel.de/panorama/justiz/sexuelle-gewalt-unter-kindern-mainzer-kita-geschlossen-a-1038417.html>
- Steinert, H., 1995. The Idea of Prevention and the Critique of Instrumental Reason. In: Albrecht, G., Ludwig-Mayerhofer, W. (Hg.), *Diversion and Informal Social Control*. de Gruyter, Berlin, 5–16.
- Süddeutsche Zeitung Online (2016), 24.02.2016, <http://www.sueddeutsche.de/panorama/prozess-erste-urteile-nach-silvester-in-koeln-bloss-keine-kuscheljustiz-1.2878641-2>
- Zeit Online (2016), 14.02.2016, <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2016-02/die-gruenen-boris-palmer-simone-peters-cem-oezdemir>

Gesprächspartnerinnen

Sophinette Becker, Dr. phil., Sexualwissenschaftlerin und psychoanalytische Psychotherapeutin. Sie leitete die Sexualmedizinische Ambulanz der Uniklinik Frankfurt bis zu deren Abwicklung und war in eigener Praxis tätig. Ihre Schwerpunkte waren Geschlechtsidentitäten, Perversionen bei Männern und Frauen sowie kultureller Wandel der Sexualität. Sophinette Becker ist im Oktober 2019 verstorben.

Jun.-Prof. Dr. Julia König, Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Mainz, Georg-Forster-Gebäude Raum 02-449, Jakob-Welder-Weg 12, 55128 Mainz, e-mail: j.koenig@uni-mainz.de



Julia König

Kindliche Sexualität. Geschichte, Begriff und Probleme

Aus der Reihe Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie

Campus 2020

542 Seiten, kart., 39,95 €

Die Auseinandersetzungen mit kindlicher Sexualität spielten sich historisch zwischen den Polen Entzauberung und Skandalisierung sowie Ignoranz und Idealisierung ab. Auch noch im 21. Jahrhundert erweist sich kindliche Sexualität als ein brisantes Thema in Pädagogik, Politik und Wissenschaft. Auf der Grundlage dreier großer Fallstudien aus der Antike, dem Mittelalter und der Neuzeit entwickelt Julia König in diesem Buch die These, dass Umwälzungen bestehender sexueller Ordnungen eine temporäre Auflösung der Differenzen und Grenzen zwischen kindlichen und erwachsenen Sexualakten zur Folge haben.

Die Versorgung von sexuellen Funktionsstörungen durch Heilpraktiker in Deutschland

Tristan Marhenke, Roland Imhoff

The Health Care of Sexual Dysfunctions by Alternative Practitioners in Germany

Abstract

The aim of the present study was to assess the treatment of persons with sexual dysfunctions by alternative practitioners in Germany. To this end, a survey in the form of a short questionnaire was sent to established German alternative practitioners who focus on psychotherapy, traditional Chinese medicine, acupuncture, homeopathy, phytotherapy, osteopathy, kinesiology, aromatherapy and bioenergetics. 1.730 people were contacted online and by mail with a response rate of 6.18% ($N=107$). The canvassed alternative practitioners treat an average of 310 people per year, of whom 3.77% seek help for sexual dysfunction. The range of frequency of sexual dysfunction (0.77% to 5.20%) suggests a low level of sexual therapeutic specialization, but nonetheless alternative practitioners tend to consider themselves competent in treating sexual disorders. Patients with sexual dysfunctions are treated by alternative practitioners in all specializations and are rarely referred further. The interviewees noted an undersupply of sexual therapy and sexual medicine.

Keywords: Alternative practitioners, Psychotherapy, Sexual therapy, Health services research, Sexual dysfunction

Zusammenfassung

Ziel der vorliegenden Studie war es, durch eine Befragung die Behandlung von Personen mit sexuellen Funktionsstörungen durch niedergelassene Heilpraktiker zu erheben. Deutschlandweit erhielten Heilpraktiker mit Behandlungsschwerpunkten im Bereich Psychotherapie, Chiropraktik, Traditionelle Chinesische Medizin, Akupunktur, Homöopathie, Phytotherapie, Osteopathie, Kinesiologie, Aromatherapie und Bioenergetik einen kurzen Fragebogen. 1.730 Personen wurden online und postalisch angeschrieben bei einer Rücklaufquote von 6.18% ($N=107$). Die untersuchten Heilpraktiker behandeln durchschnittlich 310 Personen pro Jahr, von denen 3.77% aufgrund sexueller Funktionsstörungen Hilfe suchten. Der Range der Häufigkeit der Behandlung von sexuellen Funktionsstörungen (0.77% bis 5.20%) legt eine geringe sexualtherapeutische Spezialisierung nahe, dennoch schätzten viele Heilpraktiker sich als sexualtherapeutisch kom-

petent ein. Patienten mit sexuellen Funktionsstörungen werden von Heilpraktikern jedweden Behandlungsschwerpunktes behandelt und selten weiterverwiesen. Von den Befragten wurde eine sexualtherapeutische und sexualmedizinische Unterversorgung festgestellt.

Schlüsselwörter: Heilpraktiker, Psychotherapie, Sexualtherapie, Versorgungsforschung, sexuelle Funktionsstörungen

Einleitung

Seit 1935 gibt es durch das Heilpraktikergesetz in Deutschland auch nichtmedizinische staatlich zugelassene Behandler, die so genannten Heilpraktiker. Als Heilpraktiker¹ wird bezeichnet, wer die Heilkunde berufs- oder gewerbsmäßig ausübt, ohne als Arzt oder Psychologischer Psychotherapeut approbiert zu sein. Seit Einführung des Gesetzes erfolgte sowohl eine quantitative Ausweitung des Angebotes an Heilpraktikern als auch eine größere Anzahl an therapeutischen Angeboten durch Heilpraktiker. Mittlerweile sind laut Statistischem Bundesamt mehr als 26.000 Personen als Heilpraktiker tätig, wovon Frauen 69.3% ausmachen (Destatis, 2014). In der Branche werden jährlich mehr als 1 Mrd. Euro umgesetzt; dennoch erzielen Heilpraktiker laut eigener Auskunft überwiegend niedrige Einkommen aus ihrer psychotherapeutischen Tätigkeit und müssen daher mehrheitlich noch anderen Erwerbstätigkeiten nachgehen (Vangermain, 2013).

Seit der Einführung des Heilpraktikergesetzes gibt es jedoch auch fortwährende Kritik am Berufsstand der Heilpraktiker. Ein Aspekt der Kritik betrifft die Qualifikation. Die zu absolvierende Heilpraktikerprüfung bei einem örtlichen Gesundheitsamt zur Erlangung der staatlichen Lizenz konzentriert sich inhaltlich darauf, ein medizinisches Grundwissen nachzuweisen, welches befähigen soll, Patienten in schwerwiegenden Fällen an Schulmediziner zu verweisen (Naraindas, 2011). Jedoch sind Heilpraktiker nicht verpflichtet, eine medizinische oder komplementärmedizinische Ausbildung zu absolvieren (Joos et al., 2008). Aufgrund des unregulierten Ausbildungsstan-

¹ Der besseren Lesbarkeit halber wird in diesem Text durchweg das generische Maskulinum verwendet; die weibliche Form ist dabei immer mitgemeint.

des gibt es Befürchtungen der Patientenwohlgefährdung bis hin zu lebensgefährlichen Komplikationen (Zimmer, Miltner & Mattern, 1994). Ärztevertreter befürchten eine „Patientengefährdung“ (Gassen, 2017a), da ein „in sechs Monaten ausgebildeter Heilpraktiker [...] nun mal einen in sechzehn Jahren ausgebildeten Facharzt nicht ersetzen“ (Gassen, 2017b) könne. Bei einer systematischen Befragung von Hausärzten kritisierten diese, dass Heilpraktiker dazu neigen würden, Patienten einfache Erklärungen für Symptome zu geben, und dass es ihre Qualifikation nicht ermögliche, Krankheiten adäquat zu diagnostizieren (Joos et al., 2008). Überdies käme es vor, dass Heilpraktiker Patienten mittels irreversibler, verfrühter Diagnosen stigmatisieren würden. Positiv erwähnt wurde, dass Heilpraktiker dem Bedürfnis nach Hilfe auf Augenhöhe entsprechen würden, sodass manchmal eine verbesserte Therapiecompliance anzunehmen ist.

Ein weiterer Aspekt der Kritik betrifft das Auftreten nach außen. So ist es Heilpraktikern erlaubt, öffentlich Werbung für ihre Leistungen zu machen, sowie Preise jenseits der Gebührenordnung festzulegen. Hinsichtlich der psychotherapeutischen Tätigkeit gibt es überdies Kritik seitens des Auftretens nach Außen durch manche Heilpraktiker (Beyer-Jupe, 2017), welche sich „Psychotherapeut/Psychotherapeutin“ nennen, ohne auf den Unterschied zwischen wissenschaftlich ausgebildeten Psychotherapeuten (Ärztlicher Psychotherapeut und Psychologischer Psychotherapeut) und dem staatlich nicht geregelten Beruf des Heilpraktikers hinzuweisen. Rechtsurteile haben ergeben, dass seitens Heilpraktiker nicht der Eindruck erweckt werden dürfe, dass diese über ein abgeschlossenes Hochschulstudium verfügten (Beyer-Jupe, 2017).

Trotz der Kritik spricht die stetig wachsende Anzahl an zugelassenen Heilpraktikern jedoch für eine zunehmende Nachfrage, was zu einem gewissen Teil durch das geringe Vertrauen mancher Patienten in die reguläre Gesundheitsversorgung (Joos et al., 2008; Lamberty & Imhoff, 2018) erklärt wird. Gemessen an der Anzahl der Behandler und die de facto stattfindende Versorgung von Patienten durch Heilpraktiker ist die empirische Datenlage dünn. Bei einer Literaturrecherche (im Zeitraum Februar 2020) gab es bei *EbscoHost* 14 Treffer und bei *Psyn dex* 34 Treffer mit dem Schlagwort „Heilpraktiker“. Eine Studie (Naraindas, 2011) beschreibt die Ausübung der Ayurveda-Therapie durch Heilpraktiker aus einer ethnologischen Perspektive. Es gibt aktuell keine Studie zur Versorgungsforschung von Heilpraktikern im Allgemeinen, noch zur Behandlung von Patienten mit sexuellen Störungen im Speziellen.

Sexuelle Funktionsstörungen gehören zu den häufigsten Krankheitsbildern unserer Zeit (Laumann et al., 1994) und es ist davon auszugehen, dass aufgrund des demo-

graphischen Wandels der Behandlungsbedarf weiter zunehmen wird (Beier et al., 2000). Dennoch gibt es aktuell nur wenige Studien, die sich mit sexuellen Störungen und deren medizinischer Grundversorgung beschäftigen haben (Gürtler et al., 2019). In einer von diesen zeigte sich, dass knapp 4% aller Patienten gezielt wegen sexueller Funktionsstörungen professionelle Hilfe aufsuchten (Rump & Maß, 2015). Nur etwa die Hälfte der Personen mit einer sexuellen Funktionsstörung geben an, diese auch behandeln lassen zu wollen (Dunn et al., 1998; Braun et al., 2000), was durch ein unzureichendes Versorgungsangebot auf Seiten der Medizin und Sexualtherapie mitverursacht werden kann (Beier et al., 2000). Dies kontrastiert mit der zunehmenden Bedeutung von Sexualität als Bestandteil der eigenen Lebensqualität für immer größer werdende Bevölkerungsschichten (Hartmann et al., 2002). Zudem persistiert eine erhebliche Unterversorgung. So wird beispielsweise nur jede vierte Person mit erektiler Dysfunktion auch behandelt (Frederick et al., 2014).

Dem geringen sexualmedizinischen bzw. -therapeutischen Angebot stehen effiziente Behandlungsmöglichkeiten gegenüber. Mit einer niedrigschwelligen Sexualberatung kann etwa jedem dritten bis vierten Patienten effektiv geholfen werden (Buddeberg, 2005), zudem zeigen Übersichtsarbeiten (Beier et al., 2001), dass Sexualtherapien bei deutlich mehr als der Hälfte der Patienten eine Symptomverbesserung bewirken. Aufgrund der Struktur des aktuellen Unterversorgungsangebotes bei sexuellen Störungen besteht daher sowohl eine Unterversorgung mit qualifizierten Behandlern als auch eine Fehlversorgung, da sexuelle Funktionsstörungen beispielsweise „überwiegend mit somatomedizinischen Therapieoptionen behandelt werden“ (Beier et al., 2000, 76). Dies könnte dazu führen, dass sich hilfsbedürftige Patienten auch alternativen Angeboten zuwenden (müssen).

Ziel der vorliegenden Studie ist eine erste Einschätzung der Behandlung sexueller Funktionsstörungen durch Heilpraktiker.² Aufgrund der Unterversorgung mit Sexualmedizin und Sexualtherapie (Beier et al., 2000) wird in der vorliegenden Studie angenommen, dass ein Teil des Bedarfes durch Heilpraktiker aufgefangen wird. Dies scheint plausibel, da trotz massenmedialer Verlautbarungen zum Thema Sexualität Patienten und Ärzte immer noch Scheu haben, Intimes preiszugeben oder zu erfragen (Bosinski, 2004). Da zudem der Kontakt zu Heilpraktikern mehr „auf Augenhöhe“ (Joos et al., 2008) stattfinden könne, wäre es denkbar, dass Patienten dort aufgrund geringerer Scheu ihre sexuellen Nöte ansprechen.

² Alle Materialien der Untersuchung inklusive Rohdaten können bei osf eingesehen werden: <https://osf.io/7sxbz/>

Methodik

Stichprobe

Befragt wurden Heilpraktiker, deren Kontaktdaten zwischen November 2019 und Januar 2020 über folgende Online-Portale zugänglich waren: Jameda, Heilpraktikerinfo.de, HP-Verzeichnis, Heilpraktiker-direktsuche.de und Das-örtliche.de. Kontaktiert wurden Heilpraktiker, die als einen Behandlungsschwerpunkt Psychotherapie, Chiropraktik, Traditionelle Chinesische Medizin, Akupunktur, Homöopathie, Phytotherapie, Osteopathie, Kinesiologie, Aromatherapie und/oder Bioenergetik angegeben hatten. Die Auswahl erfolgte vor dem Hintergrund der Überlegung, welche Behandlungsschwerpunkte besonders häufig sind.

Erhebung

Zunächst wurden 130 Heilpraktiker postalisch kontaktiert, deren Kontaktdaten bei Jameda zur Verfügung standen. Hierbei erhielt der Befragte neben einem Anschreiben mit Instruktionen auch den Fragebogen sowie einen frankierten und adressierten Rückumschlag. Dieser konnte für die Rücksendung des Fragebogens genutzt werden. Aufgrund der vergleichsweise geringen Rücklaufquote ($n=10$, 7.69%) wurden von da an alle Heilpraktiker online kontaktiert. Das Anschreiben sowie der Fragebogen waren offline und online identisch. Es wurden 1600 Personen per E-Mail oder per Kontaktformular angeschrieben bei einer Rücklaufquote von 6.06%. Insgesamt wurden 1730 Heilpraktiker angeschrieben, von denen 107 Personen (Rücklaufquote insgesamt 6.18%) teilnahmen.

Im Anschreiben wurden über die allgemeinen Ziele der Befragung aufgeklärt. Dabei wurde erläutert, dass sich alle Fragen der Untersuchung auf Patienten beziehen, die im Kalenderjahr 2019 behandelt wurden und eine Störung nach ICD-10 von F52.0-F52.7 (vgl. Tab. 3) aufwiesen. Dabei wurden die einzelnen Störungen explizit benannt. Den Teilnehmern wurde vollständige Anonymität bei der Auswertung ausdrücklich zugesichert. Der Fragebogen war zur besseren Vergleichbarkeit orientiert an demjenigen von Rump & Maß (2015), welcher freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde. Folgende Fragen wurden gestellt:

- Wie alt sind Sie?
- Welches Geschlecht haben Sie?
- Wie viele Jahre arbeiten Sie bereits als Heilpraktiker?
- In welchem Bundesland praktizieren Sie?
- Welche Behandlungsschwerpunkte bieten Sie an?
- Fühlen Sie sich aufgrund dieser Ausbildung grund-

sätzlich qualifiziert zur Behandlung von Patientinnen und Patienten mit sexuellen Funktionsstörungen?

- Verfügen Sie über eine Zusatzqualifikation zur Beratung oder Behandlung von Patientinnen und Patienten mit sexuellen Funktionsstörungen?
- Fragen Sie bei der Anamnese auch nach sexuellen Problemen?
- Wie viele Patientinnen und Patienten haben Sie im Kalenderjahr 2019 behandelt (Schätzung)?
- Wie viele dieser Patientinnen und Patienten kamen gezielt wegen sexueller Probleme (Schätzung)?
- Welche sexuellen Probleme wurden am häufigsten (Männer und Frauen getrennt) beklagt?
- Sofern Sie eine sexuelle Störung (nach ICD-10) festgestellt haben:
- Ich habe selbst die Behandlung der sexuellen Störung durchgeführt.
- Ich habe die betreffenden Patientinnen und Patienten weiterverwiesen.
- Das sexuelle Problem war nachrangig, ich habe etwas anderes behandelt.
- Wie war Ihr Vorgehen, wenn Sie selbst die Behandlung durchgeführt haben?
- Wie schätzen Sie Ihren Behandlungserfolg bei sexuellen Funktionsstörungen ein?
- Wie schätzen Sie die Versorgungssituation für Patientinnen und Patienten mit sexuellen Funktionsstörungen in Ihrer Region ein?

Ergebnisse

Die teilnehmenden Heilpraktiker waren im Mittel 36.60 Jahre ($SD=7.09$) alt. 39.4% waren männlich und 60.6% weiblich. Im Durchschnitt hatten die Probanden 13.47 Jahre Berufserfahrung ($SD=9.38$). Die häufigsten Bundesländer, in denen die Heilpraktiker praktizieren, waren mit Nordrhein-Westfalen (30.4%), Bayern (19.6%) und Baden-Württemberg (16.8%) auch die bevölkerungsreichsten Bundesländer.

Tab. 1 zeigt die Teilnehmenden nach Behandlungsschwerpunkt und Geschlecht getrennt. Der häufigste Behandlungsschwerpunkt war Psychotherapie, gefolgt von Akupunktur und Homöopathie. Am seltensten wurden Aromatherapie und Bioenergetik angegeben. Auffällig ist der hohe Anteil an sonstigen Behandlungsschwerpunkten.

Die teilnehmenden Heilpraktiker gaben durchschnittlich 2.78 Behandlungsschwerpunkte ($SD=1.68$) an. Nur eine Minderheit von 21.5% gaben an, nur einen Behandlungsschwerpunkt zu haben. Es ist offensichtlich Heilpraktiker-Realität, mehrere Behandlungsschwerpunkte anzubieten.

Tab. 1: Teilnehmer der Studie nach Berufsgruppen (mehrere Antworten waren möglich)

Berufsgruppen	Häufigkeit Männer (absolut und in %)	Häufigkeit Frauen (absolut und in %)	Häufigkeit Insgesamt (absolut und in %)
Psychotherapie	17 (45.9)	30 (52.6)	48 (35.6)
Chiropraktik*	9 (24.3)	5 (8.8)	14 (10.4)
Trad. Chinesische Medizin	8 (21.6)	8 (14.0)	16 (11.9)
Akupunktur	12 (32.4)	18 (31.6)	32 (23.7)
Homöopathie	13 (35.1)	16 (28.1)	31 (23.0)
Phytotherapie	10 (27.0)	13 (22.6)	26 (19.3)
Osteopathie	5 (13.5)	9 (15.8)	18 (13.3)
Kinesiologie	3 (8.1)	9 (15.8)	13 (9.6)
Aromatherapie	1 (2.7)	3 (5.3)	6 (4.4)
Bioenergetik	1 (2.7)	4 (7.0)	5 (3.7)
Sonstiges	9 (24.3)	20 (35.1)	35 (25.9)

Geschlechtsunterschiede bei der Berufswahl. Mit * werden signifikante Unterschiede (χ^2 , $p > .05$) angezeigt.

Ein 4-Felder Chi-Quadrat Test zeigte, dass bei Chiropraktikern Frauen überproportional häufig an der Studie teilgenommen haben $\chi^2(1, N = 88) = 4.96, p = .026$. Bei allen anderen Spezialisierungen gab es keinen geschlechtsspezifischen Unterschied hinsichtlich der Teilnahme an der Untersuchung.

Die Probanden konnten in einem offenen Antwortfeld weitere Behandlungsschwerpunkte angeben. Es wurden folgende sonstige Behandlungsschwerpunkte genannt (doppelte Nennungen wurden der Kürze wegen gestrichen): Astrologie SCIO, Wingwave Systemische Therapie, Radiästhesie, Atemtherapie, ACT, Ausleitungsverfahren, Bioidentische Hormontherapie, Bioresonanz, Manuelle Schmerztherapie, Blutegel, Lymphdrainage, Unterdruck Therapie, Magnetfeld und Ionisierte Sauerstoff Therapie, Heilpilze, Vitalstoff Therapie, Mesotherapie, Dorn-Therapie, Entspannungskurse, Qi Gong, Faszientherapie, Traumatherapie, Frauenheilkunde, Heilhypnose, PAPIMI Ioneninduktionstherapie, energetische Verfahren, Infusionstherapien, Kräutertherapie, manuelle Therapien, ästhetische Medizin, Massage, Mikrobiologische Medizin, Antroposophische Medizin, Orthomodulare Medizin, Orthomolekularmedizin, Stoffwechsoptimierung, Ozontherapie, Paar-Familientherapie, Hypnotherapie, Pharmakoanalyse, Stimmfrequenzanalyse, Mikrokinésitherapie, Shiatsu, Neuralorganisations-Technik und Yoga-Therapie. Es wird also ein diverses Behandlungsspektrum durch die Studienteilnehmenden angeboten.

Bei der Frage nach der grundsätzlichen Qualifizierung für die Behandlung sexueller Funktionsstörungen gaben Heilpraktiker einen durchschnittlichen Wert von 1.24 ($SD = .75$) an (bei Antwortmöglichkeiten nicht qualifiziert = 0, teilweise qualifiziert = 1, qualifiziert = 2). Die höchsten Werte gaben Kinesiologen ($M = 1.54, SD = .66$), gefolgt von Chiropraktikern ($M = 1.50, SD = .76$) und Aromatherapeuten ($M = 1.50, SD = .84$) an. Heilpraktiker mit

bioenergetischem Behandlungsschwerpunkt ($M = 1.20, SD = 8.4$) oder einem Schwerpunkt nach Traditioneller chinesischer Medizin ($M = 1.19, SD = .83$) betrachten sich vergleichsweise am wenigsten qualifiziert. Eine multiple Regression wurde berechnet, um die Einschätzung der grundsätzlichen Qualifizierung für die Behandlung sexueller Funktionsstörungen durch die Behandlungsschwerpunkte zu bestimmen. Hierbei wurde die größte Kategorie (Schwerpunkt Psychotherapie) als Referenzkategorie genutzt und jeder andere Behandlungsschwerpunkt mit Hilfe einer dummy-codierten Variable als Prädiktor aufgenommen. Das Regressionsmodell wurde nicht signifikant, $F(10.84) = 0.67, p = .747$, d.h. es gibt keinen Hinweis darauf, dass der angebotene Behandlungsschwerpunkt Einfluss auf die Einschätzung der Qualifizierung hat.

Zusatzqualifikationen für die Behandlung sexueller Funktionsstörungen gaben über alle Berufsgruppen hinweg 18.7% aller Heilpraktiker an. Getrennt nach Behandlungsschwerpunkt ergab sich folgendes Bild: Psychotherapie: 22.9%, Chiropraktik: 50%, Trad. Chin. Medizin: 12.5%, Akupunktur: 18.8%, Homöopathie: 29.0%, Phytotherapie: 26.9%, Osteopathie: 27.8%, Kinesiologie: 23.1%, Aromatherapie: 16.7%, Bioenergetik: 0%, Sonstiges: 28.6%.

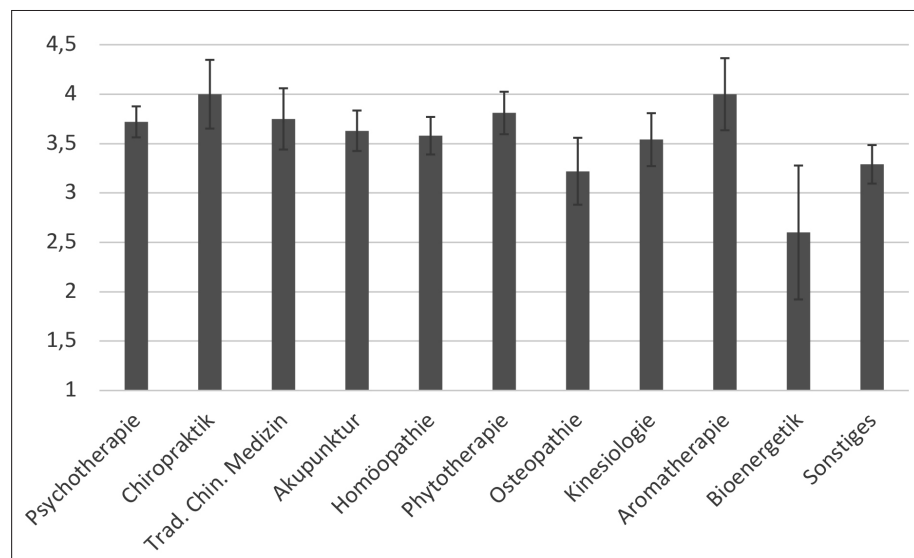
Bei der Frage nach der Anzahl an Patienten im Kalenderjahr 2019 insgesamt gab es eine große Bandbreite an Behandlungssituationen. Das Minimum betrug 0 Patienten, während das Maximum 2.600 Patienten betrug ($M = 309.71, SD = 492.27$).

Es kamen durchschnittlich 11.68 Patienten pro Jahr ($M = 2.00, SD = 23.33$) gezielt wegen sexueller Probleme zu Heilpraktikern. Das bedeutet, dass 3.77% aller Patienten sexuelle Funktionsstörungen als Motiv hatten, einen Heilpraktiker aufzusuchen. Getrennt nach Behandlungsschwerpunkt betrachtet, zeigte sich eine linksschiefe Verteilung, mit einigen Heilpraktikern, die sehr viele Patienten mit sexuellen Funktionsstörungen behandelten (Tab.

Tab. 2: Anzahl von Patienten mit sexuellen Funktionsstörungen nach Behandlungsschwerpunkt

Behandlungsschwerpunkt	Arithmetisches Mittel	Median	SD	%
Psychotherapie	9.02	2.00	14.01	4.65
Chiropraktik	24.38	9.00	39.25	3.55
Trad. Chin. Medizin	11.14	2.00	26.45	1.96
Akupunktur	10.61	2.00	21.42	2.14
Homöopathie	18.93	5.00	32.98	4.30
Phytotherapie	19.24	3.00	31.14	3.45
Osteopathie	15.19	7.50	29.31	4.25
Kinesiologie	9.83	1.50	16.55	4.43
Aromatherapie	16.25	7.50	22.87	5.20
Bioenergetik	2.00	0.00	4.47	0.77
Sonstiges	13.58	2.00	28.01	3.58

Abb. 1: Aktives Erfragen sexueller Funktionsstörungen bei der Anamnese (Immer=5, meistens=4, manchmal=3, selten=2, nie=1; Fehlerbalken stellen Standardfehler dar)



2). In absoluten Zahlen versorgten Heilpraktiker mit einem Schwerpunkt auf Chiropraktik am meisten sexuelle Funktionsstörungen, relativ betrachtet hatten aromatherapeutisch arbeitende Heilpraktiker die meisten Fallzahlen bei sexuellen Funktionsstörungen.

Abb. 1 zeigt das aktive Erfragen nach sexuellen Funktionsstörungen bei der Anamnese. Über alle Behandlungsschwerpunkte hinweg betrachtet, wurden sexuelle Funktionsstörungen typischerweise „manchmal“ bis „meistens“ ($M=3.58$, $SD=1.15$) exploriert. Eine multiple Regression wurde berechnet um zu prüfen, ob der Behandlungsschwerpunkt einen Einfluss auf das aktive Erfragen sexueller Funktionsstörungen hatte. Das Regressionsmodell wurde signifikant ($F[10.84]=2.13$, $p=.032$, $R^2=.223$). Hier zeigte sich, dass die signifikanten Prädiktoren Behandlungsschwerpunkte im Bereich Chiropraktik, Osteopathie und im sonstigen Bereich waren. Behandler mit chiropraktischem Schwerpunkt wichen überzufällig

von allen anderen Schwerpunkten ab, indem sie besonders oft aktiv nach sexuellen Funktionsstörungen fragten ($\beta=.901$, $p=.015$), während Behandler mit osteopathischem Schwerpunkt ($\beta=-.661$, $p=.045$) und Behandler mit sonstigem Schwerpunkt besonders selten aktiv nach sexuellen Funktionsstörungen ($\beta=-.681$, $p=.008$) fragten. Die Korrelation zwischen der Selbsteinschätzung als qualifiziert für sexuelle Störungen und ob man in der Anamnese nach sexuellen Störungen nachfragt ist bedeutsam ($r=.283$, $p<.01$). Ebenfalls signifikant ist die Korrelation zwischen der Häufigkeit des Nachfragens und der Anzahl an Patienten mit sexuellen Funktionsstörungen ($r=.283$, $p<.01$).

Tab. 3 zeigt die Verteilung der gestellten F52-Diagnosen. Die häufigste Diagnose insgesamt ist die sexuelle Lustlosigkeit (F52.0), wohingegen bei Männern auch Erektionsstörungen häufig auftreten.

Tab. 3: Häufigkeiten der von allen Behandlern gestellten F52-Diagnosen nach ICD-10

Diagnose nach ICD-10	Männer	Frauen
F52.0 (sexuelle Lustlosigkeit)	40 (37.4)	57 (53.3)
F52.10 (sexuelle Aversion)	5 (4.7)	13 (12.1)
F52.11 (mangelnde sexuelle Befriedigung)	8 (7.5)	16 (15.0)
F52.2 (Erektions- bzw. Lubrikationsstörung)	44 (41.1)	11 (10.3)
F52.3 (Orgasmusstörung)	4 (3.7)	19 (17.8)
F52.4 (Ejaculatio praecox)	15 (14.0)	/
F52.5 (Vaginismus)	/	12 (11.2)
F52.6 (Dyspareunie)	1 (0.9)	0
F52.7 (gesteigertes sexuelles Verlangen)	15 (14.0)	3 (2.8)

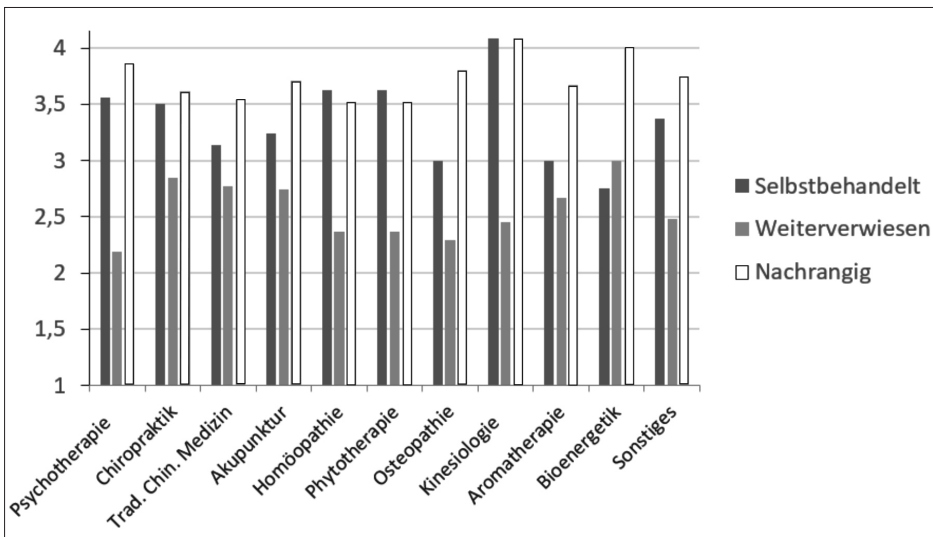


Abb. 2: Mittelwerte bei den Fragen danach, ob eine diagnostizierte sexuelle Funktionsstörung selbst behandelt, weiterverwiesen oder als nachrangig diagnostiziert wurde (immer=5, meistens=4, manchmal=3, selten=2, nie=1)

Bei der Frage, ob Heilpraktiker Patienten mit sexuellen Funktionsstörungen selber behandelt haben (Abb. 2), waren „meistens“ oder „manchmal“ die häufigsten Antworten ($M=3.39$, $SD=1.56$). Weiterverwiesen wurde vergleichsweise selten ($M=2.45$, $SD=1.11$). Die berichteten sexuellen Funktionsstörungen wurden tendenziell als nachrangig ($M=3.79$, $SD=.99$) eingeschätzt.

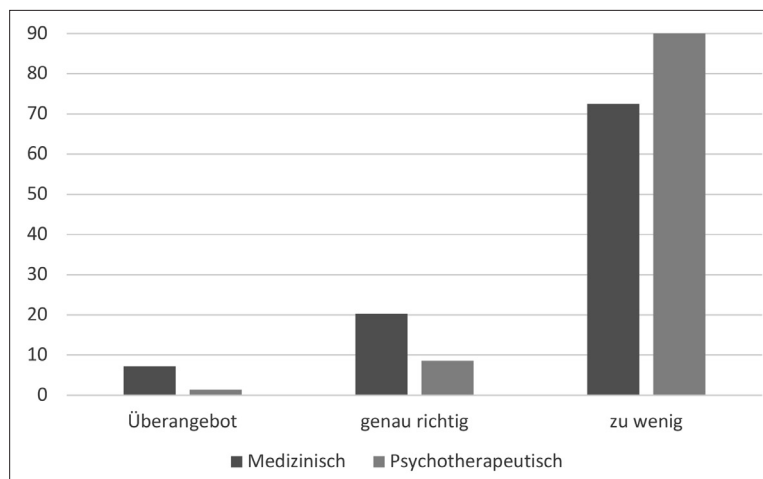
Der durchschnittliche selbst eingeschätzte Behandlungserfolg liegt bei 2.98 ($SD=.63$). Eine multiple Regression ergab keinen signifikanten Effekt eines Behandlungsschwerpunktes auf die Selbstbeurteilung des Erfolgs in der Behandlung sexueller Funktionsstörungen, $F(11.63)=0.80$, $p=.638$, d.h. die Einschätzung des Erfolges der Behandlung erfolgt unabhängig von einem angebotenen Behandlungsschwerpunkt.

Die Versuchspersonen wurden zum Abschluss der Untersuchung gebeten, eine Einschätzung der Versorgungssituation für sexuelle Funktionsstörungen zu geben. Wie Abb. 3 zu entnehmen, wurde sowohl das medizinische als auch das psychotherapeutische Angebot in der großen Mehrheit als zu wenig eingeschätzt.

Diskussion

Die hier vorliegende Studie ist die erste ihrer Art, welche die Behandlung von Menschen mit sexuellen Funktionsstörungen durch Heilpraktiker erfasst. Im Referenzzeitraum (Kalenderjahr 2019) kamen 3.77% aller Patienten wegen sexueller Funktionsstörungen zu Heilpraktikern. Diese Zahlen stimmen ziemlich klar mit den 4% an sexuellen Funktionsstörungen der Patienten überein, die bei Ärzten verschiedener Fachrichtungen gefunden wurden (Rump & Maß, 2015). Diese Zahlen belegen eine gewisse diagnostische Güte in dem von einem diversen Ausbildungsniveau charakterisierten Berufsstand des Heilpraktikers. Hochgerechnet auf die mehr als 26.000 Heilpraktiker würde das bedeuten, dass mehr als 300.000 Personen mit sexuellen Störungen und Problemen jedes Jahr durch Heilpraktiker in Deutschland behandelt werden, wobei angemerkt werden muss, dass aufgrund der Rücklaufquote nicht zwingend von Repräsentativität ausgegangen werden kann. Mangels Überblicksarbeiten ist aktuell nur wenig bekannt, mit welchen Behandlungsmethoden diese Patientenpopulation behandelt wird.

Abb. 3: Versorgungssituation sexueller Funktionsstörungen



Die Diversität der Heilpraktiker wurde an mehreren Merkmalen deutlich. So behandelten einige Heilpraktiker sehr wenige Patienten im Jahr, während andere vierstellige Fallzahlen vorweisen konnten. Das kann zum einen mit einem gewissen Behandlungsschwerpunkt zu tun haben. Zum anderen ist es denkbar, dass ein ökonomischer Druck besteht, viele Fallzahlen zu gerieren, um ein auskömmliches Einkommen zu erzielen (Vangermain, 2013). Für die Diversität der Heilpraktikerszene spricht auch die Tatsache, dass nur eine Minderheit von 21% einen Behandlungsschwerpunkt angab, wodurch auch die hohen Fallzahlen bei Heilpraktikern für Psychotherapie miterklärt werden können.

Bei der Frage nach der Häufigkeit der Behandlung sexueller Funktionsstörungen spricht der Range der Antworten (0.77% bis 5.20%) für eine geringe sexualtherapeutische Spezialisierung unter Heilpraktikern, da kein einziger Heilpraktiker in der vorliegenden Stichprobe überwiegend Menschen mit sexuellen Funktionsstörungen behandelte. Die gefundenen Daten zeigen, dass Patienten mit sexuellen Funktionsstörungen von Heilpraktikern mit verschiedensten Schwerpunkten wie Osteopathie oder Chiropraktik behandelt werden.

Bei der Frage nach der grundsätzlichen Qualifizierung für die Behandlung sexueller Funktionsstörungen betrachteten sich Heilpraktiker jedweden Behandlungsschwerpunktes als teilweise bis voll qualifiziert. Nach eigener Einschätzung sind Heilpraktiker damit sexualtherapeutisch qualifizierter als Psychiater, Neurologen und Hausärzte (Rumpf & Maß, 2015). Zu dieser Einschätzung passt, dass der selbst eingeschätzte Behandlungserfolg über jenem von Fachärzten oder Psychologischen Psychotherapeuten liegt, und zwar unabhängig des Behandlungsschwerpunktes. Folgerichtig ist die Selbstbehandlung die überwiegende Tendenz und Überweisung ein vergleichsweise seltenes Phänomen.

Die vorliegenden Ergebnisse zeigen, dass Heilpraktiker viele sexualtherapeutisch relevante Behandlungsan-

fragen bekommen und diese, unabhängig von einem Behandlungsschwerpunkt, auch wahrnehmen. Als Ursache für diese Nachfrage kann zum einen geringes Vertrauen in die reguläre (fach-)ärztliche Versorgung bei einer gewissen Patientenpopulation (Joos et al., 2008) angenommen werden und zum anderen reflektiert es eine ausgeprägte Unterversorgung mit sexualmedizinisch oder sexualtherapeutisch qualifizierten Ärzten und Psychologen, die dazu führt, dass sexuelle Funktionsstörungen in hohem Maße unterdiagnostiziert und untertherapiert sind (Beier et al., 2000; Höhn & Berner, 2013), eine Versorgungssituation, die auch von den befragten Heilpraktikern so eingeschätzt wurde (Abb. 3). Diese Form der Unterversorgung zwingt offensichtlich Patienten in großer Zahl dazu, sich alternativen Behandlungsangeboten ohne klare Qualitätsstandards oder wissenschaftlicher Evidenz zuzuwenden. Es besteht daher dringender Bedarf nach vermehrten Weiterbildungsmöglichkeiten für sexualmedizinisch oder sexualtherapeutisch interessierte Ärzte oder Psychologen, nach mehr staatlicher Förderung der sexuellen Gesundheit und nach einem größeren, gesellschaftlichen Sichtbarmachen von sexuellen Funktionsstörungen.

Grenzen der Studie

Ein deutlicher Schwachpunkt der vorliegenden Studie liegt in der relativ geringen Rücklaufquote. Das mag zum einen daran liegen, dass die Probanden „kalt“ akquiriert wurden und zum anderen, dass häufig wenig Vertrautheit, manchmal auch eine gewisse Skepsis mit wissenschaftlichen Erhebungen bei Heilpraktikern vorliegen kann. Ein anderes Problem könnte sich aus möglichen Fehldiagnosen ergeben, da der diagnostische und therapeutische Ausbildungsstand bei Heilpraktikern ungeregelt ist. Diese Sorge um mangelnde Validität wird durch ähnliche Befundzahlen bei anderen Erhebungen (Rumpf & Maß, 2015) jedoch relativiert.

Ausblick

Weitere Studien sollten folgen, in denen die Patienten von Heilpraktikern zu Wort kommen. So wäre es lohnend zu untersuchen, welche Motivlage die Patienten zur Behandlungsaufnahme bewogen hat. Gleichfalls wäre eine Outcome-Untersuchung sinnvoll, um beziffern zu können, ob, wie sehr und bei welchem Behandlungsschwerpunkt Personen durch Behandlungen von Heilpraktikern profitieren. Ebenfalls interessant wäre auch die Untersuchung der Versorgung von sexuellen Störungen jenseits der F52-Kategorien durch Heilpraktiker.

Nach aktuellstem Stand umfasst bspw. die Therapeutenliste der *Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft* (DGSMTW) 87 Mitglieder (Stand: Mai 2020). Diese kleine Gruppe an Spezialisten – die sich auch unter Berücksichtigung der Mitglieder der *Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung* und der Angebote in den einschlägigen Kliniken – nicht wesentlich erhöhen dürfte, kann unmöglich die sexualtherapeutische Versorgung der Bundesrepublik Deutschland übernehmen, sodass es sicher lohnenswert wäre, einmal die Gesamtversorgung zu eruieren. Dies müsste allerdings auch unter der Berücksichtigung der Absolventen erfolgen, die die Weiterbildungsangebote der Fachgesellschaften genutzt haben.

Literatur

- Beier, K.M., Bosinski, H.A.G., Hartmann, U., Loewit, K., 2001. Lehrbuch der Sexualmedizin. Urban & Fischer, München.
- Beier, K.M., Hartmann, U., Bosinski, H.A.G., 2000. Bedarfsanalyse zur sexualmedizinischen Versorgung. *Sexuologie* 7 (2), 63–95.
- Beyer-Jupe, M., 2017. Konkurrenzschutz. Unlauteres Auftreten von Heilpraktikern. *Psychotherapie Aktuell* 9 (3), 45–46.
- Bosinski, H.A.G., 2004. Diagnostik und Therapie sexueller Störungen. Eine interdisziplinäre Herausforderung. *Urologe* 43, 279–284.
- Braun, M., Wassmer, G., Klotz, T., Reifenrath, B., Mathers, M., Engelmann, U., 2000. Epidemiology of erectile dysfunction: results of the ‚Cologne Male Survey‘. *International Journal of Impotence Research* 12 (6), 305–311.
- Buddeberg, C., 2005. *Sexualberatung*. 4. Auflage. Thieme, Stuttgart.
- Destatis, 2014. Unternehmen und Arbeitsstätten. Kostenstruktur bei Einrichtungen des Gesundheitswesens. Verfügbar unter: https://www.destatis.de/DE/Themen/Branchen-Unternehmen/Dienstleistungen/Publikationen/Downloads-Dienstleistungen-Kostenstruktur/kostenstruktur-gesundheitswesen-2020166149004.pdf?__blob=publicationFile
- Dunn, K.M., Croft, P.R., Hackett, G.I., 1998. Sexual problems: a study of the prevalence and need for health care in the general population. *Family Practice* 15 (6), 519–524.
- Frederick, L.R., Cakir, O.O., Arora, H., Helfand, B.T., McVary, K.T., 2014. Undertreatment of erectile dysfunction: Claims analysis of 6.2 million patients. *Journal of Sexual Medicine* 11, 2546–2553.
- Gassen, A., 2017a. Rede des KBV-Vorstandsvorsitzenden am 22.09.2017. Verfügbar unter: <https://www.kbv.de/html/31160.php>
- Gassen, A., 2017b. Homöopathie gehört nicht in den Leistungskatalog der Krankenkassen. Verfügbar unter: https://www.kbv.de/html/2017_29042.php
- Gürtler, M.A., Brunner, P., Dürsteler-MacFarland, K.M., Wiesbeck, G.A., 2019. Sexuelle Funktionsstörungen in der medizinischen Grundversorgung. *Praxis* 108 (1), 23–30.
- Hartmann, U., Niccolosi, A., Glasser, D.B., Gingbell, C., Buvat, J., Moreira, E., Lauman, E., 2002. Sexualität in der Arzt-Patient-Kommunikation. Ergebnisse der „Globalen Studie zu sexuellen Einstellungen und Verhaltensweisen“. *Sexuologie* 9 (2), 50–60.
- Höhn, C., Berner, M., 2013. Sexuelle Funktionsstörungen. In: Bricken, P., Berner, M. (Hg.), *Praxisbuch Sexuelle Störungen*. Thieme, Stuttgart, 101–127.
- Joos, S., Musselmann, B., Miksch, A., Rosemann, Szecseny, J., 2008. The role of complementary and alternative medicine (CAM) in Germany – A focus group study of GPs. *BMC Health Services Research* 8, 127.
- Lamberty, P., Imhoff, R., 2018. Powerful Pharma and its Marginalized Alternatives? Effects of Individual Differences in Conspiracy Mentality on Attitudes towards Medical Approaches. *Social Psychology* 49, 255–270.
- Laumann, E.O., Gagnon, J.H., Michael, R.T., Michaels, S., 1994. *The Social Organization of Sexuality*. Univ. of Chicago, Chicago.
- Naraindas, H., 2011. Von Korallen, Chipkarten, medizinischen Informationen und der Jungfrau Maria: Heilpraktiker in Deutschland und die Aneignung der Ayurveda-Therapie. *Zeitschrift für Ethnologie* 136, 93–114.
- Rump, M.J., Maß, R., 2015. Die ambulante Versorgung von Personen mit sexuellen Funktionsstörungen auf dem Lande – ein schlafender Hund? *Zeitschrift für Sexualforschung* 28 (1), 22–35.
- Vangermain, D., 2013. Berufliche Situation, Berufszufriedenheit und Einkommen freiberuflicher Heilpraktiker für Psychotherapie in Deutschland. Ergebnisse einer bundesweiten Fragebogenstudie. *Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis* 45 (3), 669–679.
- Zimmer, G., Miltner, E., Mattern, R., 1994. Lebensgefährliche Komplikationen unter Heilpraktikerbehandlung. *Versicherungsmedizin* 46, 171–174.

Autoren

Dr. Tristan Marhenke, Hochschule Fresenius Düsseldorf, Platz der Ideen 2, 40476 Düsseldorf,
e-mail: tristan.marhenke@ext.hs-fresenius.de

Prof. Dr. Roland Imhoff, Sozial- und Rechtspsychologie, Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, Binger Str. 14-16,
55122 Mainz, e-mail: Roland.imhoff@uni-mainz.de

Screeningbögen zum derzeitigen Sexualverhalten bei Jugendlichen – Ein zweiteiliges Instrument zur diagnostischen Einschätzung von Jugendlichen mit einer sexuellen Präferenzbesonderheit für Kinder

Eliza Schlinzig, Klaus M. Beier

Screeningbögen zum derzeitigen Sexualverhalten bei Jugendlichen – A Two-Part Instrument for the Diagnostic Evaluation of Juveniles with a Sexual Preference for Children

Abstract

The *Präventionsprojekt Jugendliche – Screeningbogen zum derzeitigen Sexualverhalten bei Jugendlichen – Selbstbeurteilung* (PPJ-SDS-S) and the *Präventionsprojekt Jugendliche – Screeningbogen zum derzeitigen Sexualverhalten bei Jugendlichen – Fremdbeurteilung* (PPJ-SDS-F) are two related diagnostic instruments for the assessment of sexual behavior in juveniles with a sexual preference for children. The PPJ-SDS-S assesses their sexual experience and behavior during the last six months via self-reporting of the patient. The PPJ-SDS-F collects the practitioner's therapeutic assessment of the current sexual behavior reported by the patient. Both questionnaires are based on the long-standing experience gathered in the *Präventionsprojekt Jugendliche (Prevention Project Juveniles)* as well as the diagnostic instrument developed for the prevention network *Kein Täter werden (Don't Offend)*. After a brief presentation of the origins of the prevention project at the Charité in Berlin, the article describes the development of the two screening instruments before explaining them in detail.

Keywords: Sexual preference for children, Juveniles, Diagnosis, Sexual abuse

Zusammenfassung

Beim *Präventionsprojekt Jugendliche – Screeningbogen zum derzeitigen Sexualverhalten bei Jugendlichen – Selbstbeurteilung* (PPJ-SDS-S) und dem *Präventionsprojekt Jugendliche – Screeningbogen zum derzeitigen Sexualverhalten bei Jugendlichen – Fremdbeurteilung* (PPJ-SDS-F) handelt es sich um zwei miteinander zusammenhängende diagnostische Instrumente zur Erfassung des sexuellen sowie dissexuellen Verhaltens bei Jugendlichen mit einer sexuel-

len Präferenzbesonderheit für das kindliche Körperschema. Der PPJ-SDS-S erfasst dies mittels des Selbstberichts des Patienten anhand verschiedener zeitlich gestaffelter Versionen. Der PPJ-SDS-F beinhaltet die durch den Behandler zu erfolgende Fremdbeurteilung der vom Patienten berichteten sexuellen Erfahrungen. Beide Fragebögen wurden auf Basis der langjährigen Erfahrung im *Präventionsprojekt Jugendliche* (PPJ, Berlin) sowie in Anlehnung an die entsprechenden Instrumente des Präventionsnetzwerkes *Kein Täter werden* entwickelt. Zunächst wird nach einer kurzen Darstellung des Hintergrunds des Präventionsprojektes die Entwicklung des PPJ-SDS-S/-F beschrieben, bevor die Screening Instrumente eingehend erläutert werden.

Schlüsselbegriffe: Sexuelle Präferenzbesonderheit für Kinder, Jugendliche, Diagnostik, Sexueller Missbrauch

Entstehungsgeschichte und Rahmenbedingungen des Präventionsprojekts Jugendliche (PPJ)

Das *Präventionsprojekt Jugendliche* (PPJ) wurde nach einer vorgeschalteten sechsmonatigen Pilotphase im April 2014 am Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin der Charité – Universitätsmedizin Berlin in Kooperation mit der *Kinder- und Jugendpsychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik* des Vivantes Klinikum in Friedrichshain (Berlin) initiiert und bis Ende 2017 als Forschungsprojekt durch das *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* finanziell gefördert. Vorbild und essentiell in der Entstehung des PPJ ist das seit 2005 existierende *Präventionsprojekt Dunkelfeld* (PPD), welches zudem seit 2011 im Netzwerkverbund *Kein Täter werden* (KTW) mit elf nationalen Standorten (Stand Januar 2020) organisiert ist. Das KTW-Netzwerk richtet sich als diagnostisches und therapeutisches Angebot gezielt an selbstmotivierte erwachsene Individuen mit pädophiler und/oder hebe-

philer Sexualpräferenz im justiziellen Dunkelfeld. Zielstellung ist die primäre Prävention von sexuellem Missbrauchsverhalten gegenüber Kindern, einschließlich des indirekten wie direkten sexuellen Missbrauchs sowie der Nutzung von Missbrauchsabbildungen, im Sinne eines aktiven Beitrags zum Kinderschutz. Gleichzeitig zielt es auf eine psychosoziale Stabilisierung betroffener Personen ab, um diese in einem verantwortungsvollen Umgang mit ihren sexuellen Impulsen und Fantasien therapeutisch zu unterstützen, nicht zuletzt um ggf. mitbedingten psychischen Sekundärerkrankungen vorzubeugen (Beier, Scherner et al., 2015).

Im Rahmen langjähriger klinischer Erfahrung im PPD zeigte sich, dass die überwiegende Mehrheit der vorstellig gewordenen Erwachsenen mit einer sexuellen Präferenz für das vorpubertäre Körperschema (Pädophilie) berichtete, bereits im Jugendalter sexuelle Übergriffe auf Kinder begangen zu haben sowie sich bereits während ihrer eigenen pubertären Entwicklung ihrer auf Kinder bezogenen sexuellen Fantasien bewusst geworden zu sein (Beier, Oezdemir et al., 2015).

Entsprechend wurde mit dem PPJ ein ergänzendes Präventionsprojekt entwickelt, welches sich an Personen zwischen 12 und 18 Jahren mit einer sexuellen Präferenzbesonderheit für das kindliche Körperschema richtet, mit dem Ziel, ein diagnostisches und therapeutisches Versorgungsangebot zu etablieren, um betroffene Jugendliche bei der Verhaltenskontrolle über ihre sexuellen Impulse zu schulen und zu stärken. Äquivalent zum KTW strebt das PPJ die primäre Prävention von sexuellem Missbrauchsverhalten gegenüber Kindern sowie die psychosoziale Unterstützung der Patienten im justiziellen Dunkelfeld an (Beier, Oezdemir et al., 2015; Schlinzig et al., 2019).

Paragraph 65d Sozialgesetzbuch V

Entscheidend für die Fortführung des Präventionsansatzes zeigte sich der 2017 seitens des Bundesgesetzgebers verabschiedete § 65d im Sozialgesetzbuch V im Rahmen der Weiterentwicklung der Versorgung und der Vergütung für psychiatrische und psychosomatische Leistungen (PsychVVG). Durch diese Maßnahme wird das PPJ Berlin seit Januar 2018 als Teil des *Förderprogramms für Maßnahmen zur Prävention und Behandlung pädophiler Sexualstörungen als Modellvorhaben* durch den GKV-Spitzenverband finanziert.

Die neue Gesetzgebung ermöglicht die Anonymität der Patienten, da die persönlichen Daten der Hilfesuchenden nicht erfasst oder mitgeteilt werden müssen (Schlinzig et al., 2019). In dem gesetzlichen Auftrag ist neben der Diagnostik und Behandlung betroffener Individuen auch eine begleitende wissenschaftliche Evaluation inbegriffen,

die die angebotenen Therapieformen auf ihre Eignung sowie ihre Organisation und Finanzierungsmöglichkeiten überprüft. Diese Evaluation erfolgt durch die Professur für Klinische Psychologie und Psychotherapie (Prof. Dr. Stephan Mühlig) der Fakultät für Human- und Sozialwissenschaften der Technischen Universität Chemnitz.

Entstehung des PPJ-SDS und Unterschiede zum KTW-SDS

Im Rahmen der bisherigen präventiven Arbeit zeigte sich von Beginn an die strukturierte und differenzierte Erfassung und Dokumentation des sexuellen und dissexuellen Verhaltens gegenüber Kindern wie Gleichaltrigen durch betroffene Jugendliche als essentieller Bestandteil der Diagnostik und Therapie. Weder zum Beginn der Implementierung des PPJ, noch zum aktuellen Zeitpunkt sind strukturierte bzw. standardisierte Instrumente bekannt, die eine detaillierte Erfassung bzw. Dokumentation ermöglichen. Betont werden muss an dieser Stelle, dass eine mittels Fragebögen umgesetzte Einschätzung niemals eine gesprächsbasierte Exploration eines Jugendlichen ersetzen kann, sondern als ergänzende Informations- und Dokumentationsquelle dienen soll.

Zur Sicherstellung einer systematischen, standardisierten und detailorientierten Erfassung von soziosexuellem wie sexuell grenzverletzendem Erleben und Verhalten bedarf es neben der regulären Gesprächs- und Therapiedokumentation eines entsprechend strukturierten diagnostischen Instruments. Eine fortlaufende Erhebung dient weiterhin einer kontinuierlichen Einschätzung des therapeutischen Bedarfs sowie der Risikoabwägung. In Anbetracht bisher fehlender Diagnostikinstrumente für die Behandlung von Jugendlichen mit einer sexuellen Präferenzbesonderheit gegenüber Kindern wurden die hier vorzustellenden *PPJ-Screeningbögen zum derzeitigen Sexualverhalten bei Jugendlichen* (PPJ-SDS) entwickelt.

Ausgangspunkt für die Entwicklung der PPJ-SDS sind die *Kein-Täter-werden Screeningbögen zum derzeitigen Sexualverhalten* (vgl. Kuhle et al., 2019). Die Darstellung der Entwicklung und Konzeption dieser Instrumente sowie deren Anwendungsmerkmale findet sich ausführlich bei Kuhle und Kollegen (2019). Die PPJ-SDS stellen eine Weiterentwicklung der KTW-SDS dar. Klinische Erfahrungen zeigten die Notwendigkeit, den hoch interindividuellen variablen Entwicklungsstand der jugendlichen Patienten zu berücksichtigen. Das Altersspektrum der Zielgruppe (12 bis 18 Jahre) impliziert neben physischen, kognitiven und emotionalen Entwicklungsunterschieden auch eine hohe Heterogenität soziosexuellen Verhaltens.

Anpassung an das jugendliche Alter

Es bedurfte zunächst einer Revidierung der Sprache. Im PPJ Berlin zeigte sich, dass die jugendlichen Patienten mit den bisher genutzten Fragebögen (vgl. Beier, Oezdemir et al., 2015) häufig Verständnisprobleme hatten und deswegen „falsche“ Angaben gemacht haben. Auch gab es teilweise die Rückmeldung von Patienten, dass die Items zu komplex formuliert seien.

Weiterhin bedurfte es einer Anpassung der in der KTW-SDS definierten Altersspannen. In Anbetracht der psychosexuellen Entwicklung eines Jugendlichen können soziosexuelle Kontakte zu Gleichaltrigen nicht automatisch als grundsätzlich problematisch bzw. dissexuell eingestuft werden. Vielmehr ist während der Pubertät mit der Herausbildung einer sexuellen Identität als Entwicklungsaufgabe davon auszugehen, dass einvernehmliche soziosexuelle Kontakte zu Gleichaltrigen Teil einer normativen Entwicklung darstellen können (Hellenschmidt, 2017). Daher sollten die PPJ-SDS nicht nur zur Erfassung potentiell problematischen sexuellen Verhaltens dienen, sondern vielmehr die soziosexuelle Entwicklungsheterogenität der Zielgruppe erfassen, um diese deskriptiv zu beschreiben und angesichts fehlender grundlegender empirischer Studien zu Jugendlichen mit sexuellen Präferenzbesonderheiten detaillierter charakterisieren zu können.

Der Selbstbeurteilungsbogen – PPJ-SDS-S

Der PPJ-SDS-S besteht insgesamt aus 20 Items, die sowohl sexuell erregende Fantasien als auch sexuelle Verhaltensweisen (reale wie mediale) gegenüber Kindern bzw. Gleichaltrigen erfassen. Er ist ergänzt um eine ausführliche Einleitung mit schriftlicher sowie visueller Beschreibung der abgefragten Körperschemata. Die Jugendlichen werden zu den Themenbereichen Selbstbefriedigung, Nutzung von Erwachsenenpornografie, Nutzung von Missbrauchsabbildungen mit Minderjährigen, sexuellen Kontakten in der Wirklichkeit sowie zur Initiierung von (sexuellen) Online-Kontakten befragt. Das Instrument erlaubt damit nicht nur die Erfassung potentiell dissexuellen Verhaltens, sondern auch eine deskriptive Beschreibung des aktuellen soziosexuellen Verhaltens und Erlebens der Jugendlichen.

Die Häufigkeit der Items in den verschiedenen Themenbereichen wird auf einer zehnstufigen Likert-Skala („nie“ bis „mehrmals täglich“) erfasst, wobei reale Treffen zusätzlich in ihrer quantitativen Häufigkeit angegeben werden sollen. Um den normativen Aspekten jugend-

licher Sexualität genauso wie den potentiell devianten Aspekten gerecht zu werden, differenziert die Auflösung der Items sowohl nach Alter¹ als auch nach Körperschema.² Weiterhin sind die Items mit Beispielen unterlegt, um den abgefragten Inhalt möglichst verständlich zu machen. Die bereits angesprochene ausführliche Einleitung mit Darstellung der Körperschemata soll dabei den Jugendlichen erleichtern, diese hohe Auflösung der Antwortkategorien zu beantworten. Durch eine tabellarische Darstellung der Items ist die Beantwortung visuell vorstrukturiert. Ein beispielhaftes Item: „Ich hatte online mit Kindern/Jugendlichen Kontakte, um mich danach in der Wirklichkeit mit ihnen zu treffen. Dabei ist egal, ob die Online-Kontakte sexuell oder nicht-sexuell waren! Es ist auch egal, ob tatsächlich ein Treffen zustande kam. Was zählt, ist die Absicht, mich mit ihnen wirklich zu treffen.“

Der PPJ-SDS-S liegt in vier Versionen vor. Die Version zur Nutzung bei Erstkontakt erfasst das sexuelle Erleben und Verhalten sowohl über die Lebensspanne als auch detailliert innerhalb der letzten sechs Monate. Die weiteren drei Versionen, die im Verlauf der Behandlung, zum Therapieende sowie zu Follow-Up-Untersuchungen eingesetzt werden, beziehen sich in ihrem Erfassungszeitraum jeweils auf die Zeitspanne seit letzter Erhebung.

Der Fremdbeurteilungsbogen – PPJ-SDS-F

Der PPJ-SDS-F besteht aus 17 inhaltlich weitgehend äquivalenten Items. Auszufüllen vom Behandler³ schätzt der PPJ-SDS-F auf Basis der vorliegenden Informationen vom Patienten ein, welche sexuellen Verhaltensweisen – differenziert nach Körperschema und Geschlecht des/der sexuellen Partners/Partnerin – beim Jugendlichen explorierbar sind. Die Kodierung erfolgt dabei zweistufig dichotom: zunächst wird bewertet, ob das jeweilige Item beim Jugendlichen allgemein vorliegt („erfüllt“, „nicht er-

¹ Je nach Item: (1) Kinder unter 10 Jahren, (2) Kinder von 10 bis 13 Jahren, (3) Jugendliche von 14 bis 17 Jahren; oder (1) Kinder unter 10 Jahren, (2) Kinder von 10 oder 11 Jahren, (3) Kinder von 12 oder 13 Jahren, (4) Jugendliche von 14 oder 15 Jahren, (5) Jugendliche von 16 oder 17 Jahren.

² Je nach Alterskategorie: kindlicher (vorpupertärer) Körper, jugendlicher (frühpubertärer) Körper, erwachsener (spät-/nachpubertärer) Körper.

³ Im Folgenden wird das generische Maskulinum bei personenbezogenen Substantiven und Pronomen genutzt. Damit soll keine Benachteiligung des weiblichen Geschlechts impliziert werden, sondern vielmehr im Sinne einer sprachlichen Vereinfachung die geschlechtsneutrale Interpretation erfolgen.

füllt“), wobei bei erfülltem Item im zweiten Schritt nach Körperschema (vorpubertär, frühpubertär, spätpubertär, postpubertär) und Geschlecht des/der gewünschten Partners/Partnerin das Verhalten differenziert wird. Die zu ratenden Themenbereiche sind: Anzahl/Häufigkeit des Orgasmuserlebens und Selbstbefriedigung, Intensität des sexuellen Verlangens, Inhalt der Masturbationsfantasien, Medienkonsum (einschließlich Nutzung von Erwachsenenpornografie bzw. Nutzung von Missbrauchsabbildungen von Minderjährigen) sowie offline und online stattfindende sexuelle Kontakte.

Auch der PPJ-SDS-F liegt entsprechend dem Selbst-rating in vier Versionen vor. Der Einsatz des PPJ-SDS-F bei Erstkontakt zielt auf die Einschätzung ab, inwiefern etwaige sexuelle Fantasien/Verhaltensweisen jemals beim Jugendlichen vorgelegen haben. Die weiteren drei Versionen werden zu Verlaufsmesspunkten, Therapieende sowie zu Follow-Up-Untersuchungen eingesetzt und beziehen sich dabei jeweils auf den Messzeitraum seit letztem Erhebungszeitpunkt.

Einsatzmöglichkeiten des PPJ-SDS-S/-F

Beide Screeningbögen liegen jeweils in vier Versionen vor, um sowohl im diagnostischen, als auch im therapeutischen Prozess einsetzbar zu sein. Die Diagnostikversion beider Verfahren soll im Rahmen des Erstkontaktes genutzt werden, um bisheriges sexuelles Erleben oder Verhalten beim Jugendlichen zu erheben. Der PPJ-SDS-S weist bei der Erstkontaktversion die Besonderheit auf, dass die zu beurteilenden Items sowohl kategorial einzuschätzen sind, i.S. ob sie jemals zugetroffen haben, als auch quantitativ differenziert auf die vergangenen sechs Monate beantwortet werden sollen.

Die zeitliche Eingrenzung auf die vergangenen sechs Monate bei der Selbstbeurteilungsversion ist dabei aufgrund des hoch variablen kognitiven Entwicklungsstandes der Jugendlichen gewählt worden. Die klinischen Erfahrungen im PPJ haben gezeigt, dass die subjektive Einschätzung von eigenem Verhalten und Erleben den Jugendlichen über einen längeren Zeitraum hinweg sehr schwerfällt. Um die Qualität der selbstgemachten Angaben damit möglichst hoch zu halten, wurde der Zeitraum im Vergleich zum KTW-SDS-S (12 Monate) verkürzt. Die Items erlauben dabei eine Aussage über die Art und Schwere der ggf. vorliegenden sexuellen Präferenzbesonderheit bzw. des eventuellen dissexuellen Verhaltens. Im Rahmen der Therapie obliegt der Einsatzzeitraum der Verlaufsversion des PPJ-SDS-S dem Rhythmus der

individuellen therapeutischen Anbindung des betroffenen Jugendlichen. Bei wöchentlichen Sitzungen sollte er mindestens alle zwei Monate eingesetzt werden. Bei Patienten mit niedriger frequentierter therapeutischer Anbindung, z.B. aufgrund von langen Anfahrtswegen, sollte individuell geprüft werden, zu welchen Zeitpunkten die Selbstauskunft über das seit letztem Testtermin vergangene sexuelle Erleben und Verhalten erfolgen sollte. Die Verlaufsversion des Fragebogens bietet eine entsprechende Flexibilität.

Der PPJ-SDS-F ist bei Eingangsdiagnostik hingegen über die gesamte Lebensspanne zu raten, was bei der anzusprechenden Klientel maximal 18 Jahre darstellt. Der PPJ-SDS-F sollte in der Verlaufsversion zu jedem Behandlungskontakt vom Therapeuten genutzt werden, um das Rating der vom Patienten gemachten Angaben zum sexuellen Erleben und Verhalten kontinuierlich über den gesamten Zeitraum der therapeutischen Anbindung zu kodieren. Neben der konstanten Erhebung ermöglicht es eine stetige Einschätzung potentieller Risikosituationen beim Patienten. Bei Jugendlichen sollten letztere grundsätzlich detailliert eingeordnet werden, um eine adäquate Abgrenzung zwischen soziosexuellen (normativen) und sexuell-grenzverletzenden (dissexuellen) Verhaltensweisen zu gewährleisten und in die Risikobeurteilung mit einzubeziehen. Die tabellarische Form des PPJ-SDS-F kann insg. vier Messzeitpunkte erfassen, was eine direkte Vergleichbarkeit zwischen den Terminen gewährleistet. Ziel ist, eine Differenzierung des Erlebens und Verhaltens über eine individuell festlegbare Zeitspanne zu ermöglichen, um etwaig aufgetretenes sexuelles Erleben und Verhalten seit dem letzten Termin festzuhalten.

Gleichzeitig wird mit einer engmaschigen Erhebung des sexuellen Erlebens und Verhaltens, sowohl in der Selbst-, als auch in der Fremdbeurteilung, eine kontinuierliche Selbstreflexion beim Jugendlichen angeregt. Dies scheint den Autoren des Fragebogens insbesondere vor dem Hintergrund der eher kurzfristigen Erlebniswelt der jugendlichen Patienten hoch relevant. Eine Auseinandersetzung mit der eigenen Sexualität ist eine der hauptsächlichen Entwicklungsaufgaben während der Pubertät und bereits in normativen Varianten störungsanfällig und ggf. belastend. Liegt nunmehr eine Präferenzbesonderheit vor, ist davon auszugehen, dass das emotionale Belastungserleben ausgeprägt ansteigt.

Vor dem Hintergrund der noch nicht abgeschlossenen Entwicklung beim Patienten selbst, kommt es häufig zu eher vermeidenden Coping-Strategien, die mit einem erhöhten Risiko der sexuellen Übergriffe einhergehen können. Um diesen entgegen zu wirken, ist eine andauernde Unterstützung bei den Selbstintegrationsprozessen der eigenen Sexualität unabdingbar und wird durch eine kontinuierliche Erhebung zusätzlich unterstützt. Dafür

notwendig ist neben sexualmedizinischer Expertise beim Behandler, eine wertfreie und stabile therapeutische Beziehung zum Patienten. Diese Beziehung muss es erlauben, das Verhalten des Patienten pro Behandlungsstunde kritisch zu hinterfragen, um eine vertiefte Exploration zu ermöglichen.

Dabei ist zuletzt auf die Vergleichbarkeit des PPJ-SDS-S und des PPJ-SDS-F einzugehen. In Anbetracht der erfragten problematischen sexuellen Verhaltensweisen kann es passieren, dass Patienten im direkten therapeutischen Kontakt vermeiden, wahrheitsgetreue Angaben zu machen, z.B. aus Angst vor Abwertung durch den Therapeuten. Im Selbstbeurteilungsbogen hingegen fällt es ihnen ggf. leichter, die gezeigten Verhaltensweisen anzugeben. Entsprechend sollte der PPJ-SDS-S grundsätzlich seitens des Behandlers gesichtet werden, um eventuelle Abweichungen zu den im therapeutischen Kontakt gemachten Angaben mit dem Patienten zu besprechen.

Zusammenfassung und Ausblick

Mit dem PPJ-SDS-S und dem PPJ-SDS-F sind zwei Screeninginstrumente basierend auf langjähriger Erfahrung im Netzwerk *Kein-Täter-werden* und im PPJ Berlin durch erfahrene, sexualdiagnostisch und sexualtherapeutisch geschulte Psychologen und Ärzte entwickelt worden. Damit einher geht, dass für eine qualitativ hochwertige Erfassung des sexuellen Verhaltens und Erlebens sowie die Durchführung sexualtherapeutischer Behandlungen mittels der Screeningbögen eine entsprechende Qualifikation notwendig ist. Es bedarf in der Regel einer über die reguläre medizinische bzw. psychotherapeutische Ausbildung hinausgehenden sexualmedizinischen und -therapeutischen Weiterbildung. Insbesondere hinsichtlich der jugendlichen Patientengruppe bedarf es klinischer Erfahrung im Umgang mit Präferenzbesonderheiten vor dem Hintergrund der beim Patienten noch stattfindenden Entwicklungsprozesse. Vor allem für den PPJ-SDS-F gilt, dass eine Anwendung ohne entsprechende Grundkenntnisse und Schulungen beim Behandler nicht zu empfehlen ist, weil damit das Risiko der Fehlinterpretationen und unzuverlässiger Einschätzungen von ggf. problematischem sexuellem Verhalten steigt.

Es ist geplant, die PPJ-SDS-S und PPJ-SDS-F innerhalb des PPJ Berlin zu evaluieren. Gleichzeitig ist vorgesehen, beide Screening-Instrumente auch im Rahmen der durch die TU Chemnitz gesteuerten Evaluation des Modellvorhabens des GKV-SV prüfen zu lassen.

Danksagung

Die Autoren möchten an dieser Stelle all den Personen danken, die inhaltlich zu der Entwicklung der beschriebenen Instrumente beigetragen haben, allen voran den weiteren Entwicklern der KTW-SDS, namentlich Frau Dr. Dipl.-Psych. Laura F. Kuhle, Herrn Prof. Dr. Tillmann Krüger sowie Frau Dr. Dipl.-Psych. Constanze Jakob. Weiterhin gilt Dank den seit Jahren mit großem Engagement im PPJ Berlin tätigen Kollegen. Großer Dank gebührt außerdem dem Evaluationsteam der TU Chemnitz unter Leitung von Prof. Dr. Stefan Mühlig, welches die Entwicklung des PPJ-SDS inhaltlich und strukturell unterstützt hat, insbesondere Frau M. Sc. Psych. Nicola Hauptmann und Frau Dipl.-Psych. Denise Winkler. Ergänzend gilt Dank Frau B.A. Saskia Fuchs, die für die PPJ-SDS-S die Visualisierung der Tanner-Stadien erstellt hat.

Literatur

- Beier, K.M., Oezdemir, U.C., Schlinzig, E., Kuhle, L.F., Henkel, F., Hupp, E., Peter, A., Groll, A., Hellenschmidt, T., 2015. „Du träumst von ihnen“ – Das Projekt Primäre Prävention von sexuellem Kindesmissbrauch durch Jugendliche (PPJ). *Sexuologie* 22 (1–2), 25–41.
- Beier, K.M., Scherner, G., Kuhle, L.F., Amelung, T., 2015. Das Präventionsprojekt – Erste Ergebnisse und Ausblick. *Sexuologie* 22 (3–4), 207–212.
- Hellenschmidt, T., 2017. Psychosexuelle Entwicklung und sexuelle Präferenzstruktur. *Der Neurologe und Psychiater* 18 (4), 23–28.
- Kuhle, L.F., Beier, K.M., Krüger, T.H.C., Jakob, C., 2019. *Kein Täter werden* Screeningbögen zur diagnostischen Einschätzung von Menschen mit einer sexuellen Präferenz für Kinder. *Sexuologie* 26 (3–4), 145–150.
- Schlinzig, E., Krügel, S., Schuler, M., Oezdemir, U.C., Ludwig, L., Hellenschmidt, T., 2019. Das Berliner *Präventionsprojekt für Jugendliche* (PPJ) mit sexueller Präferenz für das kindliche Körperschema – Erweiterung und aktueller Stand. *Sexuologie* 26 (1–2), 31–38.

Autor_innen

Dipl.-Psych. Eliza Schlinzig, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin, Charité Universitätsmedizin Berlin, Luisenstraße 57, D-10117 Berlin, e-mail: eliza.schlinzig@charite.de

Prof. Dr. med. Dr. phil. Klaus M. Beier, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin, Charité Universitätsmedizin Berlin, Luisenstraße 57, D-10117 Berlin, e-mail: klaus.beier@charite.de



Mike Laufenberg, Ben Trott (Hg.)

Queer Studies – Schlüsseltexte

**Aus dem Englischen von Thomas Atzert Herausgegeben von Mike Laufenberg und Ben Trott
suhrkamp 2021, 600 Seiten, kart., 20 €**

Seit drei Jahrzehnten untersuchen Queer Studies die Macht geschlechtlicher und sexueller Normen – und wie diese infrage gestellt werden. Sie erforschen die komplexen Zusammenhänge von Sexualität, Geschlecht, Rassismus, Klasse und Nation. Dieser Band versammelt klassische und neuere Schlüsseltexte der anglophonen Queer Studies in deutscher Sprache, von Judith Butler und Eve Kosofsky Sedgwick bis Jack Halberstam, Cathy Cohen und José Esteban Muñoz. Er führt in die wichtigsten theoretischen Positionen ein, macht mit den zentralen Entwicklungslinien des Diskurses vertraut und präsentiert wegweisende queere Analysen zu Kapitalismus, Migration, Geopolitik, Behinderung, Aktivismus, Kultur und Subkultur.



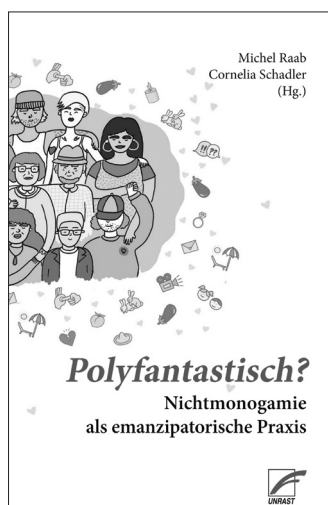
Till Randolph Amelung (Hg.)

Irrwege. Analysen aktueller queerer Politik

querverlag 2020, 368 Seiten, kart., 18 €

Das Engagement für die Rechte sozialer Minderheiten sieht sich immer stärkerer Kritik ausgesetzt. Es gehe bloß um „Identitätspolitik“, die an einem nachhaltigen gesellschaftlichen Wandel nicht interessiert sei. Das sind Folgen eines poststrukturalistisch geprägten Theorie- und Politikverständnisses. Die Rolle der Sprache wird übermäßig betont – die soziale Realität gerät in den Hintergrund. Diese Entwicklung wird in allen Feldern der Antidiskriminierungs- und Menschenrechtspolitik unter dem Modewort „Intersektionalität“ forciert.

Dieser Sammelband befasst sich mit den Auswirkungen, die sich für queere Politik ergeben. Mit 10 Beiträgen und ihren Autor_innen, die exemplarisch dafür stehen, dass nicht jede_r den Glauben an die Kraft kritischer Analysen und Auseinandersetzungen begraben hat.



Michel Raab, Cornelia Schadler (Hg.)

Polyfantastisch?

Nichtmonogamie als emanzipatorische Praxis

Unrast Verlag 2020

224 Seiten, kart., 16 €

»Bedeutet ›Liebe zu dritt‹ auch ›Spülen zu dritt‹? Oder räumen die beteiligten Frauen einfach mehreren Männern hinterher?«

›Polyamory‹ ist mittlerweile in aller Munde, weil sie eine Befreiung aus traditionellen und einengen- den Beziehungs- und Familienformen verspricht. Doch nicht nur individuell, auch gesellschaftlich bilden Liebesbeziehungen und Familien zentrale Lebensbereiche. Hier werden soziale Normen und gesellschaftliche Strukturen aufgegriffen und mehr oder weniger eigensinnig modifiziert. Daher ist Beziehungsführung ein hochpolitisches Thema. Dahinter steht die Frage: Kann eine Veränderung von Liebesverhältnissen den Menschen befreien?

Der breitgefächerte Sammelband lotet unterschiedlichste Möglichkeiten der Emanzipation und Subversion in der Beziehungsführung aus.

Systemisch-integrative Sexualtherapie*

Kirsten von Sydow

Systemic-integrative Sexual Therapy Einleitung

Abstract

In 2018 systemic therapy was approved by the „Gemeinsame Bundesausschuss (G-BA) as a therapy approach for adult disorders to be covered by German health insurances. The article reviews systemic-integrative therapy for sexual problems. It treats diagnostic, general psychotherapeutic issues (e.g. psychoeducation, dealing with one's own limitations as a therapist), disorder specific aspects (pedophilia, gender identity disorders, trauma related disorders), as well as genuinely systemic interventions (e.g. establishing common therapy goals, therapeutic neutrality, exploration of the multi-generational context/genogram, resource orientation, positive reframing, and the differentiation-oriented „crucible approach“ of David Schnarch). Specific interventions are illustrated in case studies. The article summarizes the research on the efficacy of systemic therapy for sexual problems/disorders and discusses the implications for clinical practice and future research.

Keywords: Sexual therapy, Systemic therapy, Couple therapy, Individual therapy, Sexual dysfunctions, Sexual abuse

Zusammenfassung

Systemische Therapie wurde Ende 2018 vom Gemeinsamen Bundesausschuss als Psychotherapieverfahren für Störungen des Erwachsenenalters sozialrechtlich zugelassen. Der Artikel gibt einen Überblick über die systemisch-integrative therapeutische Arbeit mit sexuellen Problemen. Es wird auf die Diagnostik und therapeutische Interventionen eingegangen. Therapeutisch sind sowohl verfahrensübergreifende Aspekte (z.B. Psychoedukation, Auseinandersetzung mit den eigenen Grenzen als Therapeut), störungsspezifische Gesichtspunkte (Pädophilie, Störungen der Geschlechtsidentität, Traumafolgestörungen), als auch genuin systemische Interventionen relevant (Auftragsklärung, therapeutische Neutralität, Erkundung des Mehrgenerationskontextes/Genogramm, Kontextfaktoren explorieren, Ressourcenorientierung, positives Umdeuten, der differenzierungsorientierte „crucible approach“ von David Schnarch). Wichtige Interventionen werden durch Fallbeispiele illustriert. Der Forschungsstand wird zusammengefasst und Implikationen für klinische Praxis und Forschung abgeleitet. Schlüsselwörter: Sexualtherapie, Systemische Therapie, Paartherapie, Einzeltherapie, sexuelle Funktionsstörungen, sexueller Missbrauch

Zehn Jahre nach ihrer wissenschaftlichen Anerkennung durch den Wissenschaftlichen Beirat Psychotherapie (WBP) im Dezember 2008 (WBP, 2009) wurde die *Systemische Therapie* 2018 in Deutschland sozialrechtlich zugelassen – zunächst nur als Verfahren der Erwachsenen-Psychotherapie (IQWiG, 2017; G-BA, 2018). Der vorliegende Text gibt einen Überblick über systemisch-integrative psychotherapeutische Interventionen, die bei der individual- oder paartherapeutischen Arbeit mit Menschen, die unter sexuellen Problemen leiden, genutzt werden können. Er orientiert sich an Grundlagenwerken von David Schnarch und Ulrich Clement sowie Vorarbeiten der Autorin und Andrea Seiferth.

Zu den derzeit einflussreichsten systemisch-integrativen Sexual- und Paartherapeuten zählt international David Schnarch (1997/2009, 2011/2016). Sein systemisch-integrativer *crucible* (Feuerproben)-Ansatz basiert auf dem Konzept der *Differenzierung*, verstanden als der Mut, sich – auch sexuell – mit seinen Wünschen zu zeigen und verstanden als die Selbstberuhigungsfähigkeit, auch in einer engen Beziehung Ablehnung riskieren zu können. Das sei wesentlich dafür, dass in Dauerbeziehungen die Sexualität nicht einschläft (vgl. Sydow & Seiferth, 2015; Sydow, 2018a).

Diagnostik

Oftmals kommen sexuelle Probleme und Anliegen der Patienten in der Psychotherapie und Beratung nicht zur Sprache, sodass sexuelle Funktionsstörungen häufig unterdiagnostiziert bleiben (Hoyer, 2013). Werden sexuelle Funktionsstörungen von Behandlern regelmäßig erfragt, werden sie 20-mal häufiger diagnostiziert (bei 7% ihrer Patienten) als von Behandlern, die „nie“ danach fragen (bei 0,3% der Patienten) (Rump & Maß, 2015).

Auch traumatische Vorbelastungen wie sexueller Missbrauch oder sexuelle (und nichtsexuelle) Gewalt in Partnerschaften werden häufig nicht erkannt bzw. erfragt – oder führen zu problematischen Umgangsweisen auf Seiten der Therapeuten: Entweder wird das Thema aus Unsicherheit komplett vermieden oder aber manchmal „grenzverletzend erfragt“. Bei traumatisierten Patienten

* Überarbeiteter Vortrag der Jahrestagung der DGSMTW 2017 in Berlin.

können Gespräche über das Trauma traumatische Erinnerungen „triggern“ und Flashbacks auslösen. Es ist somit wichtig, einerseits Gesprächsbereitschaft zu signalisieren, andererseits aber immer auch die Grenzziehungen des Patienten zu respektieren (vgl. Flatten, Gast, Hofmann et al., 2011; Sydow, 2018c).

Ziel der therapeutischen Arbeit ist es, zunächst zu erkunden, inwieweit die Klientin und/oder der Klient unter sexuellen Problemen leiden (*Störungsdiagnostik*), was sexuell und erotisch gut läuft (*Ressourcen-Diagnostik*) und welche *Risiko- und Schutzfaktoren* bedeutsam sind (vgl. nachfolgend Risikofaktoren). Die Diagnostik sexueller Probleme erfolgt durch offene Fragen, eine Sexualanamnese und standardisierte Fragebögen und Interviews (vgl. Richter, Brähler & Strauß, 2014; Sydow & Seiferth, 2015; Wolf et al., 2015). Ein einfach einsetzbares Screening-Instrument ist der „Kurzfragebogen zur Sexualität (Screening)“ (Hoyer et al., 2015).

Sexuelle Diagnosen sind vom soziokulturellen Kontext beeinflusst. Die Neigung zu Geheimhaltung tabuisierter sexueller Erfahrungen sowie durch Medien vermittelter sexueller Leistungsdruck tangieren das Sexualleben aller Menschen, die Forschung und die therapeutische Praxis (Sydow & Seiferth, 2015). Insofern überrascht es nicht, dass die Klassifikation sexueller Störungen im ICD sich kontinuierlich verändert. Derzeit erfolgt der Wandel von ICD-10 (Dilling et al., 2004) zu ICD-11 (Reed et al., 2016). Auch wenn sich die Terminologie und Gruppierung voraussichtlich etwas verändern wird, so werden auch in Zukunft *sexuelle Funktionsstörungen* (z.B. *erektile Dysfunktion*, *Vaginismus*), *Gender incongruence* (bisher „Störungen der Geschlechtsidentität“) und *Störungen der Sexualpräferenz/Paraphilien* als Störungen klassifiziert werden. Andere verbreitete und belastende sexuelle Probleme wie *Eifersucht/Außenbeziehungen* oder *sexuelle Gewalt* und deren Auswirkungen „zählen“ wohl auch im ICD-11 nicht als psychische Störungen.

Risikofaktoren für psychosexuelle Funktionsstörungen nach Sydow & Seiferth (2015); Wolf et al. (2015)

(1) Körperliche/somatische Faktoren:

- (höheres) Alter, Männer: nur bzgl. Erektionsprobleme
- Erkrankungen/beeinträchtigte somatische Gesundheit
- Operationen
- Urin-Inkontinenz (Frauen)
- hormonelle Veränderungsprozesse/Probleme (Frauen)

(2) Drogen, Alkohol und Medikamente

(3) Individualpsychologische Faktoren I: Aktuell

- Ängste (z.B. vor HIV-Infektion, Schwangerschaft, Versagen, Nähe)

- Störung durch Selbstbeobachtung der sexuellen „Leistungen“
- falsche/fehlende Informationen

(4) Individualpsychologische Faktoren II: Biografie und Persönlichkeit

- psychische Störungen wie Depressionen, Angst(störung)
- Erfahrungen mit sexuellem Missbrauch im Kindesalter
- Erfahrungen als Opfer sexueller Gewalt
- Erfahrungen mit sexueller Gewalt (aktiv) (Männer)
- schwaches Selbstwertgefühl und geringe „Differenzierung“
- belastete Beziehungs-/Bindungserfahrungen in der Kindheit
- sehr religiöse/sexuell restriktive Herkunftsfamilie
- uneingestandene homosexuelle Neigungen in Kontexten, die diese stigmatisieren

(5) Partnerschaft und Paardynamik

- nicht verheiratet (vs. verheiratet)
- Leben in einer Partnerschaft (Frauen: erhöhtes Risiko!)
 - Hier geht es um statistische Zusammenhänge: Unverheiratete berichten häufiger von sexuellen Problemen als Verheiratete – aber auch Frauen in Partnerschaften berichten häufiger davon als Singles (wahrscheinlich weil viele ältere alleinstehende Frauen das Thema Sex eher „abschreiben“ und dann auch keine sexuellen Probleme nennen.)
- Zufriedenheit mit der Partnerschaft (Frauen: Schutzfaktor!)
- sexuelle Funktionsstörung des Partners (Frauen)
- negative Interaktionsmuster und „Teufelskreise“ (z.B. „demand-withdraw“)
- Probleme mit der Unterschiedlichkeit bzgl. sexueller Wünsche umzugehen
- Kommunikationsprobleme des Paares
- nicht-sexuelle Partnerschaftskonflikte, deshalb Lustlosigkeit oder sexuelle Abstinenz als „Strafmaßnahme“ gegen den Partner

(6) Sozioökonomische Faktoren

- wenig Bildung
- sozialer Abstieg/Arbeitslosigkeit (Männer)

(7) Kontextbedingungen

- beruflicher, familiärer und sonstiger Stress; Schlafentzug
- unerfüllter Kinderwunsch
- fehlende Ungestörtheit
- soziale Stigmatisierung von lesbisch-schwuler Sexualität/Beziehungen

Therapeutische Interventionen

Nach der Klärung der *Therapieindikation* (Psychotherapie – Beratung – Selbsthilfe) wird besprochen, in welchem *Therapiesetting* gearbeitet werden soll (Einzeltherapeutisch, Paartherapeutisch oder in einem gemischten Setting mit beiden Modalitäten) und es werden – ggf. gemeinsam mit beiden Partnern – *realistische Therapieziele* entwickelt. Bei der Therapie sexueller Störungen sind sowohl *integrative* als auch spezifisch systemische Interventionen bedeutsam.

Integrative Interventionen

Das therapeutische Vorgehen orientiert sich an der Art der Problematik, der Ätiologie der Störung sowie dem Forschungsstand. Wichtig ist, dass das Thema überhaupt zur Sprache kommt – aber auch nur soweit, wie es vom Klienten bzw. beiden Partnern gewünscht wird.

Zentrale Aspekte des systemischen Ansatzes bei der Arbeit mit Sexualstörungen sind:

- *Psychoedukation* durch den Therapeuten, durch Bücher (z.B. Fliegel & Veith, 2010; Sydow, 1994) und im Internet (z.B. über Anatomie, sexuelle Reaktionszyklen, Veränderungen von Körper und sexuellen Reaktionen mit dem Altern, hilfreiche Informations- und Beratungsangebote (z.B. Pro Familia))
- *Normalisierung*: Alle Menschen haben irgendwann sexuelle Probleme; bei fast allen Paaren nimmt die Häufigkeit sexueller Kontakte mit der Zeit eher ab; viele sexuelle „Abweichungen“ sind unproblematisch, sofern sie für den Partner akzeptabel sind.
- Wichtig für alle Therapeuten ist ein möglichst sicherer therapeutischer Umgang mit den häufigsten sexualitätsbezogenen Problemen wie:
 - *funktionellen Sexualstörungen* (psychogenen und/oder somatogenen). Potenziell somatisch mitverursachte sexuelle Probleme sollten auch *organmedizinisch* abgeklärt werden (Gynäkologe, Urologe/Androloge); ggf. ist interprofessionelle Kooperation wünschenswert.
 - Bei *Traumafolgestörungen* nach *sexuellem Missbrauch* (z.B. PTSD, Depressionen) ist eine traumaorientierte Psychotherapie indiziert (vgl. Flatten et al., 2011; Sydow, 2018c). Darüber hinaus ist *therapeutische Sensibilität* dafür wichtig, dass *sexuelle* und *nicht-sexuelle Grenzverletzungen* oft komplexe Auswirkungen auf

die Sexualität haben (z.B. Vermeidung, aber auch sexualisiertes Verhalten und Verarbeitung von Traumata in sexuellen Fantasien und/oder sexuellen Aktivitäten) (Sydow & Seiferth, 2015). Auch Vulvodynie (Missempfindungen und Schmerzzustände im Bereich der Vulva) bei erwachsenen Frauen steht in Zusammenhang mit Viktimisierungserfahrungen der Kindheit (Harlow & Stewart, 2005).

- Wichtig sind für Therapeuten auch die Auseinandersetzung mit den eigenen emotionalen Grenzen und ein konstruktiver Umgang damit. Jeder Therapeut sollte nur so weit therapeutische Gespräche über die Sexualität der Klienten führen, wie er oder sie sich damit hinreichend wohl fühlt.
- Hilfreich ist Wissen über Überweisungsmöglichkeiten (z.B. sexualtherapeutische Universitätsambulanzen; Sexual-/Paartherapeuten; Sexual-/Paarberatungsstellen).
- Bei seltenen, klinisch bedeutsamen Störungen wie *Geschlechtsinkongruenz/-dysphorie* („Transsexualität“) und *Pädophilie* ist der erste Schritt, dass die Problematik erkannt und diagnostiziert, die Offenheit der Patienten gewürdigt wird und diese an fachkundige Stellen verwiesen werden (vgl. auch Fiedler, 2004).
 - Hauptziel bei der Behandlung Pädophiler ist, dass diese Kontrolle über ihre pädophilen Impulse gewinnen, da die Grundorientierung wahrscheinlich nicht veränderbar ist (<https://www.kein-taeter-werden.de>).
 - Mit dem deutschen Transsexuellengesetz wurde die affirmative Behandlung von Transsexuellen möglich (Hormonbehandlung, Operation, Identitätsänderung), die eine kontinuierliche therapeutische Begleitung erfordert (DGfS/AWMF, 2019).

Integrative therapeutische Interventionen bei sexuellen Problemen und Störungen nach Sydow & Seiferth (2015)

Fokus, Ziele und Motive der Beteiligten klären

- Konkrete, spezifische und begrenzte Ziele erarbeiten
- Fokus auf das, was gewünscht wird – weniger auf das, was nicht gewünscht wird
- Maßgeschneiderte Ziele, die die Eigenheit(en) der Person(en) würdigen
- Unterschiedliche Motive und intrapersonale und interpersonelle Zielkonflikte herausarbeiten (Warum wird Veränderung gewünscht? Risiken von Veränderung?)
- Settingfragen klären (Einzeltherapie, Paartherapie, gemischtes Setting)

Arbeit an der Beziehung und der Interaktion

- Fokus: Sexuelle und nichtsexuelle Interaktion (verbesserte sexuelle Kommunikation; Sensualitätsübungen; vielfältigere sexuelle Praktiken; Inszenieren von Ausnahmesituationen)
- Fokus: Sozioemotionale Beziehung (Entflechtung beider Partner; Ermunterung zu offenem Streit; (Wieder-)Herstellung der Gesprächskultur des Paares im Alltag; Auseinandersetzung mit alten Verletzungen; Auseinandersetzung mit Geschlechts- und kulturellen Unterschieden und individuellen Eigenheiten der Partner)

Abgrenzung der Beziehung nach außen

- Abgrenzung des Paares von Eltern, Kindern, Berufen etc. Zeit und Raum und „Rituale der Beständigkeit“ schaffen
- Emotionale Trennung der Ehe- von der Elternbeziehung
- Abgrenzung gegenüber außerehelichen sexuellen Versuchungen (hierbei ist zu beachten, dass (Paar-)Therapeuten unterschiedlich stark Selbstbestimmung und Differenzierung oder aber die wechselseitige Kontrolle der Partner propagieren)

Andere Sichtweise einführen/change meaning of situation

- Normalisieren sexueller Abnahmen und Probleme
- Neutralität – Verzicht auf „Pro Sex“-Position; Leben ohne sexuelle Aktivität ist ebenso wie jede sexuelle Aktivität, die andere Menschen nicht schädigt, okay
- Psychoedukation/Aufklärung über normale Alterns-, Krankheits- und phasenspezifische Veränderungen und die Normalität sexueller Probleme („Normalisieren“)
- Problem positiv umdeuten („Reframing“)

Förderung der individuellen Persönlichkeitsentwicklung

- Entwicklung der eigenen „Differenzierung“ (Anerkennung von und Betrauern von Verlusten; Neues riskieren; Selbstberuhigung; eigene Stärken erkennen)
- Auseinandersetzung mit biografischen „Altlasten“ (z. B. Bindungsstörungen, Traumatisierungen)
- Reflexion der eigenen sexuellen Entwicklung

Systemisch-integrative Sexualtherapie

Folgende Elemente *Systemischer Therapie* werden bei der paar- und einzeltherapeutischen Behandlung sexueller Probleme eingesetzt:

- *Auftragsklärung*: Die oft divergierenden „Aufträge“ beider Partner werden identifiziert und ein überge-

ordnetes Ziel entwickelt, mit dem beide einverstanden sein können.

- *Therapeutische Neutralität* bzw. *Allparteilichkeit*: Alle erotischen Wünsche (soweit nicht unethisch, also schädigend für andere Menschen oder den Klienten selbst) werden respektiert. Die „Pro-Sex Position“, die oft nur Widerstand bei den Klienten erzeugt, wird vermieden.
- *Erkundung des Mehrgenerationskontextes* mit Hilfe des *Genogramms*
- Klären: Was findet wer sexuell gut? Was wirkt hemmend, was steigert die Lust (*Kontextfaktoren explorieren*)? Was möchte jeder eigenverantwortlich sexuell gestalten?
- *Systemische Fragen* (z.B. „Angenommen, Sie hätten plötzlich sehr viel Lust, mit Ihrem Mann Sex zu haben und würden ihm etwas vorschlagen, was Sie noch nie gemacht haben. Welcher Vorschlag würde ihn am ehesten erschrecken?“ (Clement, 1998, 374f).
- *Skulpturarbeit* (symbolische Darstellung der aktuellen oder erstrebten Partnerschaft)
- *Ressourcenorientierung* und *positives Umdeuten*
- Das *ideale sexuelle Szenario*: Beide Partner werden aufgefordert, unabhängig voneinander ihr ideales sexuelles Szenario zu entwickeln und aufzuschreiben. Sowohl das Offenlegen als auch das Geheimhalten kann ein Akt der Differenzierung sein (Clement, 2006, 2015, 2018; Eck, 2017; Sydow, 2018a, 2018d; Sydow & Seiferth, 2015).

Beispiele für das Vorgehen

Auftragsklärung und therapeutische Neutralität

„Im Rahmen eines Erstgesprächs mit einem Paar im mittleren Alter wird deutlich: Der Mann hat expansive sexuelle Wünsche, er wünscht sich abenteuerlicheren Sex an ungewöhnlichen Orten, oral-genitale Kontakte und Fesselspiele. Die Frau dagegen fühlt sich von ihrem Mann sehr bedrängt und will eigentlich nur in Ruhe gelassen werden. Ein gemeinsames Ziel könnte hier z.B. sein, mehr darüber herauszufinden, was jeder von beiden unter Sexualität und Erotik versteht, was jedem von beiden wichtig ist, was jeden an- oder abturnt und dann zu klären, ob und ggf. was gemeinsam möglich ist und was nicht. Beim oben erwähnten Paar z.B. ist es wesentlich, dass nicht nur die expansiven Wünsche des Mannes, sondern auch die eher still und nonverbal kundgetanen Bedürfnisse der Frau ernst genommen werden (z.B. könnte das sein: Wunsch nach Zärtlichkeit, Ärger über subtile Grenzverletzungen des Partners, Wunsch, sich unbelastet von familiären Anforderungen sexuell zu entdecken etc.).“ (Zit.n. Sydow, 2018d, 522)

Mehrgenerationskontext und Genogramm

„In einer Einzeltherapie, ausgelöst durch eine individuelle und Paar-Krise wegen einer Außenbeziehung der Klientin beginnt diese – angeregt von der Genogrammarbeit – in ihrer Verwandtschaft Fragen zur Vergangenheit zu stellen. Auf diese Weise erfährt sie schließlich von einer Tante ein Familiengeheimnis: Die Schwester des mütterlichen Großvaters verblutete mit 16 Jahren nach einer illegalen Abtreibung. Dadurch wird so einiges verstehbarer:

- Warum die Mutter sie in ihrer sexuellen Entwicklung so aufdringlich überwacht hat und bei allen erotischen Themen griesgrämig dreinschaute.
- Die tief ambivalente Haltung der Klientin zu Sexualität – intensive sexuelle Gefühle, begleitet von Abwertung („Diese Gier!“) und Schuldgefühlen.
- Warum der Großvater über Jahrzehnte hinweg jedes Jahr zur gleichen Zeit depressiv wirkte.

Erst nach dieser Enthüllung gelingt es der Klientin, eine selbstbewusstere Haltung zu ihrer eigenen Sexualität zu entwickeln: „Ich verstehe jetzt, warum Sex immer etwas Böses, Schreckliches und Schmutziges hatte. Mir fällt da ganz viel von den Schultern.“ (Zit.n. Sydow & Seiferth, 2015, 185)

Ressourcenorientierung und positive Umdeutung

„Ein Klient Mitte 30 berichtet von ‚sexsüchtigem‘ Verhalten: Er schaut nachts stundenlang Pornos im Internet und masturbiert, schläft erst am Morgen, ist so kaum arbeitsfähig, da ihn das sehr viel Kraft und Zeit kostet, und leidet selbst unter der Situation. Bei Würdigung seines biographischen Kontextes (einziger Sohn einer allein erziehenden, von Männern tief enttäuschten, depressiven und grenzverletzenden Mutter) lässt sich das problematische Verhalten auch positiv deuten als Selbstfürsorge und als Versuch, ein abgegrenztes sexuelles Eigenleben als Mann zu entwickeln.“ (Zit. n. Sydow, 2018d, 523)

„Lebende Skulptur“

„Anlass der systemischen Paartherapie mit einem jungen Studentenpaar war, dass die Frau im Nachhinein von einer zurückliegenden Außenbeziehung seinerseits erfahren hatte. Sie war sehr enttäuscht und emotional belastet angesichts dieses Vertrauensbruchs.

In der zweiten Stunde wurden Paarskulpturen gestaltet. Aus Sicht der Frau war die aktuelle Situation so: Beide stehen sich – mit ca. ½ Meter Abstand – aufrecht gegenüber, sehen sich an und halten sich an den Händen. Nach den Befindlichkeiten in dieser Position gefragt, sagt er ‚unsicher‘. Ihr fällt plötzlich auf, dass sie in dieser Skulptur ihren Partner mit dem einen Arm ‚zu sich hinzieht‘ – gleichzeitig jedoch mit dem anderen Arm ‚wegdrückt‘.

Dabei fühlte sie sich angespannt und angestrengt. Auf diesem Hintergrund wurde ihr erstmals deutlich, dass sie nicht nur ‚Opfer‘, sondern ebenso auch ‚Täterin‘ ist. Danach konnte besprochen werden, auf welche Weise sie ihn zu sich zieht und wie sie ihn wegschiebt, welche Rolle seine Außenbeziehung und seine Neigung zu scheinbar passivem und ausweichendem Verhalten spielen, und mit welchen biographischen Wurzeln diese Paar-Interaktion zusammenhängt.“ (Zit.n. Sydow, 2015, 85)

Forschungsstand und Diskussion

Bisher existiert fast keine Random Controlled Trial (RCT)-Forschung zur Wirksamkeit *Systemischer Therapie* bei sexuellen Problemen/Störungen. Nur ein RCT belegt die Wirksamkeit von Emotionsfokussierter Paartherapie (EFT) (vgl. Holzberg & Seiferth, 2018; Sydow & Seiferth, 2015), also einer systemisch-integrativen Intervention. Bei Problemen mit *Außenbeziehungen* sind integrative verhaltenstherapeutisch-systemische Ansätze nachweislich hilfreich (Sydow & Seiferth, 2015). Bei *sexueller* und *nichtsexueller Gewalt* in Beziehungen sind neben täter- und opferorientierter Therapie und Beratung auch Paartherapie und insbesondere Multi-Paar-Gruppentherapie nachweislich wirksam – sofern der Täter bereit ist anzuerkennen, dass ein ernstes Problem besteht (Sydow & Seiferth, 2015). In Bezug auf unterschiedliche *Traumafolgestörungen* nach *innerfamiliärem sexuellem Missbrauch im Kindesalter* belegt ein RCT positive Effekte systemischer Gruppentherapie (Sydow, 2018b; Sydow & Lau, 2018).

Bücher zur systemisch-integrativen Sexualtherapie z.B. von David Schnarch oder Ulrich Clement wurden zu Bestsellern und scheinen den sexuellen Anliegen eines breiten Publikums entgegen zu kommen. Es scheint, dass die *Systemische Therapie* bei sexuellen Problemen einiges zu bieten hat (vgl. auch Sydow & Seiferth, 2015; Sydow, 2018a, 2018d). Methodenintegration ist immer wichtig bei der therapeutischen Arbeit mit sexuellen Störungen, insofern werden systemische Aspekte auch in der Sexualtherapie immer stärker berücksichtigt (vgl. Hauch, 2006; Maß & Bauer, 2016). Gleichzeitig aber steht die Evaluation der Wirksamkeit systemischer Interventionen bei Sexualstörungen in kontrollierten randomisierten Studien noch weitgehend aus. Während die Wirksamkeit *Systemischer Therapie* für viele Störungsgruppen gut belegt ist, ist der Forschungsstand bzgl. Sexualstörungen noch unzureichend (IQWiG, 2017; Pinquart, Oslejsek, Teubert, 2016; Sydow, 2018b). Das wird sich erst ändern, wenn *Systemische Therapie* auch ihren Platz an staatlichen Hochschulen und an Universitätskliniken findet, was bisher noch fast gar nicht der Fall ist.

Literatur

- Clement, U., 1998. Sexualität in der systemischen Therapie. *Familiendynamik* 23 (4), 366–376.
- Clement, U., 2006. *Systemische Sexualtherapie*. 3. Aufl. Klett-Cotta, Stuttgart.
- Clement, U., 2015. *Guter Sex trotz Liebe*. 4. Aufl. Ullstein, Berlin.
- Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS)/AWMF, 2019. Geschlechtsinkongruenz, Geschlechtsdysphorie und Trans-Gesundheit: S3-Leitlinie zur Diagnostik, Beratung und Behandlung AWMF-Register-Nr. 138|001. https://www.awmf.org/uploads/tx_szleitlinien/138-001_S3_Geschlechtsdysphorie-Diagnostik-Beratung-Behandlung_2019-02.pdf
- Dilling, H., Mombour, W., Schmidt, M.H., Schulte-Markwort, E. (Hg.), 2004. *Internationale Klassifikation psychischer Störungen: ICD-10 Kapitel V (F) – Diagnostische Kriterien für Forschung und Praxis*. 3. Aufl. Huber, Bern.
- Eck, A., 2017. Von der Paradoxie des Wollenwollens zum sex worth wanting: Therapeutische Alternativen zur Lustpille für die Frau. *Familiendynamik* 42 (3), 182–191.
- Eichenberg, C., 2007. Online-Sexualberatung. *Z Sexualforsch* 20 (3), 247–262.
- Fiedler, P., 2004. *Sexuelle Orientierung und sexuelle Abweichung*. Beltz, Weinheim.
- Flatten, G., Gast, U., Hofmann, A., Knaevelsrud, Ch., Lampe, A., Liebermann, P., Maercker, A., Reddemann, L., Wöller, W., 2011. S3-Leitlinie Posttraumatische Belastungsstörung. *Trauma & Gewalt* 3, 202–210. <http://www.awmf.org/leitlinien/detail/ll/051-010.html>
- Fliegel, S., Veith, A., 2010. Was jeder Mann über Sexualität und sexuelle Probleme wissen will. Ein Ratgeber für Männer und ihre Partnerinnen. Hogrefe, Göttingen.
- Gemeinsamer Bundesausschuss (G-BA), 2018. *Methodenbewertung: Nutzen und medizinische Notwendigkeit der systemischen Therapie anerkannt*. <https://www.g-ba.de/presse/pressemitteilungen/775/>
- Harlow, B.L., Stewart, E.G., 2005. Adult-Onset Vulvodinia in Relation to Childhood Violence Victimization. *American Journal of Epidemiology* 161 (9), 871–880. <https://doi.org/10.1093/aje/kwi108>
- Hauch, M. (Hg.), 2006. *Paartherapie bei sexuellen Störungen: Das Hamburger Modell: Konzept und Technik*. Thieme, Stuttgart.
- Holzberg, O., Seiferth, A., 2018. Emotionsfokussierte Paartherapie (EFT). In: Sydow, K. v., Borst, U. (Hg.), *Systemische Therapie in der Praxis*. Beltz, Weinheim, 784–789.
- Hoyer, J., 2013. Sexuelle Funktionsstörungen und ambulante Psychotherapie. *Psychotherapeut* 58 (4), 371–378.
- Hoyer, J., Klein, V., Schierz, K., Briken, P., 2015. Screening für sexuelle Funktionsstörungen nach DSM-5. *Z Sexualforsch* 28 (1), 36–42.
- IQWiG, 2017. *Systemische Therapie als Psychotherapieverfahren bei Erwachsenen. Abschlussbericht. Auftrag N14-2. Version 1.0* https://www.iqwig.de/download/N14-02_Abschlussbericht_Systemische-Therapie-bei-Erwachsenen_V1-0.pdf
- Maß, R., Bauer, R., 2016. *Lehrbuch Sexualtherapie*. Klett-Cotta, Stuttgart.
- McPhee, D., Johnson, S.M., van der Veer, M.M., 1995. Low sexual desire in women: The effects of marital therapy. *J Sex Marital Therapy* 21, 159–182.
- Pinquart, M., Oslejsek, B., Teubert, D., 2016. Efficacy of systemic therapy on adults with mental disorders: A meta-analysis. *Psychother Res* 26 (2), 241–257. DOI: 10.1080/10503307.2014.935830
- Reed, G.M., Drescher, J., Krueger, R.B., Atalla, E., Cochran, S.D., First, M.B. et al., 2016. Disorders related to sexuality and gender identity in the ICD-11: Revising the ICD-10 classification based on current scientific evidence, best clinical practices, and human rights considerations. *World Psychiatry* 15 (3), 205–221. <http://doi.org/10.1002/wps.20354>
- Richter, D., Brähler, E., Strauß, B. (Hg.), 2014. *Diagnostische Verfahren in der Sexualwissenschaft (Diagnostik für Klinik und Praxis, Band 7)*. Hogrefe, Göttingen.
- Rump, M.J., Maß, R., 2015. Sexualtherapeutische Versorgung auf dem Lande. *Z Sexualforsch* 28, 22–35.
- Schnarch, D., 2009. *Die Psychologie sexueller Leidenschaft*. 10. Aufl. Piper, München. Engl. *Passionate Marriage. Love, Sex, and Intimacy in Emotionally Committed Relationships*. Henry Holt & Co., New York, 1997.
- Schnarch, D., 2016. *Intimität und Verlangen: Sexuelle Leidenschaft in dauerhaften Beziehungen*. 8. Aufl. Klett-Cotta, Stuttgart. Engl. *Intimacy & Desire – Awaken the Passion in Your Relationship*. Beaufort, New York, 2011.
- Sydow, K. v., 1994. *Die Lust auf Liebe bei älteren Menschen*. 2. Aufl. Ernst Reinhardt, München.
- Sydow, K. v., 2015. *Systemische Therapie. Reihe: Wege der Psychotherapie*. Ernst Reinhardt, München.
- Sydow, K. v., 2018a. Differenzierungsorientierte Paar-/Sexualtherapie (nach David Schnarch). In: Sydow, K. v., Borst, U. (Hg.), *Systemische Therapie in der Praxis*. Beltz, Weinheim, 799–809.
- Sydow, K. v., 2018b. Forschungsstand, wissenschaftliche und sozialrechtliche Anerkennung der Systemischen Therapie. In: Sydow, K. v., Borst, U. (Hg.), *Systemische Therapie in der Praxis*. Beltz, Weinheim, 929–943
- Sydow, K. v., 2018c. Komplexe Traumafolgestörungen und Borderline-Persönlichkeitsstörungen. In: Sydow, K. v., Borst, U. (Hg.), *Systemische Therapie in der Praxis*. Beltz, Weinheim, 472–487.
- Sydow, K. v., 2018d. Sexuelle Störungen und Probleme. In: Sydow, K. v., Borst, U. (Hg.), *Systemische Therapie in der Praxis*. Beltz, Weinheim, 516–528.
- Sydow, K. v., 2018e. Skulptur und Aufstellung. In: Sydow, K. v., Borst, U. (Hg.), *Systemische Therapie in der Praxis*. Beltz, Weinheim, 217–225.
- Sydow, K. v., Borst, U. (Hg.), 2018. *Systemische Therapie in der Praxis*. Beltz, Weinheim.
- Sydow, K. v., Lau, M.L., 2018. Systemische Gruppentherapie bei komplexen Traumafolgestörungen – Frauen nach sexuellem Missbrauch (Kopenhagener Manual). In: Sydow, K. v., Borst, U. (Hg.), *Systemische Therapie in der Praxis*. Beltz, Weinheim, 823–830.
- Sydow, K. v., Seiferth, A., 2015. *Sexualität in Partnerschaften*. Hogrefe, Göttingen.
- Wissenschaftlicher Beirat Psychotherapie (WBP), 2009. *Gutachten zur wissenschaftlichen Anerkennung der Systemischen Therapie*. *Deutsches Ärzteblatt* 106 (5), A208–A211.
- Wolf, G., Fünfgeld, M., Oehler, R., Andrae, S., 2015. Empfehlungen zur Psychotherapie und Beratung mit lesbischen, schwulen und bisexuellen Klient_innen. *Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis* 47(1), 21–48.

Autorin

PD Dr. phil. Kirsten von Sydow, Praxis für Psychotherapie, Osterstr.163, 20255 Hamburg, e-mail: kirsten.von.sydow@t-online.de, homepage: www.kirsten-von-sydow.de

Sexarbeit – Verkaufte Lust, die Leiden schafft?

Hannes Ulrich, Zeev Hille

Sexwork – Peddled Lust That Causes Suffering?

Abstract

Sexuality is not only used for reproduction and sexual pleasure, but also for communication and satisfaction of basic psychosocial needs. At first glance, this does not seem to play a role in sex work, since the protagonists do not encounter each other as people, but as customers. However, practical experience shows that reflection and inclusion of the relationship dimension can both protect sex workers themselves from negative consequences and also contribute to commercial success.

Keywords: Sex work, Syndyastics, Prostitution, Dimensions of Sexuality

Zusammenfassung

Sexualität dient nicht allein der Reproduktion und dem sexuellen Lustgewinn, sondern ebenso der Kommunikation und Befriedigung basaler psychosozialer Bedürfnisse. Auf den ersten Blick scheint dies bei der Sexarbeit keine Rolle zu spielen, da die sich Protagonist_innen nicht als Personen, sondern als Kund_innen gegenüber treten. Doch die praktische Erfahrung zeigt, dass die Reflexion und die Einbeziehung der Beziehungsdimension die Sexarbeiter_innen selbst sowohl vor negativen Folgen schützen als auch zum gewerblichen Erfolg beitragen können.

Schlüsselwörter: Sexarbeit, Syndyastik, Prostitution, Dimensionen der Sexualität

Einleitung

Der *Berufsverband erotische und sexuelle Dienstleistungen* e.V. (BesD) schätzt die Zahl der in Deutschland tätigen Sexarbeiter_innen auf 50.000 bis 400.000 (zit.n. Löw & Ruhne, 2011), während die sozialwissenschaftliche Seite eher von 64.000 bis 200.000 ausgeht (Kavemann & Steffan, 2013). Trotz der Anzeigepflicht, die für diese Tätigkeit mit dem Inkrafttreten des Prostitutionsschutzgesetzes 2017 (ProstSchG) besteht, wird dieser aufgrund antizipierter Stigmatisierung und Abwertung häufig nicht nachgekommen (Herter & Fem, 2017). Organisationen, wie beispielsweise *Hydra* e.V., werfen dem Gesetzgeber daher vor, an der Lebensrealität der Sexarbeiter_innen vorbei entschieden zu haben, dieser nicht gerecht geworden zu sein.

Iwan Bloch, einer der Begründer der Sexualwissenschaft, betrachtete die Prostitution in seinem gleichnamigen Buch von 1912 als das zentrale Problem der sexuellen Frage, zu deren Auflösung und Abschaffung ein umfassendes Verständnis des Geschlechtstriebes sowohl in biologischer wie auch auf kultureller Sicht notwendig sei. Auf biologischer Ebene verstand Bloch die Prostitution als ein „Überrest, ein Äquivalent, des ursprünglich freien Geschlechtslebens der Menschheit“ (Bloch, 1912, 51), womit er die Frage aufwarf, ob dieses ursprünglich ‚Freie‘ des Sexualtriebs als hartnäckiges Phänomen und unabhängig von jeglichem kulturellen Fortschritt fortbestünde.

Als kulturelle Ursachen für diesen Fortbestand der Prostitution benannte Bloch zwei Komponenten: Zum einen sei die Prostitution eine Reaktion auf die kulturelle Unterdrückung des freien Geschlechtstriebes und zum anderen ein spezifisch menschliches Phänomen, welches bei keiner anderen Spezies vorkomme und in der Konsequenz also als ein kulturimmanentes Produkt verstanden werden müsse.

Die Sexualwissenschaft hielt Bloch für befähigt, das gewaltige Problem der Prostitution zu lösen, indem sie ein neues gesellschaftliches Konzept des Geschlechtstriebes fördere, welches sowohl der biologischen als auch der kulturellen Komponente gerecht werde. Dieses Konzept sollte sowohl eine natürliche, biologische Auffassung als auch eine kulturell positive Sichtweise auf Sexualität umfassen, also eine Ethik „im Sinne der Anerkennung der Sexualität als einer natürlichen biologischen Erscheinung und ihre Anpassung an die moderne Kultur durch die Ausprägung der Begriffe der Arbeit, der Verantwortlichkeit und der relativen sexuellen Abstinenz“ (ebd., 16).

Auch Carol Leigh, US-amerikanische Filmemacherin und Aktivistin für die Rechte von weiblichen Prostituierten, plädierte Ende der 1970er Jahre für einen Wandel der gesellschaftlichen Sicht auf die Prostitution. Sie schloss sich der anti-sexistischen Bewegung *Wages for Housework* an und prägte die Begriffe „Sexwork“ und „Sexwork Industry“. Um die Stigmatisierung und Diskriminierung von Prostitution zu beenden, schlug Leigh vor, diese als Arbeit anzuerkennen. Des Weiteren propagierte sie, Sexarbeit aus der negativ konnotierten Unterwelt zu holen und versuchte, eine sexpositive Sichtweise zu etablieren (Leigh, 2015).

Im Gegensatz zu der Strömung, die Leigh vertrat, vertreten abolitionistische bzw. radikale Feminist_innen die These, dass Sexarbeit per se unfreiwillig sei und stets mit der sexuellen Ausbeutung und Unterdrückung der Frau einhergehe. Gemeinsam ist beiden Bewegungen jedoch der Kampf gegen patriarchale Strukturen und für die sexuelle

Selbstbestimmung von Frauen. Zweifellos agieren weibliche Prostituierte nicht immer aus einer Opferrolle heraus. Aufgrund von Stigmatisierung, Moralisierung und Abwertung sind Sexarbeiterinnen jedoch vulnerabel, es bestehen immer die Gefahr von Übergriffen sowie ein erschwerter Zugang zur medizinischen Grundversorgung.

Folgen der Prostitution

Die mit der Prostitution assoziierte Folgen können weitreichend sein. In einer Untersuchung von Ward & Day (2006) berichteten 93% der Sexarbeiterinnen, dass sie im Verlauf ihrer Tätigkeit eine ST-Infektion hatten oder noch immer haben. Über 40% der in der Stichprobe Befragten berichteten über mentale Gesundheitsprobleme wie affektive Störungen, Psychosen oder Essstörungen und ca. 35% gaben an, unter reproduktiven Gesundheitsproblemen zu leiden. Hinsichtlich etwaiger Suchtproblematiken berichteten 57% der praktizierenden Sexarbeiterinnen im Vergleich zu den 25% der Sexarbeiterinnen, die bereits mehr als sechs Monate dieser Tätigkeit nicht mehr nachgingen, von problematischem Alkoholkonsum (ebd.). In einer anderen Untersuchung berichteten 78% der befragten Sexarbeiterinnen von negativen Effekten für die partnerschaftliche Beziehungsgestaltung in Form von Lügen, Eifersucht, Schuldgefühlen, o.ä. (Bellhouse et al., 2015). 77% der alleinstehenden Frauen in dieser Untersuchung wollten ihren Beziehungsstatus weiterhin so beibehalten, da sie ihre Arbeit mit einer romantischen Beziehung als unvereinbar wahrnahmen. Aus dem gesamten Sample gaben 75% an, dass sie aufgrund ihrer Tätigkeit ihre Partnerschaft nicht halten konnten (ebd.).

Häufig kommt es auch zu Schwierigkeiten, da eine Trennung von Sexarbeit und Beziehung für die Partner_innen von Sexarbeiter_innen nicht im gleichen Maße möglich ist wie für die tätige Person selbst (Rössler et al., 2010). Zwar werden von Sexarbeiter_innen vereinzelt auch positive Effekte ihrer Arbeit berichtet, diese beziehen sich im Wesentlichen jedoch auf eine Verbesserung des sexuellen Selbstbewusstseins (Bellhouse et al., 2015).

Demgegenüber halten Farley und Kolleg_innen in ihren kontrovers diskutierten Arbeiten fest, dass explizite Einstellungen von Sexarbeiter_innen hinsichtlich der Auswirkungen von Sexarbeit von impliziten Einstellungen abzugrenzen seien. Verbalisierbare positive Effekte bzw. im Selbstbericht nicht als negativ dargestellte Effekte der Sexarbeit kämen dadurch zustande, dass etwaige negative Folgen häufig nicht bewusst wahrgenommen und somit nicht berichtet würden (vgl. 1998a, 1998b, 2004).

Abgrenzung oder nicht?

Systematische Erhebungen belegen, dass die Trennung von kommerziellem Sex und Intimität bzw. Liebe als essentielle Überlebensstrategie für Sexarbeiter_innen fungieren kann (Edwards, 1993), d.h. der Einsatz bestimmter protektiver Strategien kann die negativen Konsequenzen der Sexarbeit reduzieren. Zu diesen Maßnahmen zählen beispielsweise eine Abspaltung der Arbeitspersönlichkeit von der privaten Person durch veränderte Namen oder die Kreation einer Kunstfigur. Darüber hinaus können die Verwendung von Kondomen oder die Vermeidung von subjektiv als sehr intim empfundenen Handlungen (z.B. Küssen, Streicheln erogener Zonen, etc.) der Einhaltung persönlicher Intimitätsgrenzen dienen (Warr & Pyett, 1999). Die finanzielle Gegenleistung für die Dienstleistung verleiht dem Kontext zudem einen transaktionalen Charakter, was die Wahrnehmung als Geschäft und somit die persönliche Abgrenzung erleichtert (Edwards, 1993). Aber auch persönliche ideelle Werthaltungen bedingen mitunter protektive Effekte. So berichtet eine Interviewpartnerin von Jönsson und Kolleginnen (2015): „Ich könnte nie einen Blowjob machen [...] Diese urpatriarchale Sache [...] diese unglaublich klassische Hetero-Mainstream-Porno-Fantasie – das schaffe ich einfach nicht.“

Neben der bewussten schützenden Abgrenzung können die Reflexion und differenzierte Betrachtung des subjektiven Innenbereichs jedoch auch für einen geschäftlichen Vorteil sorgen. Viele Sexarbeiter_innen setzen entweder erlernt oder intuitiv Strategien ein, um die psychosozialen Grundbedürfnisse ihrer Klienten auf der Beziehungsebene gezielt anzusprechen. Vanessa Eden, ehemalige Escort-Dame, betrachtet explizite Beziehungsangebote an Klienten sogar als vorrangige Erfolgsgarantie in dieser Branche. Durch Kommunikation auf der persönlichen und Beziehungsebene, die Anerkennung und Wertschätzung für den Klienten indiziert, sei die Kundenbindung und somit auch der geschäftliche Erfolg gesichert (vgl. Eden, 2013; Jönsson et al., 2015). „Schön, dass Du da bist, auf Dich habe ich gewartet, Du weißt, wie man mit Frauen umgeht und Du verstehst mich, die anderen sind ungehobelte Klötze – nimm mich doch mal in den Arm“ sind Aussagen, die eine Sexarbeiterin gegenüber allen ihren Klienten mache. „Eine erfolgreiche Hure fickt wenig und redet viel“, ergänzt sie und meint damit, den Kunden mit Worten anzuerkennen und zu bestätigen. Häufig ginge es gar nicht um Lust, sondern um Erfüllung der erwähnten Grundbedürfnisse. Ein Mann-männlicher Sexarbeiter bestätigt das Vorgehen mit den Worten, „ich muss nicht ficken können, sondern schauspielern.“ Auch das gezielte Timing der finanziellen Transaktion kann hierbei eine Rolle spielen. Sofern die Dienstleistung am Ende der Begeg-

nung beglichen wird, suggeriert dies dem Klienten persönliche Bestätigung durch die Sexarbeiter_innen, indem ein entsprechender Vertrauensvorschuss gewährleistet wird.

Auch die 38 qualitativen „Tiefen-Interviews zu prostitutiven Intimsystemen“ von Ahlenmeyer (1996) zeigen, dass aus der Sicht der befragten Sexarbeiterinnen die Funktion der Prostitution über die reine Lustbefriedigung hinausgeht. Eine der Befragten schildert den Stellenwert der syndyastischen Dimension in ihrem Arbeitsalltag. Man müsse etwas von allem sein: „Geliebte, Freundin, Mutter, Ehefrau – man muss alles sein. Vor allen Dingen muss man zuhören können, bei den meisten zumindest“ (121). Für Ahlenmeyer zeigte sich sowohl auf Seiten der Kund_innen wie auch auf der der Sexarbeiter_innen ein System vielfältiger Selbst- und Fremdtäuschungen. Die Professionalität im prostitutiven Arbeitsalltag erfordere zwar, dass Sexarbeiter_innen ihre eigenen Empfindungen weitestgehend zurückschrauben, doch die den Kund_innen vorgetäuschte Erregung ist eine der erfolgsversprechenden Komponente, da sie Bestätigung und Akzeptanz suggeriere. Gleichzeitig wird der Kunde über die eigene finanzielle Gegenleistung hinweggetäuscht. Wird die syndyastische Dimension auf lange Sicht zunehmend in den Fokus gerückt, so fördert dies für beide Seiten ein gesichertes Verhältnis, sprich: eine Stammkundenbeziehung.

Fazit

Auch im gewerblichen Bereich der Sexualität erweist sich die Berücksichtigung der Dimensionalität der Sexualität als sinnvoll. Für Sexarbeiter_innen scheint es daher nützlich und zielführend zu sein, zwischen der Dimensionen der Lust und der Syndyastik zu unterscheiden. Diejenigen, denen es gelingt, durch ihre Dienstleistungen Kompensation für Personen anzubieten, die an einer syndyastischen Deprivation leiden, scheinen besonders hinsichtlich Kundenbindung und Umsatz erfolgreich zu sein. Hierbei kommt es allerdings zu einem stetigen Trade-Off zwischen verschiedenen Strategien: auf der einen Seite die gezielte Ansprache der psychosozialen Grundbedürfnisse der Klienten, die mit einem erhöhten geschäftlichen Erfolg einhergehen kann, und auf der anderen Seite die selbstprotektiven Strategien als Schutz vor den negativen Konsequenzen der Prostitution.

Literatur

- Ahlenmeyer, H., 1996. *Prostitutive Intimkommunikation. Zur Mikrosoziologie heterosexueller Prostitution*. Enke, Stuttgart.
- Bellhouse, C., Crebbin, S., Fairley, C.K., Bilardi, J.E., 2015. The Impact of Sex Work on Women's Personal Romantic Relationships and the Mental Separation of Their Work and Personal Lives: A Mixed-Methods Study. *PLoS ONE* 10 (10): e0141575. DOI:10.1371/journal.pone.0141575
- Bloch, I., 1912. *Die Prostitution*. Bd. I. Louis Marcuse, Berlin.
- Eden, V., 2013. Warum Männer 2.000 Euro für eine Nacht bezahlen. *Der Escort-Coach*. Egoistin Verlag e.K., Gefrees.
- Edwards, S.S.M., 1993. *Selling the Body, Keeping the Soul: Sexuality, Power, the Theories and Realities of Prostitution*. In: Scott, S., Morgan, D. (Hg.), *Body Matters: Essays on the Sociology of the Body*. Taylor & Francis, Washington, DC, 90–106.
- Farley, M., Barkan, H., 1998a. Prostitution, Violence and Post-traumatic Stress Disorder. *Women & Health* 27 (3), 37–49.
- Farley, M., Kiremire, M., Baral, I., Sezgin, U., 1998b. Prostitution in Five Countries: Violence and Post-Traumatic Stress Disorder. *Feminism & Psychology* 8 (4), 405–426.
- Farley, M., Cotton, A., Lynne, J., Zumbek, S., Spiwak, F., Reyes, M.E., Alvarez, D., Sezgin, U., 2004. Prostitution and Trafficking in Nine Countries: An Update on Violence and Posttraumatic Stress Disorder. *Journal of Trauma Practice* 2 (3), 33–74.
- Herter, A., Fem, E., 2017. Vorgeblicher Schutz, vergebliche Maßnahmen. Überblick über das Prostituiertenschutzgesetz (ProstSchG). Berlin. http://www.aids-nrw.de/upload/pdf/empfehlungen/prostschg/ICRSE_Overview_of_the_German_Prostitutes_Protection_Act_May2017_DE_02.pdf
- Jönsson, C., Steinlechner, T., Maschinger, S., 2015. *Sexworker: 33 Frauen, die mit Lust arbeiten – Porträts und Interviews*. Schwarzkopf & Schwarzkopf, Berlin.
- Kavemann, B., Steffan, E., 2013. Zehn Jahre Prostitutionsgesetz und die Kontroverse um die Auswirkungen. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 63 (9), 9–15.
- Leigh, C., 2015. *Unrepentant whore: Collected works of Scarlet Harlot*. Last Gasp, San Francisco.
- Löw, M., Ruhne, R., 2011. *Prostitution. Herstellungsweisen einer anderen Welt*. Suhrkamp Verlag, Berlin.
- Rössler, W., Koch, U., Lauber, C., Hass, A.-K., Altwegg, M., Ajdacic-Gross, V., Landolt, K., 2010. The mental health of female sex workers. *Acta Psychiatrica Scandinavica* 122, 143–152.
- Schwethelm, J., 2006. Prostitution als soziale Realität. In: Mitrovic, E. (Hg.), *Prostitution und Frauenhandel. Die Rechte von Sexarbeiterinnen stärken! Ausbeutung und Gewalt in Europa bekämpfen!* VSA Verlag, Hamburg, 20–25.
- Ward, H., Day, S., 2006. What happens to women who sell sex? Report of unique occupational cohort. *Sexually Transmitted Infection*. DOI: 10.1136/sti.2006.020982
- Warr, D.J., Pyett, P.M., 1999. Difficult relations: Sex work, love and intimacy. *Sociology of Health & Illness* 21 (3), 290–309.

Autor

M.Sc. Hannes Ulrich, Stud. Zeev Hille, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin, Charité Universitätsmedizin Berlin, Luisenstraße 57, D-10117 Berlin, e-mail: hannes.ulrich@charite.de



Jenny Künkel

Sex, Drugs & Control. Das Regieren von Sexarbeit in der neoliberalen Stadt

Westfälisches Dampfboot 2020

342 Seiten, kt., 33 €

Sexarbeit ist symbolisch eng mit Urbanität verknüpft. Ihre Verlockungen werden im Neoliberalismus Teil des Stadtmarketings. Wo das Gewerbe aber sichtbar mit Armut verknüpft ist, intensivieren sich Kontrolldiskurse, und Gentrifizierung führt eher zu Verdrängung. Das Buch portraitiert die komplexen Aushandlungen um Prostitution in Berlin, Hamburg und Frankfurt a.M. Es skizziert Auswirkungen auf Arbeitsbedingungen und zeigt sowohl agency als auch Macht im Gewerbe auf. Am moralisch aufgeladenen Feld Sexarbeit lassen sich Veränderungen von Stadtpolitik besonders gut ablesen. Der Neoliberalismus ist nicht prude – von herrschenden Sexualnormen Abweichende werden aber entlang ökonomischer Logiken inkludiert. Zugleich sind es gerade Städte, die in umgekehrter Logik, „kosten-trächtige“ Menschen ausschließen. So forderten die Kommunen seit 2013 Sozialleistungsausschlüsse für Osteuropäer*innen – im Sexgewerbe die größte Migrant*innengruppe. Die mangelnde soziale Absicherung erschwert das Nein-Sagen zu schlechten Arbeitsbedingungen.



Manfred Paulus

Menschenhandel und Sexsklaverei. Organisierte Kriminalität im Rotlichtmilieu

Promedia 2020, 208 Seiten, kart., 19,90 €

Als ehemaliger Kriminalhauptkommissar hatte Manfred Paulus sein ganzes Berufsleben mit den Geschäftsfeldern des organisierten Verbrechens zu tun, die sich rund um die Rotlichtmilieus breit gemacht haben. 30 Jahre lang widmete er sich der Bekämpfung des immer internationaler werdenden Menschenhandels, der aus Frauen und Kindern ausgebeutete Sexobjekte macht, Waren, die mitten in unseren Städten in erniedrigender Weise angeboten und nachgefragt werden.

Es ist ein in weiten Teilen kriminelles Milieu, in das der Autor seine Leserinnen und Leser entführt, eine ungewöhnliche Reise in die Welt des Frauenhandels und der Kinderpornographie. Dort herrschen Gewalt und Brutalität, die von Schlägen bis zu Morden reichen.



Jenny Künkel, Kathrin Schrader

Sexarbeit. Feministische Perspektiven

Unrast Verlag 2019

104 Seiten, kt., 7,80 €

„Obwohl viele Menschen sich selbst nicht vorstellen können, für einen Mindestlohn die Ausscheidungen fremder Menschen zu beseitigen, wird die Freiwilligkeit in der Pflege nicht infrage gestellt. Hingegen wird die Bereitschaft, sexuelle Bedürfnisse zu befriedigen, bei gleicher Ausgangslage immer nur als Folge von Not, Gewalt oder eines schlechten Charakters interpretiert.“ – Aus dem Vorwort von Kathrin Schrader

Das Thema Sexarbeit ist hoch umkämpft. Das Buch vereint unterschiedliche Zugänge zu dem aufwühlenden Thema und arbeitet aktuelle Debatten und Gesetze auf. Dabei kommen auch Sexarbeiter*innen selbst zu Wort. Bisweilen werden feministische Perspektiven auf eine Forderung nach Abschaffung von Prostitution reduziert. Das Buch zeigt, dass Feminismus nur im Plural existiert und intersektional zu denken ist. Das heißt, dass z.B. auch Klasse und Nationalität berücksichtigt werden müssen. Dementsprechend verknüpfen die Sexarbeiter*innen im Band ihre Forderungen mit Arbeitskämpfen, Trans*- und Queer-Aktivismus, den Kämpfen der Migration oder Care-Revolution.

Lockdown in der Hose. Essay

Florian G. Mildenberger

Genital Lockdown. Essay

Abstract

The Covid-19 pandemic brought public life in Germany to a standstill. In the metropolis of Berlin, couples, families and singles were suddenly confronted with the problem that social relationships they had been accustomed to until then and security in general including job opportunities were reduced to a minimum. Based on a small cohort of 6 members of the digital service industry („hipsters“), 6 Muslim family men working in the industrial sector and 5 gay men, all of whom were around 30 years old, the present study examined how over a period of four weeks (April/May 2020) sexuality in relationships and families changed as a result of the pandemic. **Keywords:** Covid-19 pandemic, Sexual frustration, Relationship problems, Berlin

Zusammenfassung

Die Covid-19 Pandemie brachte das öffentliche Leben in Deutschland zum Erliegen. In der Metropole Berlin sahen sich Paare, Familien und Singles auf einmal mit dem Problem konfrontiert, dass bislang gewohnte soziale Beziehungen, aber auch Sicherheiten und Arbeitsmöglichkeiten reduziert waren. Anhand einer kleinen Kohorte von 6 Mitgliedern der digitalen Dienstleistungsbranche („Hipster“), 6 muslimischen Familienvätern, die im industriellen Sektor arbeiten und 5 schwulen Männern, die alle etwa 30 Jahre alt waren, wurde untersucht, wie im Laufe von vier Wochen (April/Mai 2020) sich die Sexualität in Beziehungen und Familien durch die Pandemie veränderten.

Schlüsselwörter: Covid-19 Pandemie, sexuelle Frustration, Beziehungsprobleme, Berlin

Vorab

Die im Volksmund „Corona“ und wissenschaftlich Covid-19 genannte Erkrankung brachte das öffentliche Leben in Deutschland seit Mitte März 2020 zum Erliegen. Die faktische Außerkraftsetzung garantierter Grundrechte (Bewegungsfreiheit, Demonstrationsrecht, Freiheit der Berufswahl etc.) sowie die Unmöglichkeit, dagegen zu protestieren und die volksgemeinschaftsähnliche Bereitwilligkeit sämtlicher gesellschaftlicher Akteure, sich diesem hygienischen Diktat zu fügen, hatten weitreichende Konsequenzen

– auch für die sozialen Beziehungen der Bevölkerung, einschließlich für das Sexualleben.

Im April/Mai 2020 machte ich eine informale Studie über die Folgen der durch die Pandemie verursachten Änderungen im sozialen, familiären und sexuellen Leben bei drei Gruppen der Berliner Gesellschaft, die ich nachfolgend in Form eines Essays wiedergebe.

Berlin. Metropolis von Vergnügen, Verwaltung und Vielfalt. Sonntag, 5. April 2020, 15 Grad, Sonne:

Die Straßen sind seit Tagen leer, der öffentliche Nahverkehr ausgedünnt, Bibliotheken, Ämter, Kneipen, Discos, Clubs, weite Teile des Einzelhandels, Kultureinrichtungen und Gotteshäuser sowie Spielplätze, Kitas und Schulen sind geschlossen. Die Polizei kontrolliert in Parks und Grünanlagen, wer sich dort aufhält und verhängt Bußgelder. Noch gibt es keine Maskenpflicht – diese kommt erst am 27. April als die Neuinfektionsrate bereits deutlich gesunken ist und zu diesem Zeitpunkt vor allem dazu beiträgt, den Unmut über Verwaltung und Polizei zu steigern.

Zugleich ist der 5. April der Beginn einer kleinen qualitativ-quantitativen Studie, die in Schöneberg und Neukölln stattfindet. Befragt werden zufällig ausgewählte Spaziergänger der Altersgruppe ± 30 auf dem Tempelhofer Feld („Hipster“), dem Volkspark Hasenheide („Türken“) und am Viktoria-Luise-Platz („Schwule“). Im Folgenden H-, T- und S-Gruppe (6 : 6 : 5). Nachdem eruiert wurde, dass die Befragten regelmäßig hierherkommen und so die Möglichkeit besteht, sie eine Woche später wieder zu treffen, werden jeweils 5-6 Personen ausgewählt, zu denen noch jeweils 2-3 Begleitpersonen dazu kommen (Lebensgefährtin/Lebensgefährtin/Kinder/Mutter). Es zeigt sich, dass sämtliche Befragten ihre Situation „positiv“ einschätzen: das Home-Office funktioniert bzw. die Kurzarbeit. Man hat mehr Zeit füreinander. Die Kinder sind besonders begeistert. Das Erkrankungsrisiko wird gering eingeschätzt. Alle haben sich mit Netflix-Abos versorgt. Vorratskäufe wurden – etwas verschämt – eingeräumt. Sexspielzeug ist kein Thema, auch wenn in der Presse schon Berichte über den Anstieg bei Verkäufen auftauchen (Condoms, 2020).¹

Sonntag, 12. April. Nach kalter Nacht ist es angenehm warm, aber das Gesprächsklima hat sich geändert. Die weitaus meisten Befragten (14 von 17) tragen eine Maske

¹ Condoms and sex toys in demand from social isolators. Financial Times, 2.4.2020. <https://www.ft.com/content/80e11807-3e0d-4867-9b42-bbe959a071a9>

und gehen auf Abstand. Die Kinder sind zuhause – offiziell, um sie keinem Risiko auszusetzen. Doch im Laufe des Gesprächs zeigt sich, dass es eher darum geht, dass die Eltern einmal für sich sein wollen. Und sich aussprechen müssen. Weil es nicht mehr ganz so harmonisch ist. Alle Zimmer sind aufgeräumt, der Balkon renoviert, aber auch alle Unterhaltungsmöglichkeiten aufgebraucht. Es gibt keine Privatsphäre in den Wohnungen – postmodernes Familienleben im Dienstleistungsjahrhundert funktioniert dort, nur wenn die Familie nicht vollständig zuhause ist. Die Schließung der Schulen und Kitas zehrt an den Nerven der Eltern. Sex findet nicht mehr statt. Weder bei der H-Gruppe noch bei der T-Gruppe.

Als ich den Volkspark Hasenheide verlasse, werde ich angehupt. In einem Minivan sitzen sechs Frauen unterschiedlicher Herkunft. Das gibt es häufiger, es nennt sich „Girltour“ – Ehefrauen und Freundinnen unternehmen gemeinsam eine Shopping-Tour, weil die Männer oder Gefährten dafür keine Lust haben. Aber jetzt ist es mehr als das. Die Frauen fliehen für ein paar Stunden von zuhause. Weil der Ton aggressiver geworden ist und den Männern die Fluchtmöglichkeiten in die Shisha-Bar, zum Bauchtanz, ins Puff, zum Fußballclub, ins Fitness-Studio völlig fehlen. Die Frauen vermissen die Nachbarschaftsgruppe, das Bummeln. Die S-Gruppe leidet unter dem Fehlen jeder großstädtischen Vergnügung, dafür wurde Grindr und Gayromeo verstärkt genutzt (5 von 5). Bizarre Geschichten werden kolportiert, von hängen gebliebenen asiatischen Touristen, die beim Sex Mundschutz tragen gegen „Corona“, aber für das Berlingefühl auf das Kondom verzichten wollen.

Sonntag, 19. April. 12 Grad. Die Stimmung ist bei allen Befragungsgruppen gesunken (17 von 17). Anders als üblich fällt auf, dass die Zahl der Studienteilnehmer nicht sinkt, sondern eher steigt. Zwei Mitglieder der H- und drei der T-Gruppe haben einen Begleiter mitgebracht, der sich einbringt. Die Leute wollen reden. Und das nicht mit ihrem Partner. Gestresste Familienväter reißen sich die Maske vom Gesicht (5 von 6), sobald die Bezugsgruppe außer Sicht ist und werden deutlich: der Neid auf den Nachbarn, der sich eine Sexpuppe bestellt hat. Die Schwierigkeiten, das Eintreffen des Amazon-Paketes mit Gleitgel, Poppers oder Pornos so zu koordinieren, dass der männliche oder weibliche Partner davon nichts erfährt. Die Unmöglichkeit, sich wie bisher unerkannt mit Drogen oder Alkohol zu versorgen, zehrt an den Nerven, führt zu Gewaltausbrüchen. Eine Partnerin der H-Gruppe ist ins Frauenhaus geflohen, ein Mann der T-Gruppe hat erstmals in seinem Leben psychologische Beratung gesucht. Der *Joyclub* („sexpositive Community“) erfreut mit Berichten über den Kaufrausch

der Deutschen bei Sexspielzeug. Sexratgeber laufen gut in der Buchhandlung ums Eck. Bei der S-Gruppe stellt sich der Rückzug aufs Sofa ein (5 von 5). Man hat keine Lust bei Sex-Dates nur über die Pandemie zu reden. Alle drei Gruppen haben drückende Sorgen: der anstehende Verlust des Arbeitsplatzes, die mangelhafte Zahlungsmoral von Kunden und die Frage, woher das Geld für die nächste Abzahlungsrate fürs Eigenheim kommen soll (16 von 17). *Sex Doll Genie*, der größte Händler für Sexpuppen, ein amerikanisches und europäisches Familienunternehmen, meldet am 22. April einen „beispiellosen Anstieg der Nachfrage“. Die drei meistverkauften Puppen-Designs sind die abenteuerlustige Überlebenskünstlerin *Frankie*, *H-cup*, *Daria* und die männliche Puppe *Lucas*. Telefonanrufe und SMS-Nachrichten hätten in den USA um 85 % zugenommen, wobei täglich mehrere hundert Live-Chat-Anfragen gestellt werden.

Sonntag, 26. April. Das gute Wetter kann nur wenig über die schlechte Stimmung hinwegtäuschen. Psychologischer Rat wird häufiger gesucht bei allen Gruppen (9 von 17). Beziehungen zerbrechen. Eine offenbar zunehmende Zahl an selbständigen Huren bietet ihre Dienste zu gehobenen Preisen an, was auf Zuspruch stößt. Männer nutzen den öffentlichen Nahverkehr, um einfach mal „abschalten“ zu können. Frauen treffen sich mit Freundinnen. Die Kinder sind mindestens so entnervt wie ihre Eltern. Der Regelverstoß gegen Hygiene-Anordnungen nimmt zu, das Tragen von Masken im Supermarkt, der S-Bahn, im Bus oder beim Spaziergang wird demonstrativ verweigert (6 von 17). Alle Beteiligten räumen ein, dass sie die Bedeutung eines Sexlebens für ihr Glückseligkeit unterschätzt haben. Auch der Begriff „Privatsphäre“ wird in allen Gruppen höher bewertet als zuvor. Zugleich wird bisweilen eingeräumt, nun die eigentlichen, im eigenen Unterbewusstsein bislang schlummernden, sexuellen Fantasien erkannt zu haben. Es ist fraglich, ob diese in den bestehenden Beziehungskonstellationen ausgelebt werden können. Die meisten Befragten berichten über zunehmende zwischenmenschliche Aggression in der Nachbarschaft. Das Nachtleben wird am meisten vermisst. Mehrere Befragte (5 von 17) räumen ein, an Gewicht zugelegt zu haben („Kummerspeck“).

Sonntag, 3. Mai. Das zunehmende Grün in den Parkanlagen erleichtert spontane zwischenmenschliche Kontakte. Gleichwohl bleibt die sexuelle Stimmung gedrückt. Ersatzbefriedigungen wie Masturbation, Alkohol oder Nikotin verlieren ihre Anziehungskraft. Die Leute wollen auch nicht mehr über die Situation reden. Ein allgemeiner Ermüdungseffekt stellt sich ein bis hin zur Apathie. Abbruch der Studie.

Autor

Prof. Dr. Florian Mildenberger, Institut für Geschichte der Medizin der Robert Bosch Stiftung, Straußweg 17, 70184 Stuttgart, www.igm-bosch.de, e-mail: florian.mildenberger@igm-bosch.de

Ehrung für Professor Dr. med. Piet Nijs – Ernennung zum „DGSMTW-Senior-Professional“*

Gotthart Kumpan

Die *Deutsche Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft* (DGSMTW) hat am 24. April 2018 eine Zertifizierungsordnung für ihre Mitglieder eingeführt, deren Ziel es ist, die Qualität der Beratung, Untersuchung und Behandlung sexueller Störungen nachhaltig zu gewährleisten und kontinuierlich zu verbessern. Dabei können die Mitglieder der DGSMTW sich besondere fachliche Kompetenz durch externe Überprüfung bestätigen lassen. Dafür sind die Qualifikationsstufen „DGSMTW-Praktitioner“, „DGSMTW-Master“, DGSMTW-Specialist“ und „DGSMTW-Expert“ vorgesehen. Um entsprechend eingestuft zu werden, müssen bei der DGSMTW ein entsprechender Antrag gestellt, eine Gebühr bezahlt und entsprechende Belege vorgelegt werden, – soweit frei zitiert aus der Zertifizierungsordnung.

Darüber hinaus gibt es noch den Ehrentitel „DGSMTW-Senior-Professional“. Hierbei handelt es sich um einen Titel, den man nicht beantragen kann. Er wird – laut Zertifizierungsordnung auf Beschluss von Vorstand und Beirat an Personen für eine bedeutende Tätigkeit in Klinik, Forschung und Lehre im Indikationsgebiet der Fachgesellschaft verliehen und vom Vorstand überreicht.

Es ist eine Ehre für unsere Gesellschaft, Herrn Prof. Dr. Piet Nijs, der bereits Ehrenmitglied unserer Gesellschaft ist, mit dem Titel „DGSMTW-Senior-Professional“ auszeichnen zu dürfen. Ein „Senior-Professional“ ist gewissermaßen ein „Leuchtturm“, der dem „Schiff“ DGSMTW hilft, die richtige Fahrtrichtung zu finden. Du, lieber Piet, bist ein solcher „Leuchtturm“!

Zur Vita von Prof. Nijs:

Am 7. Juni 1937 wurde Piet Nijs in der ältesten Stadt Belgiens, Tongeren, in Flandern, geboren. Er studierte Medizin, Philosophie, Psychologie, Sexuologie und Sportwissenschaften an der *Katholischen Universität Leuven*. Es folgte eine Weiterbildung am *Giese-Institut* in Hamburg. Nach seiner Rückkehr nach Belgien konnte er, wohlwollend gefördert von dem damaligen Leiter der *Universitätsfrauenklinik der Katholischen Universität Leuven*, Professor Renaer, als Psychiater eine eigene Abteilung für Psychosomatik und eine Abteilung für Sexualtherapie in der Universitätsfrauenklinik einrichten.

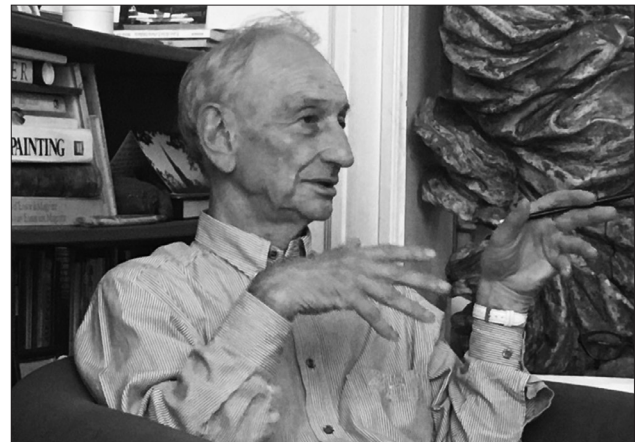


Foto: Dr. Viola Pinske-Köper (Leuven im August 2019)

Seit Ende der 60er Jahre wurden in Leuven, innerhalb der Frauen-Klinik, von dem Psychiater Piet Nijs Patientinnen mit beispielsweise chronischen Unterbauchschmerzen oder Sexualstörungen in Folge körperlicher Erkrankungen behandelt. Ein ähnliches Konzept gab es in Deutschland zu dieser Zeit nur in Düsseldorf.

In den „Nach-68er-Jahren“ und wohl unter dem Eindruck des *II. Vatikanischen Konzils* waren seine Publikationen zu den psychosomatischen und sexualtherapeutischen Fragen der „Pille“, des Schwangerschaftsabbruchs, der Sterilisation, der Adoption, der Donorinsemination, der Sexualität generell und der Partnerschaft richtungsweisend.

Bereits 1969 begründete er gemeinsam mit Jos van Ussel das *Forschungszentrum für Sexuologie* in Leuven.

1972 gründete er die *Flämische Vereinigung der Sexologen*, deren Ehrenmitglied er noch heute ist.

1975 war er Mitbegründer der *European Federation of Sexuology*, deren Goldmedaillenträger er ist.

Die *Deutsche Gesellschaft für Psychosomatik in Frauenheilkunde und Geburtshilfe* (DGPF), unsere Schwes-tergesellschaft, ernannte ihn zum Ehrenmitglied.

Er ist Mitglied und Mitbegründer der *International Society of Prenatal Psychology*.

Piet Nijs ist Träger der goldenen Medaille und Ehrenbürger von Kos in Griechenland. Im Jahr 2000 war Piet Nijs Mit-Organisator des *European Symposium* auf Kos. Gerne erinnere ich mich an die hochinteressanten

* Laudatio zur Jahrestagung der DGSMTW am 23.11.2019 in Berlin.

Vorträge unter der Platane des Hippokrates und im Asklepeion von Kos über das „Bio-psycho-soziale“ Konzept der alten Griechen.

In den 80er Jahren fanden in der *Universitätsfrauenklinik Düsseldorf*, über 10 Jahre von Hans Molinski initiiert, Kurse zur „Bio-psycho-sozialen Sprechstunde des niedergelassenen Arztes“ statt. Teilnehmer waren damals überwiegend Frauenärzte. Ausbilder waren Hans Molinski, Walter Dmoch, Dieter Höffken, Ilse Rechenberger, Dietmar Richter und Piet Nijs. Das Konzept dieser Kurse hat später unsere Gesellschaft für ihre Curricula, an denen ebenfalls Piet Nijs als Ausbilder in Düsseldorf teilgenommen hatte, übernommen.

Es ist zu vermuten, das Piet Nijs' damalige Erfahrung mit der etwas sterilen Atmosphäre der Universitätsklinik mit dazu beigetragen hat, dass bei dem, zusammen mit Dietmar Richter begründeten, sexualmedizinischen Curriculum nicht auf das Konzept der 1-mal im Monat stattfindenden Wochenendkurse über 1½–2 Jahre in einer Universitätsklinik zurückgegriffen wurde, sondern dass 1-wöchige Kompakt-Seminare, in dem sehr viel mehr zu intensiver Arbeit anregenden und vor allem auch mehr Möglichkeiten zu menschlicher Begegnung bietenden wunderbaren Ambiente einer Finca in Mallorca, den Vorzug erhielten.

Piet Nijs ist auch Ehrenbürger von Bad Säckingen und Montpellier. Gemeinsam mit Dietmar Richter begründete er das *European Symposium on Psychosomatic Obstetrics and Gynecology*, das alle 2 Jahre, insgesamt 7-mal, an verschiedenen Plätzen in Europa stattfand.

Er ist Mitbegründer der *European Society of Dance-Therapy*, Mitglied im *American Board of Sexology*, der IS-POG, der *European Federation of Sexology*, der DGfS, ein Resultat seiner Weiterbildung am *Giese-Institut*.

Anfang der 90er Jahre verlieh ihm die polnische *Academy of Science* (Department of Sexology), auf Betreiben von Professor Kazimierz Imielinski, dem Begründer der Sexologie in Polen einen Ehrendokortitel.

Nicht zuletzt ist Professor Nijs Ehrenmitglied unserer Gesellschaft

Es muss fast nicht mehr erwähnt werden, dass er Mitglied in Redaktionen von wissenschaftlichen Zeitschriften und wissenschaftlicher Beirat in mehreren Journalen ist und auch in Radio- und Fernsehsendungen zu Fragen aus dem Gebiet der Psychiatrie, der Psychosomatik, der Sexualwissenschaften und der Psychotherapie Stellung nimmt.

Piet Nijs ist Autor von 35 Büchern und über 500 weiteren Publikationen. Dabei reicht das Spektrum seiner Arbeiten von der Beschäftigung mit der Mystik am Niederrhein, mit Sagengestalten – ich entsinne mich noch an Erörterungen der Rolle der „Kondwiramur“ bei den Reifungsschritten im Leben von „Parsival“ – bis zu Büchern über psychosomatische Aspekte der oralen Kontra-

zeption, die Tanztherapie, den Kuss, die Kunst des Zuhörens, Erotik und Spiritualität, „Die Kunst der gelungenen Beziehung“ oder das Buch mit dem Titel: *Dein Werk ... Dein Leben?* – über sexuelle Langeweile und erotischen Burnout, bis zu der Gesamtausgabe seiner deutschen Publikationen (bis 2004), die unter dem Titel: *Therapie als Begegnungskunst* erschienen. Sein neuestes Buch *Liebe in Zeiten ohne Zeit* erscheint im Dezember diesen Jahres. Es würde den Rahmen sprengen, wollte ich alle wichtigen Buchtitel hier auflisten. – Ein gigantisches wissenschaftliches Werk!

Aber auch der Lehrer und Mensch Piet Nijs ist höchst bemerkenswert. Er verfügt über ein geradezu unerschöpfliches Wissen und ist dabei von größter Bescheidenheit. Er ist ein liebender Vater seiner 9 Kinder, in der Jugend Stabhochspringer, heute Zimmermann seines kleinen „Schlössleins“, begabter Zeichner und Maler, Freund barocker Musik und Liebhaber klassischer Kunst. Für uns war er ein großartiger Mentor bei unseren Schritten zu einer neuen Sexualmedizin.

Auf die Frage, welcher psychoanalytischen Schule er sich mehr verbunden fühle, Sigmund Freud oder Carl Gustav Jung, sagte er: „Ich bin Lacanianer“ und bezog sich dabei auf Lacans Neuinterpretation der Schriften Freuds und auf Lacans Ausführungen zu Kunstaspekten der Psychoanalyse, und: „Ich bin von Szondi beeinflusst“, damit meinte er den bio-psycho-sozialen Arbeitsansatz Leopold Szondis, des Begründers der Schicksalsanalyse. Er erzählte auch: „Meine erste Buchbesprechung betraf ein Buch von Cremerius“, dem seinerzeitigen Ordinarius in Freiburg, einem Vorkämpfer der Interdisziplinarität. Sein Studium begann Piet Nijs in Leuven mit einer Vorlesung über Thure von Uexküll. In unseren Gruppensitzungen hat er uns unter anderem mit den Gedanken von Viktor Frankl, dem Begründer der 3. Wiener Schule, bekannt gemacht.

In der Begegnung mit Piet Nijs bedeutete das alles – Optimismus, positives Denken, Hoffnung schenken, Begegnungsfreude, Freundschaft, wohlthuende Arbeitsatmosphäre in einem wunderbaren Ambiente, eine Möglichkeit zu regenerieren, Kraft und Lust für den Alltag zu tanken. Die Sitzungen in Leuven waren ein Genuss. Nach Lacan ist das „Genießen“ eine bestimmte Weise des Subjektes seine Triebökonomie und damit sein Dasein zu organisieren.

Bei Wikipedia heißt es zu Piet Nijs: „In Bezug auf die Sexualität nahm er immer eine ‚völlig menschliche‘ Position ein, die über die Sexualität im engeren Sinne hinausgeht, wobei er auf Intimität, Erotik wie (non)verbale ‚Sprache‘ und Liebeskunst achtete“.

Piet Nijs ist ein Künstler, sowohl mit dem Zeichenstift als auch im Gebrauch des Wortes, einfühlsam und humorvoll. Auf ihn gehen die Sätze zurück: „Im Humor

wohnt das Glück der Fülle“ und „Ein Tag ohne Lachen ist wie ein Tag ohne Sonne“.

Bei unserer letzten Sitzung in Leuven habe ich die Gruppe gebeten zusammenzutragen, wie sie Piet Nijs und die Gruppenarbeit erlebt haben und was sie besonders hervorheben möchten. Die Antworten: Entschleunigung – sehr differenziertes nachhaltiges Wahrnehmen des Gegenüber, leise, weise – anregend wie Champagner – Kunst der Langsamkeit – sprechende Hände – zeitlos – fruchtbar, befruchtend – tiefgründig, ausgleichend – humorvoll, Schalk im Nacken – spielerisch, verschmitzt – warmherzig.

Und ich kann mich nur Dietmar Richter anschließen, der hervorhob, Piet Nijs verfüge über eine besonders warm-

herzige Art die Wertschätzung für sein Gegenüber auszudrücken, er beherrsche die Kunst, Ärger kreativ fruchtbar zu machen, und wir verdankten Piet Nijs die Erkenntnis: „kann man zärtlicher berühren als über das Ohr“ und „der Mund ist zum Küssen da!“ „Ein Paar, das sich nicht mehr küsst, deren Beziehung hat eine schlechte Prognose“.

Piet Nijs hat uns eine neue Sexualmedizin, nicht nur akademisch abstrakt, sondern auch mit dem ganzen Reichtum seiner Persönlichkeit gelehrt. Seine Lehre hat unseren Praxisalltag nachhaltig verändert. Dafür gilt es, Dir lieber Piet, heute besonders Dank zu sagen!

Zu Recht ehrt Dich heute die Gesellschaft mit dem Ehrentitel: „DGSMTW-Senior-Professional“!
Herzliche Glückwünsche!

Call for Papers

Revolution der Paarbeziehungen? Der Wandel des Beziehungslebens in Bundesrepublik und DDR

Ort	Potsdam
Veranstaltungsort	Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung, Am Neuen Markt 9d, 14467 Potsdam
Veranstalter	Dr. Michael Homberg, ZZf Potsdam; PD Dr. Christopher Neumaier, ZZf Potsdam/Helmut-Schmidt-Universität Hamburg
Datum	11.03.2021 - 12.03.2021
Bewerbungsschluss	15.08.2020

Zwischen den 1950er Jahren und den 1990er Jahren hat sich das Beziehungsleben in Bundesrepublik und DDR – sowohl mit Blick auf die Wege der Anbahnung von Beziehungen als auch die Praxis des Zusammenlebens und die Muster der Trennung von unverheirateten und verheirateten Paaren – fundamental gewandelt. Wie „revolutionär“ aber war diese Verwandlung? Immerhin blieben Paarbeziehungen trotz aller Veränderungen für das Leben der Menschen in Ost- und Westdeutschland zentral. Die zeithistorische Forschung hat das Beziehungsleben in Ost und West und seine neuralgischen Phasen – Kennenlernen, Zusammenleben, Trennung – bisher nur am Rande diskutiert. Hier will die geplante Tagung ansetzen, indem sie die Beziehungsdynamiken und das Intimleben verheirateter und unverheirateter Paare und Singles in Ost- und Westdeutschland aus kultur-, sozial- und gesellschaftshistorischer Perspektive in den Fokus rückt. Dazu sollen die historisch gewachsenen Muster der Partnerwahl und der Beziehungsgestaltung in Ost und West in den Blick genommen werden, in denen sich bis heute abweichende Einstellungen gegenüber Kohabitation, Ehe und Scheidung, aber auch unterschiedliche Praktiken partnerschaftlichen und familialen Verhaltens widerspiegeln.

Mit der Geschichte der Paarbeziehungen greift die Tagung aktuelle Fragen der Zeitgeschichtsschreibung nach dem Verhältnis von Liebe und Romantik im 20. Jahrhundert, dem Wandel von Familienbildern und Geschlechterrollen nach 1945, der Geschichte der Sexualität, der Ehe- und Paarberatung und der Medien der Liebes- und Paarkommunikation, sowie der Präsenz von „Gefühlen“ in Partnerwahl und Beziehungsgestaltung auf. Zugleich will sie bislang wenig beleuchtete, im Schatten des Ideals der Ehe und der aus ihr hervorgehenden Kernfamilie stehende Phänomene wie von der Norm abweichende Paarbeziehungen, Formen und Phasen des Alleinseins und Alleinlebens, die Rolle der wachsenden Gruppe der „Singles“, aber auch die „Intimität“ und „Sexualität“ außerhalb von Paarbeziehungen, sexuelle Isolation oder Devianz diskutieren.

Ausgehend von der Frage, ob (und in welchem Sinne) von einer „Revolution“ der Paarbeziehungen in der Bundesrepublik und der DDR gesprochen werden kann, will die geplante Tagung der Frage nachgehen, was es bedeutete, in West- und Ostdeutschland „Single“ zu sein und wie sich die Praxis der Paarwerdung und -beziehung über den engen Kreis verheirateter Paare hinaus gestaltete. Dies soll in drei Schritten geschehen:

1.) Wie lernten Singles ihre potentiellen Partner/innen kennen und was motivierte die Paarwerdung? Hier mögen sowohl die Praxis, als auch die Räume, Medien und Techniken der Suche angesprochen werden. Zudem können die Ideale, Politiken und Praktiken von Paarbeziehungen, ihre sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen und die politischen, rechtlichen und kulturellen Normen, die die Akzeptanz und Ausgestaltung des Zusammenlebens prägten, thematisch werden.

Weitere Informationen unter: https://www.hsozkult.de/event/id/termine-43203?utm_source=hskhtml&utm_medium=email&utm_term=2020-7&utm_campaign=htmlidigest



Kate Devlin

Turned on Intimität und Künstliche Intelligenz

wbg Theiss 2019

240 Seiten, kt., 18,99 €

Haben Sie schon mal mit Alexa geflirtet? Ihr Navi beschimpft? Hat Ihr Kind ein Tamagotchi gepflegt? Auch menschliche Grundbedürfnisse wie Intimität und Sexualität werden durch die Technisierung unserer Welt beeinflusst. Ethische Fragestellungen, grundlegende Überlegungen, was den Menschen eigentlich ausmacht, aber auch Fragen der Datensicherheit werden in diesem Bereich besonders virulent.

Kate Devlin ist KI-Forscherin, betrachtet die Beziehungen zwischen Mensch und Technik aber nicht aus einer rein technischen Perspektive. Sie geht allen Fragen ohne Scheu und falsche Scham nach: zurück bis in die Antike, um die Entwicklung von Sexspielzeug nachzuzeichnen, im Gespräch mit Herstellern und Benutzern von Sexrobotern und bei der Entwicklung eigener Ideen, wie uns künstliche Intelligenz bereichern kann. Sie zeichnet ein realistisches Bild dessen, was möglich ist, und fordert dazu auf, die Gestaltung der künstlichen Intelligenz nicht den Großkonzernen zu überlassen.



Anna-Verena Nosthoff, Felix Maschewski

Die Gesellschaft der Wearables: Digitale Verführung und soziale Kontrolle

Nicolai Publishing & Intelligence 2019, 120 Seiten, kart., 18 €

Die digitale Technik steckt voller Widersprüche: Neue smarte Geräte wie die Apple Watch, Fitness- oder Health-Apps werden als emanzipativ gefeiert und mit den Versprechen der Unabhängigkeit, Selbstbestimmung und Freiheit aufgeladen. Doch allzu häufig formen diese Wearables eine Realität, die sich durch Überwachen, Vermessen und Tracken bestimmt. Anna-Verena Nosthoff und Felix Maschewski gehen dieser paradoxen Dynamik nach und zeigen auf, wie die Dialektik von Freiheit und Kontrolle ein neues Welt- und Selbstverständnis prägt. Dabei gerät nicht nur das technisch umgarnte Individuum in den Blick, sondern auch das quantifizierte Kollektiv – eine Gesellschaft, die sich im Namen der Freiheit zu immer mehr Kontrolle verführt. Höchste Zeit, sich in der Kunst zu üben, nicht so profiliert, quantifiziert und datiert – »nicht dermaßen regiert zu werden«.



Christa Binswanger

Sexualität – Geschlecht – Affekt

Sexuelle Scripts als Palimpsest in literarischen Erzähltexten und zeitgenössischen theoretischen Debatten

transcript Verlag 2020

328 Seiten, kart., 50 €

Unterscheiden sich Männlichkeit und Weiblichkeit in der Sexualität? Sind Begehren und damit einhergehende Affekte geschlechtsspezifisch?

Christa Binswanger untersucht die Wechselwirkung von Sexualität, Geschlecht und Affekt in deutschsprachiger Literatur von 1954 bis 2008. Sexuelle Scripts dienen ihr auf intrapsychischer, interpersoneller und kultureller Ebene als Analyseinstrument für ausgewählte literarische Texte, die historisch eingeordnet und einem queer reading unterzogen werden. Die Metapher des Palimpsests veranschaulicht dabei die Verflechtung sexueller Scripts mit Konzepten von Männlichkeit und Weiblichkeit.

„Ich hatte virtuellen Sex mit dieser weiblichen Figur“

Christoph J. Ahlers, Brenda Strohmaier, Sophie Wennerscheid

Wie begehren wir in Zukunft? Eine Kulturwissenschaftlerin und ein Sexualwissenschaftler sprechen über Sex im Jahr 2030 – und über Männer, die Puppen anbeten. Diese Puppen sollen zukünftig nicht nur für Geschlechtsverkehr gut sein. „Liebe deinen Sexroboter wie dich selbst“ – ist das bald ein Motto unserer Beziehungen? Im Rahmen der ICONIST-Veranstaltung „Sex Education“* diskutierten die Kulturwissenschaftlerin und Autorin (*Sex Machina*) Dr. Sophie Wennerscheid mit dem Sexualwissenschaftler und Autor (*Himmel auf Erden*) Dr. Christoph J. Ahlers in der Berliner Urania über die Zukunft des Begehrens – und unseres Sexlebens. Nicht nur die Moderatorin Dr. Brenda Strohmaier hatte dazu etliche Fragen, auch das Publikum war überaus wissbegierig.

Brenda Strohmaier: Welche Rolle wird die Maschine künftig im Liebesleben spielen?

Sophie Wennerscheid: Da müssen wir erst mal klären, was meinen wir, wenn wir von Maschinen sprechen? Wenn wir an Maschinen und Sexualität denken, ist es naheliegend, nicht nur an einen Gegenstand zu denken, sondern auch daran, wie der Mensch an die Maschine angekoppelt wird. Wie und was sich da in der Zukunft weiterentwickelt, ist schwer zu sagen. Für mein Buch *Sex Machina* habe ich mich zwar auch mit sogenannten Sexrobotern beschäftigt, ich finde das allerdings einen schwierigen Begriff, denn diese gibt es, würde ich sagen, noch nicht.

BS: Ich habe heute bei Amazon geschaut, da gibt es diverse Sexroboter-Angebote von 50 bis 3000 Euro ...

SW: Es kommt darauf an, was wir unter einem Roboter verstehen. Es gibt Puppen mit Silikonhaut, die dem Menschen lebensähnlich nachgebildet sind. Aber um echte Roboter zu sein, bräuchten diese Puppen eine gewisse Teilautonomie, ein eigenständiges Agieren. Das haben sie bisher nicht oder nur sehr rudimentär. Die Ausgefallenen haben eine Gesichts- oder Spracherkennungssoftware. Es gibt noch keine Sexroboterindustrie, sondern einzelne Unternehmen, die mit recht begrenzten Mitteln arbeiten.

* „Sex Education“ ist eine Veranstaltungsreihe der Berliner Bildungsinstitution Urania. Die Idee dabei ist, praxistaugliches Wissen seriös und unterhaltsam zugleich auf die Bühne zu bringen. Die Veranstaltung wurde präsentiert von ICONIST, dem Mode- und Lifestyle-Magazin von WELT. Der vorliegende Gesprächstext ist am 12.03.2020 zuerst auf welt.de veröffentlicht worden.

BS: Wir sprechen aktuell also eher noch über Sexpuppen als über Sexroboter?

SW: So sehe ich das.

BS: Inzwischen gibt es auch männliche Sexpuppen, Puppenbordelle und selbst die „Ärzte Zeitung“ beschäftigt sich damit, ob Sexpuppen vielleicht bald von der Kasse verschrieben werden könnten. Haben wir bald alle eine Sexpuppe zu Hause?

SW: Vorstellen kann man sich vieles. Ich glaube allerdings nicht, dass das die Sextechnologie der Zukunft ist. Das Thema lenkt von den eigentlich interessanten Fragen ab, wie beispielsweise nach unserem Verhältnis zum Smartphone und zum Internet. Wie wir diese Art von Maschinen nutzen, um mit anderen Menschen sexuell aktiv zu werden.

BS: Lassen Sie uns dennoch erst bei den Puppen bleiben. Ich habe gelernt, dass es auch einen Puppen-Fetisch gibt, Agalmatophilie nennt er sich. Herr Ahlers, haben Sie jemals einen solchen Fall in Ihrer Praxis gehabt?

Christoph J. Ahlers: Bisher noch nicht. Der Markt ist noch zu klein, die Produktionskosten zu hoch. Wenn wir in die industrielle Fertigung kommen und sich die technologische Entwicklung so weiter vollzieht wie in den letzten zehn Jahren, dann haben wir bald interaktionsfähigere Puppen, die mit einem explizit sexuell aufreizenden Habitus erscheinen. Ich bin sicher, dass es dafür eine große Nachfrage gibt.

SW: Dass es dafür eine Nachfrage geben wird, denke ich auch. In den USA gibt es jetzt schon eine ganze Gruppe von Menschen, das sind hauptsächlich Männer, die sich als Puppenliebhaber oder Puppenanbeter definiert haben, als „Idollators“. Der Begriff kommt vom englischen „doll“ (deutsch: Puppe) und dem Verb „idolisieren“. Sie setzen sich dafür ein, dass ihre sexuelle Präferenz als normale sexuelle Form anerkannt wird. Ich glaube dennoch nicht, dass der Sexroboter die sexuell interessante Technologie der Zukunft wird. Weder aus individualpsychologischer noch aus gesellschaftlicher Sicht.

BS: Und warum reden wir dann gerade darüber? Was fasziniert uns denn so daran?

SW: Es gibt verschiedene Erklärungsansätze. Eine Erklärung ist, dass wir ein Gegenüber wollen, über das wir verfügen können, über das wir Kontrolle haben.

BS: Ich habe gelernt, dass gerade junge Menschen Sexpuppen bevorzugen, die elfenartige, spitze Ohren haben.

SW: Das spielt in den zweiten Erklärungsansatz hinein, nämlich dass es um das Ausleben von Fantasien geht. Der erste Ansatz baut auf der These auf, dass wir in einer Zeit der Krise und Orientierungslosigkeit etwas brauchen, das uns Sicherheit gibt. Die maschinenhafte Puppe, die auf Knopfdruck das macht, was ich will, gibt mir das. Liebe ist ein sehr unsicheres Feld, der Roboter schafft die Möglichkeit, Liebe zu regulieren. Die andere Erklärung ist, dass wir in einer entzauberten Welt leben und uns für alles interessieren, was uns einen neuen, faszinierenden Push geben kann. Zwei konträre Ansätze, die vielleicht etwas paradox klingen, aber ich denke, an beiden ist etwas dran.

BS: Zum Glück haben wir einen Sexualpsychologen zu Gast. Herr Ahlers, warum faszinieren uns Sexroboter?

CJA: Aufgrund der Asymmetrie der Beziehungsgestaltung, die mit Tieren, Kindern und Puppen möglich ist. Was meine ich damit? Befragt man Menschen dazu, geben die meisten an, dass ihr Herz bei nichts anderem so unmittelbar und bedingungslos aufgeht wie gegenüber Kindern und Haustieren. Weil Haustiere und Kinder keine partnerschaftlichen Beziehungsanforderungen an uns richten. Wir können lieben und kümmern und versorgen, brauchen aber nicht als Beziehungspartner zur Verfügung zu stehen wie gegenüber unserem Mann oder unserer Frau. Und genau dieser Effekt existiert auch bei Puppen. Wir können sie lieben, ohne dass sie etwas von uns wollen oder fordern.

BS: Und was ist dann neu an der Liebe zu Robotern?

CJA: Erste mechanische Puppen gab es schon in der Barockzeit. Die Projektion auf die Puppe als Ersatzpartnerin und vermeintliche Erfüllerin aller meiner Bedürfnisse scheint dem Menschen innezuwohnen. Das einzig Neue, das ich sehe, ist die technische Erweiterung, dass diese Puppen zunehmend kommunikations- und interaktionsfähiger werden. Die Puppe oder der Teddy haben früher allenfalls „booh“ oder „ahh“ gemacht, wenn man sie geschüttelt hat, das war kommunikativ noch nicht so ganz befriedigend.

Mittlerweile wird bei den ersten Sexpuppenmodellen versucht, künstliche Intelligenz zu integrieren – etwa auf dem Niveau von Alexa oder ähnlicher sprachlicher Interaktionssoftware. Diese Puppen können Menschen das Gefühl geben, dass eine Kommunikation stattfindet.

SW: Kommunizieren Kinder mit ihren Puppen nicht auf eine sehr viel ausgefeiltere Weise? Immerhin sprechen sie als aktiver Mensch beide Stimmen. Das ist sehr viel fantasievoller, als mit einem Roboter zu kommunizieren, der mit rudimentärer Sprachtechnologie ausgestattet ist. So ausgefeilt die Technologie auch wird: Es bleibt eine Sprache, der Vielfalt, Nuancenreichtum und ironische Anspielungen fehlen werden.

CJA: Mir geht es als Humanwissenschaftler nicht vornehmlich darum, die Dinge zu bewerten, sondern sie zunächst erst einmal zu beschreiben. In der Online-Psychotherapie gibt es erste Studien, in denen computerisierte Algorithmen mit Patienten therapeutische Kommunikation betreiben haben, das heißt, die Patienten konnten ihre Nöte in einen Computer sprechen oder schreiben. Die Maschine – der sogenannte Bot (Kurzform von Robot(er)) – hat standardisiert darauf reagiert. Das wurde mit menschlichen Psychotherapeuten verglichen. Natürlich hat man erschütternde Diskrepanzen und eine haushohe Überlegenheit der menschlichen Therapeuten erwartet, aber das hat sich nicht gezeigt: Die Algorithmen, nach denen wir Kommunikation als erfüllend erleben, sind nicht übermäßig komplex. Wir haben ein Repertoire an Grundbedürfnissen, und wenn diese Bedürfnisse in der Kommunikation konsequent adressiert und validiert werden, bekommen wir das Gefühl, in einer Beziehung zu sein. Da Beziehungen eben nicht nur zwischen, sondern vor allem auch in uns stattfinden, gelingen dort Beziehungserfahrungen wie mit Stofftieren oder Kinderpuppen.

SW: Ich finde es hier wichtig zu erwähnen, dass das nur funktioniert, wenn wir uns als Menschen auf diese Maschinen einlassen. Und das macht etwas mit uns. Das werden diejenigen merken, die mit Alexa kommunizieren. Wir verändern unseren sprachlichen Habitus.

CJA: Richtig, wir müssen uns einlassen. Wie in jeder Beziehung. Und hier geht es darum, dass sich viele Menschen in realen Beziehungen überfordert fühlen. Echte Beziehungen sind ihnen zu anstrengend. Sie suchen Entlastung bei Ersatzpartnern. Das können virtuelle Partner im Internet sein, Haustiere und eben auch Puppen. Wenn die dann auch noch sexuell attraktiv aussehen, physisch stimulieren können, entsteht für manche die Frage: Was will ich mehr?

BS: Was ist denn so anstrengend in einer Beziehung?

CJA: Die Auseinandersetzung mit dem Erleben und Verhalten des anderen. In meiner Praxis erlebe ich vor allem, dass Menschen, die in Beziehungen leben, erschütternd wenig miteinander in Kontakt treten. Und verstörend wenig miteinander übereinander kommunizieren. Für je-

manden, der sich ohnehin mit partnerschaftlicher Beziehungskommunikation schwertut, ist es anstrengend, sich damit auseinanderzusetzen, was der andere denkt und fühlt und will. Es entstehen Anforderungen und Erwartungen, von denen ich mich überfordert fühlen kann. Das ist ein Grund, warum sich Menschen aus Beziehungen zurückziehen oder erst gar nicht in Beziehung treten. Und dann gibt es eine Puppe, die sexuell aufreizend aussieht, und ich kann mit ihr machen, was ich will. Und vor allem, ohne dass sie etwas von mir will. Auch haptisch fühlt sie sich überzeugend an: Silikonoberfläche, gut temperiert, mit genitalem Stimulationspotenzial, das menschliche sexuelle Interaktion und Potenz übersteigt. So betrachtet ist es doch verständlich, dass es für dieses Spielzeug ein Publikum geben wird.

SW: So, wie Sie das schildern, klingt das wie eine Warnung.

CJA: Ich finde, das klingt eher wie eine Werbung. Wenn ich beispielsweise Patienten frage, warum sie sich aus ihrer sexuellen Beziehung zurückziehen und stattdessen Pornografie konsumieren, sagen viele, dass nicht nur das Spektrum der sexuell erregenden Darstellungen überwältigend sei, sondern dass es am Ende eine Funktion gäbe, die sie „am allergeilsten“ fänden: den Off-Button. „Wenn ich fertig bin, drücke ich auf Off, muss ich nicht mehr aufpassen und zuhören, ich muss nicht mehr mitdenken, ich muss nicht mehr nachfragen.“ Das ist auch eine Realität von Maschinennutzung, die existiert und geschildert wird.

SW: Man kann eine solche pornografische oder anders technologisch gestaltete erotische Situation natürlich auch als Erweiterung sehen und sich darauf einlassen. Wenn wir die Möglichkeit haben, Puppen und Roboter zu gestalten, könnten wir mit Fantasie und Innovation ja auch mal etwas Neues probieren.

BS: Sie selbst haben für Ihr Buch eine junge Berliner Firma besucht, die an Virtual-Reality-Pornografie herumtütelt. Wie hat sich das angefühlt, eine Pornowelt mit 3-D-Brille zu erforschen?

SW: In meinem Experiment war die Kulisse eine Bar, in der eine Frau aufreizend getanzt hat. Ich war als virtuelle Figur männlich – denn es ist eine Welt, die sich in erster Linie an männliche Konsumenten richtet. Ich hatte virtuellen Sex mit dieser weiblichen Figur.

BS: Und? War es aufregend?

SW: 3-D-Erfahrungen sind natürlich sehr interessant, weil wir Körperlichkeit und Räumlichkeit anders wahrnehmen als im Hier und Jetzt. Ich übertreibe also, wenn ich sage,

es war langweilig. Aber das Szenario überstieg nicht den Horizont des Bekannten. Was schade ist: Wenn es diese neuen technologischen Möglichkeiten gibt, wäre es doch schön, wenn wir tatsächlich neue Räume betreten und andere Geschichten erzählen könnten, die sich jenseits der heterosexuellen, monogamen Paarbeziehung abspielen.

CJA: Abgesehen davon, dass ich nicht sehen kann, inwiefern es bei Sexrobotern und VR-Sex und Pornografie je um „heterosexuelle, monogame Paarbeziehung“ gegangen wäre, glaube ich Ihrem Gedanken entnehmen zu können, dass Sie sexuelle Präferenz für eine Wahlentscheidung halten, die sich beliebig umfirmieren lässt. Welche Möglichkeiten stellen Sie sich vor?

SW: Dass man sich von Gegenständen, Entitäten und Fantasiefiguren erotisch erregen lässt, die uns in unserer Alltagsrealität nicht stimulieren. Ich halte es durchaus für möglich, dass es da eine spielerische Varianz gibt und dass man sich auch ohne sexuelle Präferenz für Roboter in der Begegnung mit dem technisch anderen berühren lassen kann. Sowohl haptisch als auch emotional. Ich finde es sozialtheoretisch interessant, zu überlegen, ob es nicht etwas geben kann, das über das biologische Dispositiv hinausgeht.

BS: In Japan gibt es ein Sexspielzeug für Männer, das aussieht wie ein Mini-Hydrant.

CJA: Was stimmt denn nicht mit Androiden? Es gibt archaische Muster wie das Kindchenschema, die in der Robotik seit Langem genutzt werden. In Japan gibt es Roboterhaustiere, die das habituelle Repertoire eines Welpen aufweisen. Bei androiden Sexpuppen funktionieren Schlüsselreize wie sekundäre Geschlechtsmerkmale genauso.

SW: Es kommt wohl darauf an, wie komplex man selbst veranlagt ist und was man von einem interessanten und erotischen Gegenüber erwartet.

CJA: Das glaube ich auch und befürchte, dass der durchschnittliche Sexpuppenkunde Ihren intellektuellen Ansprüchen nicht genügen wird. Die meisten Menschen stehen auf Menschen und fühlen sie sich von sekundären Geschlechtsmerkmalen angesprochen.

SW: Mir geht es ja nur darum, dass ich, wenn ich mich schon in eine virtuelle Realität begeben, lieber eine andere Geschichte erfahren würde, als die, die ich auch im Alltag erlebe.

BS: Herr Ahlers, Menschen scheinen sich auch sexuell immer mehr selbst optimieren zu wollen, etwa mit Viagra. Inzwischen bastelt die Pharmaindustrie sogar schon an

Pillen, die einen verliebt machen sollen. Was bedeutet das für unser Liebesleben, jetzt schon und in der Zukunft?

CJA: Seit Beginn des 21. Jahrhunderts leiden zunehmend viele Menschen unter sozialnormativen sexuellen Anforderungen und Erwartungen. Sie haben das Gefühl: So wie ich bin, reiche ich nicht aus, ich muss mehr aus mir raus-holen, mehr erleben, mehr Lust haben, potenter sein, beim Sex gut aussehen, performen, abliefern. Das Gefühl, in sexueller Hinsicht attraktiv, aktiv und verfügbar sein zu müssen, bedrückt immer mehr Menschen. Deshalb gewinnt das Thema Lustlosigkeit in Beziehungen immer weiter an Bedeutung. Viele innere Konflikte entstehen dadurch, dass die Menschen glauben, sie müssten trotzdem Lust auf Sex haben.

BS: Es geht auch ohne?

CJA: In unserer Kultur ist das Verständnis von Sex reduziert auf genitale Stimulation, vor allem als penis-vaginale-Penetration, mit dem Ziel der Orgasmus- und Reproduktion. Aber das beschreibt nur die Erregungs- und Fortpflanzungsfunktion von Sexualität. Die können wir alleine, mit Maschinen, mit Prostituierten oder mit Fremden – eine partnerschaftliche Beziehung brauchen wir dafür nicht. Beides können wir mittlerweile apparativ und laboratorisch realisieren.

BS: Also Sex ist 2030 kein Thema mehr?

CJA: Die Kernfunktion von Sexualität in Beziehungen liegt eben nicht in der Erregung und nicht in der Fortpflanzung, sondern in der Möglichkeit, sich mit einem anderen Menschen auch körperlich wechselseitig psychosoziale Grundbedürfnisse zu erfüllen, das Gefühl, zu bekommen, okay zu sein, gemocht zu werden, geborgen zu sein. Indem wir uns gegenseitig anfassen, geben wir uns körpersprachlich zu verstehen: Du bist in Ordnung, so, wie du bist, und dich will ich haben. Das ist die Kommunikationsfunktion von Sexualität und der einzige Grund, warum wir partnerschaftliche Beziehungen eingehen. Nicht die Fortpflanzung und nicht die Erregung – die können wir beide alleine realisieren. Aber für diese Kommunikationsfunktion von Sexualität haben wir in unserer Kultur kein Bewusstsein.

Anonyme Fragen aus dem Publikum

Zuschauer*in: Trägt das Internet zur Befreiung der weiblichen Lust bei?

SW: Alles kann zur Befreiung der weiblichen Lust beitragen, wenn wir mutig genug sind, es zu nutzen. Genau wie die Puppe oder der Roboter uns die Chance bieten, dass

wir sagen und tun können, was wir wollen, ohne von anderen kritisiert zu werden, können wir das auch in Sexchats erleben: Dort kann ich Sexfantasien nachgehen, die ich mich im wahren Leben nicht traue auszudrücken.

Zuschauer*in: Sexroboter als Chance, Stichwort Pädophilie. Kann ein Sexroboter den Leidensdruck Erkrankter ohne Schädigung anderer minimieren?

BS: In Australien wurden gerade Kindersexpuppen konfisziert. Auf den Besitz dieser Sexpuppen steht eine langjährige Haftstrafe, mit der Begründung, dass sie Appetit auf realen Kindesmissbrauch machen.

CJA: Diese These ist wissenschaftlich widerlegt. Es ist eine Fehlvorstellung, zu glauben, wer eine solche Puppe hat, der wird pädophil oder begeht Kindesmissbrauch. Die Frage, ob jemand zum Täter wird, entscheidet seine Persönlichkeit, nicht seine Sexualpräferenz und eine genutzte Stimulation. Nur wenn der Mensch für sich selbst keine Übergriffe begehen will, kann man ihm mit einer Therapie helfen, das nicht zu tun. Ob man in diesem Rahmen Sexpuppen nutzen kann, müsste weiter erforscht werden. Ich finde den Diskurs wertvoll und wichtig, dass man ihn offen führt.

Zuschauer*in: Sind Männer von weiblichen Sexrobotern nicht auch deshalb fasziniert, da diese in ihrem Verhalten nach einem devoten, stereotypisch-weiblichen Muster agieren? Es scheint, als würde das Patriarchat so auch in den Robotern implementiert!

SW: Das sehe ich auch als Problem. Die Puppen, über die wir heute gesprochen haben, sind dem vermeintlichen weiblichen Idealbild mit ausgeprägten sekundären Geschlechtsorganen nachempfunden. Natürlich befördert das eine Verobjektivierung der Weiblichkeit.

CJA: Das nur vom Stimulus aus zu denken greift zu kurz. Ob ich eine Puppe als devot empfinde, liegt im Auge des Betrachters. Denn die Puppe kann ja gar nicht agieren. Sie sieht sexuell stereotyp aus, so wie die meisten Menschen in Erotikmagazinen. Wir tun gut daran, uns um das Geschlechterverhältnis zwischen uns Menschen zu kümmern, ich glaube nicht, dass diese Puppen zu einem zusätzlichen Problem werden oder eine Asymmetrie in der Gleichberechtigung der Geschlechter weiter fördern.

SW: Aber die Frage ist doch auch, wie sie vermarktet werden. So liegt es eben nicht nur im Auge des Betrachters, sondern auch im Auge des Herstellers, wie sie wahrgenommen werden. Schaut man sich die Web-Seiten der Sexroboter- beziehungsweise Sexpuppenhersteller an, dann wird

dort durchaus ein devotes Frauenbild angepriesen. Herausgehoben wird beispielsweise, dass die Verfügbarkeit der Puppe ihre primäre Qualität ist.

CJA: Richtig, wie bei jeder Puppe und jeder Sache. Was soll das mit dem Geschlechterverhältnis zu tun haben?

Zuschauer*in: Haben junge Menschen durch die vielen virtuellen Begegnungen weniger reale Begegnungen? Und wenn das so ist, was bedeutet das für unsere Zukunft?

SW: Ich denke tatsächlich, dass vermehrtes Aufhalten im Netz langfristig zu einem Abflauen von Erregung und sexueller Kommunikation führen wird, oder zumindest wird sich unsere Art der Kommunikation deutlich verändern. Online wie dann auch offline.

CJA: Es deutet etwas darauf hin, dass die Frequenz sexueller Interaktion bei jungen Menschen im Vergleich zu früheren Kohorten tendenziell ein wenig abzunehmen scheint. Früher ging es um die Frage: Wie und wo können wir endlich Sex haben? Heute lautet die Frage: Ab wann muss ich Sex haben, um dazuzugehören. Es wachsen die ersten Generationen heran, die in sexueller Hinsicht mehr dürfen, als sie wollen.

Den Leuten vergeht die Lust an Sex durch Leistungsdruck. Und das sind die Konzepte, die krank machen und desozialisieren und die dazu führen, dass womöglich auch junge Leute weniger realen Sex haben. Viele fühlen sich oversexed and underfucked.

Zuschauer*in: Was unterscheidet eine Beziehung zu einem echten Menschen von einer zu einem Menschensatz? Brauche ich eine Beziehung zu einem echten Menschen, um seelisch gesund zu bleiben?

SW: Ich glaube, dass die Beziehung von Mensch zu Mensch nicht durch eine Beziehung von Mensch zu Maschine er-

setzt werden kann. Sie wird sich aber durch den Einsatz von Maschinen verändern.

CJA: Ich brauche keinen realen anderen Menschen, um mich in einer Beziehung zu fühlen. Viele Menschen kennen das Phänomen, dass sie sich in einer Beziehung empfinden, selbst wenn diese Beziehung nicht mehr existiert – weil Partner gestorben sind oder einen verlassen haben. Und trotzdem leben diese Menschen in Beziehungen weiter, auch über die Trauer hinaus. Beziehung findet vor allem in uns statt, es ist die innere Repräsentation der Bindung, die mich in Beziehung sein lässt. Übrigens findet sich das auch in der Gläubigkeit: Das Gebet ist ein In-Beziehung-Treten zu einem Ersatzpartner, nämlich Gott. Indem ich mit ihm spreche, habe ich ein Beziehungserlebnis.

Zuschauer*in: Wie bekomme ich die Lust auf Sex aus meinem Kopf zurück in meinen Körper?

SW: Auf der einen Seite würde ich befürworten, was Herr Ahlers sagt: Nehmen Sie sich den Leistungsdruck. Versuchen Sie, die konkrete Begegnung zu spüren, schließen Sie die Augen, lassen Sie sich auf den anderen ein. Auf der anderen Seite ist es aber trotzdem wichtig, selbst aktiv zu werden. Finden Sie heraus, was Sie selbst wollen. Überschreiten Sie Grenzen, die Sie sich selbst oder die andere Ihnen gesetzt haben! Trauen Sie sich Neues!

CJA: Viele Menschen haben Sex unter Angst. Angst, nicht zu genügen, oder Angst, kein guter Lover zu sein. Das macht sie beklommen und bringt sie in die Selbstbeobachtung, wodurch sie von ihrem eigenen Erleben abgeschnitten sind. Nur wenn eine Begegnung absichtslos, ausgangsoffen und nicht ergebnisorientiert ist, wenn ich nichts können und leisten muss, ist die Möglichkeit gegeben, dass ich mich wirklich auf den Sex einlassen kann – und meine Lust vom Hirn in das Herz und vom Herz in die Hose rutschen kann.

Autor_innen

Dr. rer. med. Dipl.-Psych. Christoph J. Ahlers, Institut für Sexualpsychologie, Calvinstraße 23, 10557 Berlin, www.sexualpsychologie-berlin.de, e-mail: dr.ahlers@berlin.de

Dr. phil. Brenda Strohmaier, Urania Berlin e.V., An der Urania 17, 10787 Berlin, e-mail: brenda.strohmaier@web.de

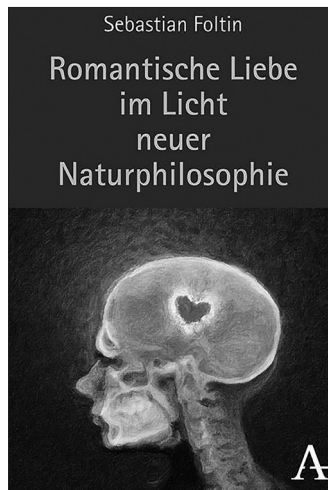
Dr. phil. Sophie Wengerscheid, Associate Professor, Københavns Universitet, Institut for Nordiske Studier og Sprogvidenskab, Emil Holms Kanal 2, Lokale 22.4.62, 2300 København S, e-mail: sophie.wengerscheid@hum.ku.dk



Angelika Eck

Sexuelle Fantasien in der Therapie. Leben. Lieben. Arbeiten: systemisch beraten
Vandenhoeck & Ruprecht 2020, 101 Seiten, kt., 9,99 €

Sollte man in der Therapie wirklich über sexuelle Fantasien sprechen? Wozu? Überall begegnen uns Vorstellungen von Sexualität, erst durch Bedeutungsaufladung wird Sex interessant oder auch problematisch. Seien es Schwierigkeiten im Zusammenhang mit sexuellen Funktionen, Pornokonsum, der Sexualpräferenz, Affären, Differenzen im sexuellen Begehren – individuelle und Paarkonflikte sind gekennzeichnet durch Bewertungen des Fantasielebens als »zu wenig«, »zu viel« oder »falsch«. Sexuelle Fantasien bieten einen sehr direkten Zugang zur Erotik der schöpferischen Person und damit der Person zu sich selbst. Mit ihnen können Konfliktbeschreibungen therapeutisch kontextualisiert und als Marker für einen Entwicklungsübergang der Person oder des Paares gerahmt werden. In der Therapie kann es gelingen, je nach Ausgangssituation Fantasien neu zu entwickeln, auf die darin enthaltenen sexuellen oder Grundbedürfnisse hin zu explorieren, sie als Teil des Selbst zu integrieren und möglicherweise so umzugestalten, dass sie zum neuen Systemzustand passend und nährend erlebt werden.



Manfred Paulus

Menschenhandel und Sexsklaverei. Organisierte Kriminalität im Rotlichtmilieu
Karl Alber 2020, 360 Seiten, geb., 39 €

Was passiert, wenn wir uns verlieben? Philosophie und Naturwissenschaften im Dialog. »Nur durch die Liebe und durch das Bewusstsein der Liebe wird der Mensch zum Menschen.« formulierte einst der frühromantische Philosoph Friedrich Schlegel. Was aber bedeutet das? Was ist »Romantische Liebe«, wieso gibt es sie und inwiefern ist sie bildender Teil menschlicher Natur? Wie lässt sie sich begrifflich fassen? Was geschieht im liebenden Körper? Wieso lieben wir gerade »ihn« oder »sie«? Wodurch erscheint uns das Lieben so mystisch? Und lassen sich unsere Gefühle auf physiologische Prozesse reduzieren oder residiert die Liebe frei im menschlichen Geist?



Benedikt Wolf

Penetrierte Männlichkeit: Sexualität und Poetik in deutschsprachigen Erzähltexten der literarischen Moderne (1905-1969)

Böhlau Köln 2018, 449 Seiten, kart, 60 €

Die vorliegende Studie zur Literatur der Moderne stellt die Frage nach dem Ort des Mannes, der sich sexuell penetrieren lässt. In detaillierten Lektüren von Texten u.a. von Otto Julius Bierbaum, Arnolt Bronnen, Hubert Fichte, Hans Henny Jahnn, Franz Kafka, Thomas Mann und Robert Musil erarbeitet sie eine regelrechte Poetologie penetrierter Männlichkeit. Auf der Basis einer Kontextualisierung im Feld der konkurrierenden Homosexualitätskonzeptionen des frühen 20. Jahrhunderts fragt die Arbeit gerade nicht nach männlicher Homosexualität, sondern fasst penetrierte Männlichkeit als eine diskurshistorische und literarische Figuration mit einer Eigenlogik, die nicht in männlicher Homosexualität aufgeht.

Sexualitäten in der Geschichte – Ein interdisziplinärer Arbeitskreis stellt sich vor

Sebastian Bischoff, Julia König, Dagmar Lieske

Sexualität scheint der intimsten Sphäre der Persönlichkeit anzugehören und so eine zutiefst individuelle und subjektive Dimension des Selbst zu sein. Zugleich weisen Forscher_innen aus den Geschichts-, Geistes- und Sozialwissenschaften, wie auch Psychoanalytiker_innen und Aktivist_innen aus diversen Bewegungen darauf hin, dass Sexualitäten eng mit Machtverhältnissen verbunden und an Herrschaftsstrukturen gekoppelt sind. Die gesellschaftliche Verfasstheit des Sexuellen tritt besonders deutlich hervor, wenn in die Vergangenheit geblickt wird: Die Geschichte beeindruckt durch die schier unübersichtliche Vielfalt sexueller Entwürfe, der Arten und Weisen, wie Sexualitäten von verschiedenen sozialen Akteur_innen in unterschiedlichen soziohistorischen Konstellationen gelebt, praktiziert, erlebt, verstanden und theoretisiert wurden und werden. Allerdings haben Theoretiker_innen der Sexualität ebenfalls betont, dass sexuelle Entwürfe der Vergangenheit wie der Gegenwart keineswegs direkt aus ihrer jeweiligen soziohistorischen Konstellation abgeleitet werden können. In diesem Sinne lassen sich Fragen nach Grenzen, Affinitäten und Kontinuitäten des Sexuellen in der Geschichte als Kontrapunkt zu der unendlichen Vielfalt sexueller Entwürfe begreifen – sowohl was deren Ausdrucksformen betrifft als auch die Arten und Weisen, in denen Gesellschaften diese Formen identifiziert, reguliert, verfolgt und untersucht haben.

Die wissenschaftliche Erforschung historischer Dimensionen von Sexualitäten wurde in den letzten Jahrzehnten erheblich ausgeweitet. Lag in Deutschland der Fokus lange auf der Geschichte seit dem Kaiserreich bis in die Nachkriegszeit, und thematisch auf der Geschichte von Repressionen und Biopolitiken, wobei in den letzten Jahren insbesondere die Sexualpolitik im Nationalsozialismus immer wieder Gegenstand historischer Studien geworden ist, so rücken jüngere Projekte auch die Bundesrepublik sowie vereinzelt die DDR in den Mittelpunkt. Dabei wächst auf der einen Seite die Kritik an der (Selbst-)Stilisierung der sogenannten 1968er, die mit ihrer „sexuellen Revolution“ eine grundlegende Liberalisierung der sexuellen Verhältnisse bewirkt hätten. Auf der anderen Seite wird eben dieses kritisierte Revolutionsparadigma neu, differenzierter, oder anders formuliert intensiver untersucht und seit der Jahrtausendwende auch die Geschichte der deutschen Sexualwissenschaft als Fachdisziplin selbst.

Trotz der vielfältigen Publikationen zu diesen Themenfeldern scheinen die bislang vorliegenden Fallstudien kaum miteinander verknüpft zu sein. Auch wurde die Bedeutung interdisziplinärer Forschung zur Sexualität in Geschichte und Gegenwart lediglich peripher thematisiert, wie auch grundsätzliche theoretische Fragestellungen und Begriffsdebatten kaum Beachtung finden.

Zu fragen wäre etwa, was genau unter einer Geschichte der Sexualitäten zu verstehen ist, in welche gesellschaftlichen und begrifflichen Konstellationen die jeweiligen Projekte der Geschichtsschreibung eingebunden sind, und wo dem Forschungsgegenstand Grenzen inhärent sind. Des Weiteren werden auch forschungspraktische und forschungsethische Aspekte bislang nur randständig thematisiert, obwohl gerade in diesem Forschungsfeld spezifische Herausforderungen und mögliche Hindernisse auftreten können. Debattieren möchten wir auch über Zeiträume – ab wann können wir von einer Geschichte der Sexualitäten sprechen? Und auf welchen theoretischen Fundamenten sollte dieses Forschungsfeld stehen?

Diese Fragen voranzutreiben hat sich der 2019 gegründete *Arbeitskreis Sexualitäten in der Geschichte* zur Aufgabe gemacht. Initiiert durch die Verfasser_innen dieses Textes fand vom 17. bis 18. Mai 2019 an der Freien Universität Berlin die Gründungstagung mit 65 Teilnehmenden statt. Veranstaltet wurde sie zudem in Kooperation mit dem DFG-Projekt „Die Homosexuellenbewegung und die Rechtsordnung in der Bundesrepublik“ des Arbeitsbereichs Didaktik der Geschichte am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität und der Forschungsstelle Kulturgeschichte der Sexualität an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Die erste Tagung sollte zunächst einer Bestandsaufnahme des bisher Geleisteten dienen. 15 Forscher_innen, die sich im deutschsprachigen Raum oder in einem damit eng verbundenen Forschungszusammenhang historisch mit Sexualitäten beschäftigen, stellten ihrer Projekte vor. Franz X. Eder, der die Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien innehat, hielt den Keynote-Vortrag zur Geschichte und Historiografie der Sexualität/en heute, die Moderation übernahm Martin Lücke (FU Berlin).¹ Im Sommer 2019 folgte dann ein

¹ Das Programm der Ersten Tagung findet sich hier: <https://www.hsozkult.de/event/id/termine-39578>. Den englischsprachigen Kon-

Workshop, auf dem Werkstattberichte und Forschungsprojekte, die innerhalb des Arbeitskreises entstehen, ausführlich diskutiert werden konnten.

Die zweite Jahrestagung musste aufgrund der COVID-19 Pandemie vom April 2020 auf den 23. und 24. April 2021 verlegt werden. Die Tagung, die an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz stattfinden wird, steht unter dem Titel *Theorize this!* Und soll methodologische und theoretische Fragen in den Fokus nehmen. Organisiert wird diese von Sebastian Bischoff (Universität Paderborn), Maria Bormuth (Berlin), Julia König (Johannes Gutenberg-Universität Mainz), Dagmar Lieske (Goethe-Universität Frankfurt am Main), Anna Schiff (Ruhr-Universität Bochum), Jelena Tomović (Universität Potsdam) in Kooperation mit dem an der Kunsthochschule Mainz angesiedelten Arbeitskollektiv TOYTOYTOY und dem HERA-JRP-Projekt: Disentangling European HIV/AIDS Policies: Activism, Citizenship and Health.² Die Keynote wird Christine Kirchhoff, Professorin für Theoretische Psychoanalyse an der International Psychoanalytic University Berlin, halten.

Auf der Gründungstagung war wiederholt gerade die Notwendigkeit einer intensiveren Auseinandersetzung mit theoretischen und methodologischen Fragen in Forschungen zu (historischen) Sexualitäten betont worden. Daran möchten wir auf der zweiten Tagung des Arbeitskreises anknüpfen. Allgemein im Zentrum stehen sollen dabei Fragen danach, welche Praktiken, Beziehungen, Symbolisierungen, Institutionen oder sozialen Verhältnisse aus welcher Perspektive und in welchen soziohistorischen Kontexten als „sexuell“ verstanden oder unter dem Begriff der „Sexualität“ subsumiert wurden und

werden. Welche Interessen, welche Herrschaftsverhältnisse oder Machtkonstellationen haben sich niedergeschlagen in diesem auf eine spezifische Weise gefassten „Sexuellen“, und inwiefern können diese in den Quellen kondensierten Konstellationen etwas zum Verständnis von Sexualität beitragen? Weiter, wie lässt sich „Sexualität“ vor diesem Hintergrund als geistes-, kultur- oder sozialwissenschaftlicher Forschungsgegenstand begreifen? Und wie lässt sich diese historisch untersuchen? Auch inhaltlich stellt die historische Forschung zur Sexualität Forscher_innen vor besondere Herausforderungen, sowohl was die Quellenlage, den (mangelnden) Forschungsstand als auch das Forschungssubjekt selbst betrifft. Sind etwa bei der Quellenstudie besondere Reflexionsprozesse erforderlich, oder ist diese Notwendigkeit kaum größer als in anderen Bereichen der (historischen) Forschung? Wie können Forscher_innen hier mit eigenen Grenzen umgehen, welche Besonderheiten der Subjektivität im Forschungsprozess müssen diskutiert werden?

Für all diese Fragen will der *Arbeitskreis Sexualitäten in der Geschichte* den Rahmen bieten. Der inter- und transdisziplinäre Kreis zielt darauf ab, auch regionale und nationale Grenzen zu überschreiten und Studien zu Sexualitäten aus allen Teilen der Welt in englischer und deutscher Sprache zu versammeln. Die Mitglieder kommen aus den Bereichen der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, aus der Literatur und der Kunst; gemeinsam ist ihnen das Interesse, historischen Fragestellungen nachzuspüren. Der Arbeitskreis freut sich über neue Interessent_innen, es besteht die Möglichkeit, unter <https://listi.jpberlin.de/mailman/listinfo/ak-sexualitaeten> in einen internen E-Mail-Verteiler aufgenommen zu werden.

Geplant ist, jedes Jahr eine Jahrestagung und einen Workshop durchzuführen. Außerdem geben die Verfasser_innen dieses Artikels die wissenschaftliche Schriftenreihe *Sexualities in History – Sexualitäten in der Geschichte* bei Vandenhoeck & Ruprecht heraus.

ferenzbericht verfasste Sébastien Tremblay (FU Berlin): <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8380>.

² Das Programm der zweiten Jahrestagung findet sich hier: <https://www.hsozkult.de/event/id/termine-42773>.

Autor_innen

Dr. phil. Sebastian Bischoff, Fakultät für Kulturwissenschaften, Historisches Institut, Universität Paderborn, Pohlweg 55, 33098 Paderborn, <http://www.uni-paderborn.de/person/53007>, e-mail: sebastian.bischoff@upb.de

Jun.-Prof. Dr. Julia König, Institut für Erziehungswissenschaft, Universität Mainz, Georg-Forster-Gebäude Raum 02-449, Jakob-Welder-Weg 12, 55128 Mainz, <https://www.allgemeine-erziehungswissenschaft.uni-mainz.de>, e-mail: j.koenig@uni-mainz.de

Dr. Dagmar Lieske, Fachbereich Erziehungswissenschaften, Institut für Sozialpädagogik und Erwachsenenbildung, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Theodor-W.-Adorno-Platz 6, D-60323 Frankfurt am Main, <https://www.uni-frankfurt.de/72588212/Lieske>, e-mail: lieske@em.uni-frankfurt.de



Günther, Mari, Kirsten Teren und Gisela Wolf, *Psychotherapeutische Arbeit mit trans* Personen. Handbuch für die Gesundheitsversorgung*, Ernst Reinhardt Verlag, München 2019, 355 S., kt., 39,90 €

Transsexualität stellt für das Gesundheits- wie für das Gesellschaftssystem ein hochrelevantes und ebenso komplexes Feld dar und obwohl dieser Thematik in Beratung und Psychotherapie zunehmende Relevanz zukommt, sind im deutschsprachigen Raum bislang lediglich Handbücher mit angelsächsischem Hintergrund erschienen. Der vorliegende Band möchte diese Lücke schließen; die zugrunde liegende Expertise haben die Autorinnen durch ihre fortlaufende, praktische Arbeit mit trans* Personen wie auch durch die eigene Zugehörigkeit zu queeren Communities erworben.

Das Buch ist in neun Kapitel untergliedert, wobei sämtliche Kapitel anonymisierte Fallvignetten enthalten, die die jeweiligen fachlichen Inhalte für die Begleitung trans* geschlechtlicher Personen besser nachvollziehen lassen – eine personalisierende, wiederkehrende Struktur, die sich für das Lesen als überaus angenehm erweist und intuitiv zugänglich ist.

Nach einer allgemeinen Einführung in das Thema Trans* wird im zweiten Kapitel die zentrale Bedeutung von trans* gerechter Sprache für Beschäftigte im Gesundheitssystem und für trans* Personen selbst erörtert. Dabei wird die Verwendung und Abgrenzung zahlreicher Begriffe wie ‚Transgender‘, ‚Intersexualität‘, ‚queer‘, ‚non-binär‘, ‚genderqueer‘, ‚agender‘, ‚trans* Person‘, ‚cisgeschlechtlich‘, ‚Passing‘, ‚stealth‘ u.v.m. erläutert.

Gegenstand des dritten Kapitels ist das Verständnis von Geschlechtlichkeit und Trans*-Geschlechtlichkeit. Dabei werden einerseits die Begrifflichkeiten der Community selbst erläutert, andererseits wird die historische Entwick-

lung der medizinischen und psychologischen Konzepte skizziert. Das vierte Kapitel thematisiert die gesundheitliche Versorgung von trans* Personen anhand der aktuellen Behandlungsrichtlinien des Medizinischen Spitzenverbandes des Bundes der Krankenkassen. Ein eigener Abschnitt widmet sich den verschiedenen Ausprägungen der Diskriminierung der trans* Community und ihren Folgen. Deutlich nachgezeichnet werden das Phänomen der Mikroaggressionen und dessen Erscheinungsformen. Kapitel fünf stellt einige für trans* Personen zentrale Themen vor, wie etwa das Coming-out oder polyamore Beziehungsentwürfe, den Aspekt der Reproduktivität, aber auch, welche Besonderheiten hinsichtlich intimer Beziehungen vor und nach einem Coming-out, jedoch auch nach hormonellen oder chirurgischen Eingriffen auftreten können.

Für alle, die im professionellen Kontakt mit trans* Personen stehen (werden), ist das sechste Kapitel empfehlenswert, in dem konkrete Anregungen und Hilfestellungen für den eigenen, inneren Umgang mit Transgeschlechtlichkeit gegeben werden. Im Modus der Selbsterfahrung werden Möglichkeiten geschildert, wie sich das eigene Weltbild oder die eigenen Wertvorstellungen im Kontakt mit trans* Klienten infrage stellen lassen. Besondere Aufmerksamkeit verdienen zudem die Hinweise der Autorinnen hinsichtlich Ansprache, Anrede und Sprache im Kontakt mit trans* Personen. Dies ist v.a. für diejenigen hilfreich, die bislang wenig Kontakt zur trans* Community hatten und sich um einen respektvollen Zu- und Umgang bemühen wollen.

Dabei wird auf die Pathologisierung der trans* Identität eingegangen, die noch immer eine Voraussetzung für die Bewilligung von Operationen, die juristischen Schritte und den Zugang zu weiteren Hilfsmitteln ist. Hinsichtlich der Begutachtung werden die häufigen Diagnosen genannt, wobei die Ausführungen gemäß der aktuellen S3-Leitlinien den angehenden Gutachter_innen sowie den Begleiter_innen aufzeigen, welche Inhalte und Formulierungen für eine Indikationsstellung sowie Gutachten wichtig sind.

Im siebten Kapitel geht es um die Erfordernisse für eine gelingende Zusammenarbeit in Therapie und Beratung mit trans* Personen. Wert wird dabei sowohl auf die Entwicklung einer eigenen Grundhaltung zur Gestaltung der therapeutischen Beziehung mit trans* Personen gelegt als auch auf das Wissen über die Abläufe in der körperlichen und rechtlichen Transition.

Einer der eingefügten Dialoge mit einer behandelnden trans* Person in diesem Kapitel verdeutlicht vor dem „Hintergrund eines entpathologisierenden Standpunktes“, der auf „Selbstdefinition und -beschreibung“ versus „Fremddiagnostik“ (200) abhebt, die therapeutisch-diagnostische Grundhaltung, die den Band charakterisiert:

„Im Moment befinden wir uns in dem Dilemma,

dass die Richtlinien des Medizinischen Dienstes noch verlangen, dass ich Ihnen nach dem diagnostischen System der Internationalen Klassifikation der Erkrankungen die Diagnose F64.0 gebe, damit Sie Zugang zu geschlechtsangleichenden Maßnahmen bekommen. Die Problematik dieser Diagnose liegt darin, dass sie eine psychische Störung beschreibt und Ihre Trans*geschlechtlichkeit damit pathologisiert. Dies entspricht jedoch nicht meiner Überzeugung und auch nicht der Fachmeinung des Weltärztebundes. Wenn Sie jedoch eine körpermodifizierende Hormontherapie und/oder körpermodifizierende Operationen oder eine Epilation benötigen, würde ich Ihnen dennoch die Diagnose stellen, um Ihnen den Weg dorthin möglich zu machen.

Ich werde mit Ihnen auch keine psychologischen Tests durchführen, um ihre Trans*geschlechtlichkeit von außen abzuklären, da Trans*geschlechtlichkeit nicht durch ein Testverfahren gemessen werden kann, sondern nur Ihrer Innensicht und Selbstwahrnehmung zugänglich ist wie jede andere Form der Geschlechtsidentität, aber wenn Sie möchten, gebe ich Ihnen gern Informationen über trans*geschlechtliche Lebenswelten. Was meinen Sie dazu?“

Das achte Kapitel schließt mit einer Darstellung der rechtlichen Grundlagen von Transsexualität in Deutschland ab; das Transsexuellengesetz (TSG) von 1980 und seine bisherigen Änderungen durch die Urteile des Bundesverfassungsgerichts werden näher ausgeführt. Ausführliche Literaturangaben eröffnen die Möglichkeit für weitere Recherchen.

Ein wiederkehrendes Anliegen des Buches ist die Auseinandersetzung mit der Diskriminierung von sexuellen Minderheiten, zudem werden Verbesserungsvorschläge für die trans* Community formuliert. Als ausgesprochen (selbst)kritisch erweist sich auch der Umgang mit der (eigenen) Profession der Psychotherapie und Psychiatrie. Das Autorinnenteam wagt dabei einen Spagat zwischen der Rolle der Aktivistinnen und der der Therapeut_innen.

Alles in allem zielt das Buch auf eine humanistisch-kompetente Begleitung von trans* Personen, woraus auch resultiert, dass die Anliegen von trans* Personen in einer trans*-freundlichen Ausdrucksweise respektvoll und in trans*-positiver Weise geschildert werden, ohne übermäßig akademisch zu klingen. In der psychosexuellen Beratung existiert ein großes Spektrum von Bedürfnissen, das sich aus der Vielfalt an Genderidentitäten und Genderausdrucksweisen speist. Dieses Buch hilft den Leser_innen, den Klient_innen unvoreingenommen zu begegnen, da verschiedene Trans*-Lebensweisen nachvollziehbar werden, was einen Dialog auf Augenhöhe ermöglicht.

Tristan Marhenke (Köln)



Moore, Michele, Heather Brunskell-Evans (Hg.), *Inventing Transgender Children and Young People*, Cambridge Scholars, Cambridge 2019, 258 S., geb., 61.99 €

Die Zuerkennung einer Transidentität an Erwachsene überforderte in der Vergangenheit sowohl Staatsrechtler als auch Ärzte, Politiker, Meinungsmacher und auch Teile der Öffentlichkeit. Die Existenz einer solchen Identität bei Kindern und Jugendlichen verstößt aber in erheblichem Maße gegen jene Diskursgrenzen, die seit den 2000er Jahren in westlichen Demokratien abgesteckt wurden. Damals wurde im Kontext einer verschärften Verfolgung pädosexueller Delikte „Kindern“ bzw. Minderjährigen allgemein jede Freude an ausgelebter Sexualität und die Kompetenz zur Definition des eigenen Unterleibs abgesprochen. Nun jedoch verlangen dieselben Emanzipationsgruppen, die damals die kindliche Unschuld beschworen, das Selbstbestimmungsrecht bei Fragen von Gender sowie der damit verbundenen medizinischen Maßnahmen. Das vorliegende Buch reflektiert diese Problematik sehr genau und so wurden die Herausgeberinnen und Autor_innen in den vergangenen Monaten in der angloamerikanischen Öffentlichkeit massiv kritisiert, sogar die Entfernung des Werkes aus öffentlichen Bibliotheken wurde gefordert.

Der Sammelband ist in zwei Teile gegliedert: *Clinical Perspectives* mit sieben Kapiteln und *Cultural Perspectives* mit acht Aufsätzen. Ein Vorwort und ein kritisches Essay eines „besorgten Vaters“ sind vorangestellt. Auf ein Register wurde leider verzichtet.

Das Buch ist auf die Situation in Großbritannien und die Rolle des Gender Development Identity Service (GDIS) des National Health Service (NHS) zugeschnitten, doch lassen sich die Aufsätze auch für Interessierte aus anderen Ländern mit Gewinn lesen.

Der GIDS wurde 2015 als Kontroll- und Ratgebergremium für Betroffene gegründet und vertritt die Ansicht, es bestünden gesicherte wissenschaftliche Erkenntnisse über die Selbsterkenntnisfähigkeiten von Minderjährigen, ob und inwieweit sie sich im „falschen Körper“ befänden. Auch die medizinischen Therapien seien wissenschaftlich abgesichert. Dem widerspricht Mitherausgeberin Heather Brunskell-Evans massiv und lässt zugleich erkennen, dass der GIDS ohnehin nur in zwei Geschlechtern denken könne.

In weiteren Untersuchungen kommen die Autor_innen zu dem Schluss, die Wirkungsweise der Hormone sei ebenso unklar wie die Möglichkeit, dass die zu mündigen Hütern über ihr soziales Geschlecht erklärten Minderjährigen eventuell einer von außen an sie herangetragenen Fehleinschätzung unterlägen. Der Psychotherapeut Robert Withers geht so weit, die medizinische Behandlung auf eine Stufe mit Konversionstherapien zu stellen.

Im zweiten Teil des Buches widmen sich die Autor_innen intensiv der Frage, ob die „Trans Kids“ Teil eines Medienhypes seien, dem die Kinder und Jugendlichen erliegen, ohne die langfristigen Konsequenzen ihres Handelns abschätzen zu können. Von besonderer Bedeutung sind in diesem Teil die Ausführungen von „Patrick“, der im Alter von 37 Jahren die Geschlechtsumwandlung begann, ehe er die negativen Folgen der Hormontherapie zu spüren bekam und sich entgegen allen ärztlichen Ratschlägen zu einem Abbruch entschied. Sein vollständiger Name wird nicht genannt – „for fear of reprisals from those wishing to deny that gender is not socially manufactured“ (11). Schließlich betont die Sexualhistorikerin Susan Matthews, wie groß die Unterschiede zwischen akademischer „queerer“ Forschung und der tatsächlichen Realität im Wandeln zwischen sozialem und biologischem Geschlecht sein können.

Das Buch ist deswegen bemerkenswert, da es aufzeigt, wie sehr die als Kritiker fester Geschlechtergrenzen und antibiologistisch argumentierenden Anhänger eines frei wählbaren sozialen Geschlechts mittlerweile gemeinsam mit marktorientierten Akteuren der Gesundheitsbranche einem hormonell aufgeladenen Biologismus huldigen, in dem für ein selbstbestimmtes Agieren zwischen biologischem und sozialem Geschlecht kein Platz ist.

Florian G. Mildnerberger (Stuttgart)

Lehrfilmreihe Handwerk der Psychotherapie Staffel 3, DVD 10: Fliegel, Steffen, Hildegard Stienen u. Andreas Veith, *Sexualtherapie Basics* (1), Gesamtdauer: 131 Minuten, 19,80 €

DVD 11: Stienen, Hildegard, Steffen Fliegel, *Sexualtherapie-Präferenzen und Identitäten* (2), Gesamtdauer: 135 Minuten, 19,80 €, dgvt-Verlag, Tübingen 2019, Information und Bezug: www.dgvt-verlag.de

An qualifizierten Sexualtherapeut_innen herrscht weiter Mangel, Wartezeiten sind lang, außerhalb einiger Zentren sind die Wege weit. Es besteht erheblicher Weiterbildungsbedarf für Ärzt_innen und Psychologische Psychotherapeut_innen. Wichtiger Bestandteil der Ausbildung ist dabei das „Lernen am Modell“, klassischerweise durch Erfahrungen als Co-Therapeut_in. Doch sind auch hierfür die Kapazitäten begrenzt, das Setting nicht immer unproblematisch.

In diese Lücke passen die im Auftrag der dgvt (Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie) von namhaften Psychotherapeut_innen, die sich um die Entwicklung der Verhaltenstherapie und speziell auch der Sexualtherapie verdient gemacht haben, gestalteten Lehrfilme. Schon aus dem Klappentext geht hervor, was sie nicht leisten können und wollen: die grundlegende Vermittlung von Theorie, Methodik, Indikation und anderen wichtigen Aspekten wie Diagnostik oder einen Einbezug somatischer und soziokultureller Aspekte. Die Lehrfilme beschränken sich hierzu auf einige tabellarische Hinweise und verweisen im Übrigen auf die Fachliteratur. Ein jeweils am Ende des Films hinzugefügtes fundiertes und ausgewogenes Literaturverzeichnis hilft dabei weiter.

Was die Filme hingegen bieten, sind ausführliche Dokumentationen von Therapiesitzungen, die von erfahrenen Therapeut_innen durchgeführt werden und technisch nahezu perfekt gelungen sind. Offenbar werden dabei teilweise reale Situationen aufgenommen, wobei die Patient_innen geschickt anonymisiert werden, teilweise nehmen Kolleg_innen die Patientenrolle ein.

Thematisch werden in der ersten DVD (*Sexualtherapie Basics*) Aspekte der Erstdiagnostik und Verhaltensanalyse sowie Standardmethoden zur Behandlung sexueller Funktionsstörungen behandelt. Gleich am Anfang steht die wichtige Frage der angemessenen Sprache – „Sexualität zur Sprache bringen“. Die Exploration von Einzelpersonen und Paaren wird vorgestellt, eine schöne diagnostische Übung eingefügt – „Mein Penis schreibt mir einen Brief“. Mehrere Schritte der Problemanalyse belegen die verhaltenstherapeutische Orientierung der Autor_innen und verankern damit das Vorgehen in einer anerkannten Theorie.

Hinsichtlich der Interventionen beginnt die Darstellung mit einem Informationsgespräch. Im Weiteren

werden Elemente der kognitiven Therapie (Bearbeitung von sexuellen Mythen), der Paarsexualtherapie nach dem *Hamburger Modell* durch alle Stufen sowie spezielle Methoden zur Behandlung des Vaginismus einschließlich des Einsatzes von Hegar-Stiften und Vaginaldilatoren vorgestellt.

Die zweite DVD befasst sich dann mit Präferenzen und Identitäten. Größeren Raum nimmt hier die Therapie eines Falles von Pädophilie/Hebephilie ein. Nach diagnostischen Ansätzen und einer Darstellung der angemessenen therapeutischen Haltung kommen verschiedene methodische Ansätze im Sinne einer schulenübergreifenden Psychotherapie vor: dynamische Risikofaktoren, Selbstkontrolle, Bewältigungsstrategien, Veränderung kognitiver Verzerrungen und Fehlattributionen, schließlich eine geleitete Imagination in einer Risikosituation.

Beispielhaft für eine nicht forensisch relevante Paraphilie geht es um autoerotische Atemkontrolle bzw. Asphyxieophilie, wieder in den Schritten Exploration, Verhaltensanalyse, Veränderungsinterventionen.

Das letzte behandelte Thema sind die Geschlechtsidentitätsstörungen (Transsexualität). Auch hier finden sich alle relevanten Aspekte wie die Exploration innerer Wahrnehmungen, die Begleitung beim Outing, beim medizinischen Prozess bis hin zur operativen Angleichung und der Rückblick auf einen langen „Transweg“.

Die Therapieszenen sind überzeugend gestaltet und verraten die hohe Kompetenz, große Erfahrung und vorbildliche therapeutische und ethische Haltung der Akteur_innen. Zusammen mit einer theoretischen Einführung und den anderen notwendigen Elementen wie Selbsterfahrung und schließlich eigenen Schritten therapeutischer Erfahrung unter Supervision sind sie gut geeignet, die Kompetenz zur Sexualtherapie in allen Indikationsbereichen zu vermitteln. Auch für erfahrene Therapeut_innen finden sich noch viele wertvolle Anregungen und Anstöße zur Reflexion des eigenen Handelns. Dass nicht alle dargestellten Szenen restlos perfekt sind, ermöglicht zusätzliche Lernerfahrungen. So wird als typischer Fehler der Kommunikation mit einer Transfrau die „falsche Anrede“ dokumentiert, einschließlich der Reaktion der Betroffenen.

Insgesamt können die Lehrfilme der dgvt ohne Einschränkung empfohlen werden.

Wolfgang Weig (Osnabrück)



von Sichart, Astrid, 2020, *Systemisch-dokumentarische Paartherapie-Resilienz in Partnerschaften entdecken und stärken*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 138 S., 4 Abb., 1 Tab., kt., 19,99 €

Um das Buch auf seine Relevanz für an Sexualtherapie Interessierte prüfen zu können, scheint es notwendig ein wenig auszuholen und ergänzende Literatur heranzuziehen.

Von einer systemisch-dokumentarischen Paartherapie hatte ich noch nichts gehört. Sie verortet sich, wie zu erfahren ist, als spezieller Ansatz innerhalb der systemischen Therapie. Relativ breit wird der theoretische Hintergrund erläutert. Der Leser sieht sich an längstvergangene Zeiten der Rezeption soziologischer Konzepte aus der Schule von Niklas Luhmann bis hin zur Autopoiese der Chilenen Maturana und Varela erinnert; letztere spielte in ihrer Anwendung auf das Verständnis psychischer Krankheiten, v.a. der Schizophrenie, in den 1980er Jahren in der Berner Arbeitsgruppe von Luc Ciompi eine bedeutsame Rolle. Grundlagen systemischer Therapie von Autoren wie Arist von Schlippe werden erwähnt. Vor diesem Hintergrund wird die von Ralf Bohnsack 2007 publizierte dokumentarische Methode erläutert. Vor einem konstruktivistischen Ansatz werden hier die Äußerungen von Klient_innen als Texte verstanden und nach Transkription in einer Art qualitativer Inhaltsanalyse bearbeitet. Entscheidend ist dabei die Berücksichtigung von Orientierungsrahmen und Orientierungsschema der beteiligten Personen. Der jeweilige Erfahrungshintergrund, bestimmt v. a. durch Geschlechts- und Generationszugehörigkeit, sei dafür konstituierend. Die Rekonstruktion des transkribierten Textes durch den Therapeuten/die Therapeutin wird aufgezeigt.

Wir lernen u.a.: „Im inkludierenden Diskursmodus lassen sich des Weiteren drei, im exkludierenden zwei Unterarten voneinander unterscheiden. Die inkludierenden Modi

werden unterschieden in parallele, antithetische und univokale Diskursorganisation; die exkludierenden Modi werden unterschieden in divergente und oppositionelle Diskursorganisation.“ So geht es weiter. Ich muss zugeben, dass es mir nicht leicht gefallen ist, den Faden zu behalten.

Ziel der therapeutischen Anwendung auf Paare ist für die Autorin die Verbesserung der Resilienz.

Den Begriff Resilienz führt von Sichart recht knapp ein, der deutlich weitere Rahmen heutiger Resilienzforschung bleibt unerwähnt.¹ Resilienz bezieht sich hier auf die Frage des Gelingens bzw. des Zusammenbleibens in Partnerschaften, dazu werden einige Konzeptionen und Ergebnisse der Ehe- und Paarforschung referiert, naheliegende Verbindungen zur Liebesforschung oder zum sexuellen Aspekt von Paarbeziehungen werden nicht entwickelt.

Die recht theoretischen Überlegungen sind von kurzen Transkripten von Paargesprächen durchsetzt, die den Praxisbezug herstellen und den Ansatz illustrieren sollen. Umfangreich geschieht das dann an einem Beispielfall, an dem das Vorgehen der dokumentarischen Methode Schritt für Schritt exerziert wird. Es folgen 3 Fallbeispiele, dann werden auch noch Fotografien als zusätzliches Medium eingeführt. Aus dem Material arbeitet die Autorin drei Resilienztypen heraus: Orientierung an einer Beziehungsordnung, Orientierung an Normalität und schließlich Orientierung an familiären Generationszusammenhängen.

Abschließend wird die Methode zur Ergänzung des (systemischen) „Werkzeugkastens“ bei der Beratung und Therapie von Paaren empfohlen und dabei die Erweiterung des Resilienzbegriffes von der Einzelperson auf die Dyade betont – auch das kein ganz neuer Gedanke.²

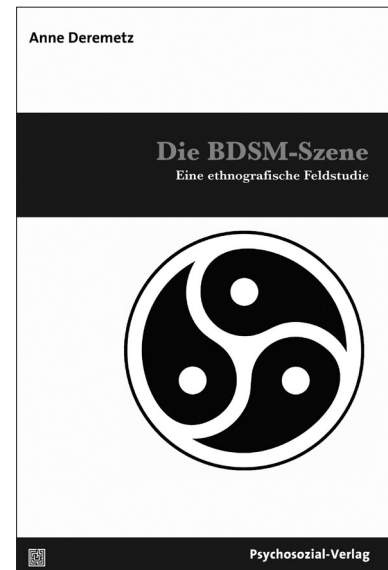
Der Streifzug durch soziologische und systemische Grundlagen kann intellektuelles Vergnügen bereiten, einige methodische Hinweise mögen das therapeutische Repertoire erweitern. Insgesamt erscheint mir der Ansatz aber doch recht speziell, theorielastig und für den therapeutischen Alltag nicht gar zu attraktiv. Dass systemische Therapie bezogen auf Intimbeziehungen und sexuelle Probleme auch anders geht, zeigt der neueste „Psychotherapeutische Dialog“ von Ulrich Clement und Ann-Marlene Henning.³

Wolfgang Weig (Osnabrück)

¹ Greve, W., Leipold, B., Meyer, T., 2009. Resilienz als Entwicklungsergebnis: die Förderung der individuellen Adaptivität. In: Linden, M., Weig, W. (Hg.), *Salutotherapie in Prävention und Rehabilitation*. Deutscher Ärzte-Verlag, Köln, 173–184.

² Lorenz, M., 2016. Dyadisches Coping: Bedeutung von Stress und dessen Bewältigung für Intimität und Sexualität. Masterarbeit Universität Osnabrück. Zit.n.: Weig, W., Bohnstädt, St., Giehl, A., Kramer, J., 2017. 28 Jahre sexualwissenschaftliche Forschung in Osnabrück: Sexualität in lang dauernden Paarbeziehungen – Der „Coolidge-Effekt“. *Sexuologie* 24 (1–2), 75–82.

³ Clement, U., Henning, A.-M., 2018. Wenn es um das Eine geht: das Thema Sexualität in der Therapie. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.



Deremetz, Anne, *Die BDSM-Szene. Eine ethnografische Feldstudie*, Buchreihe Angewandte Sexualwissenschaft, Psychosozial-Verlag, Gießen 2018, 236 S., kt., 24,90 €

Schon die ersten Zeilen machen neugierig. Darin schildert die Autorin ihren Aufenthalt auf einer Party. Doch wie sich schnell offenbart, hat diese Zusammenkunft einen besonderen Anlass; es geht nämlich um das von den Gästen geteilte Interesse an Inhalten, die unter das Label des *BDSM* fallen. Die Abkürzung steht für Bondage & Discipline, Dominance & Submission, Sadism & Masochism und umfasst sämtliche von Dominanz und Unterwerfung geprägte Formen des geschlechtlichen Begehrens. Nicht der gemeinsam erlebte Orgasmus ist das primäre Handlungsziel, sondern die Erzeugung einer erotisch besetzten Machthierarchie durch Kulissen, Requisiten, Praktiken und die Einnahme (meist) binärer Rollen. Entgegen dem landläufigen Klischee ist das Zufügen bzw. Ertragen von Schmerz für den hier relevanten ‚kontrollierten Kontrollverlust‘ weder notwendig noch hinreichend.

Wurden derartige Sexualinteressen noch vor wenigen Jahrzehnten durch Medizin und Psychiatrie als defizitäre und behandlungsbedürftige ‚Perversion‘ pathologisiert, zeichnet sich im Geiste der „neosexuellen Revolution“ (Volkmar Sigusch) spätestens seit Ende des 20. Jh. ein sukzessiver Wandel ab, der eine erhöhte gesellschaftliche Akzeptanz forciert. Was lange Zeit unter der Oberfläche der gesellschaftlichen Ordnung geschah, wird mittlerweile auch in Feldern wie der Kunst, der Mode und der Medien offen verhandelt. Dass *BDSM* nicht mehr lediglich verschämtes Privatheitselement, sondern durchaus diskursfähig geworden ist, wird nicht zuletzt an seiner allmählichen Institutionalisierung erkennbar: Seit den späten 1980er Jahren existiert eine selbstbewusste, mehr oder minder anschlussfähige und sich immer weiter ausdifferenzierende *BDSM*-Szene.

In diese schillernde Welt entführt Anne Deremetz, Wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Graduiertenkolleg „Privatheit und Digitalisierung“, indem sie den Fokus auf die diskursive Hervorbringung und normative Grenzziehung von BDSM richtet.

Bevor das Forschungsfeld selbst vorgestellt wird, macht die Autorin mit der methodologischen Ausrichtung der Arbeit vertraut und bietet einige von der BDSM-Thematik losgelöste sozialkonstruktivistische bzw. diskurstheoretische Überlegungen. Es folgt eine kompakte Zusammenfassung des Forschungsstandes, der prominente Namen sowie klassische und neuere Studien bereit hält und überdies evident macht, dass sich der Bedeutungswandel des BDSM – von der Pathologisierung hin zur „Normalisierung“ (50) – nicht unabhängig vom ihn begleitenden akademischen Perspektivwechsel verstehen lässt. Gleichwohl darf konstatiert werden, dass insbesondere im deutschsprachigen Raum erstaunlich viele sexualwissenschaftliche Desiderate bestehen.

Die an die Auseinandersetzung mit dem Begriff der Szene (in Abgrenzung zur Subkultur) anknüpfende Frage, inwieweit BDSM ein unfreiwilliges und gleichsam unabwendbares ‚Schicksal‘ ist oder doch vielmehr einer selbstbestimmten Entscheidung entspringt, legt die Vielschichtigkeit dieses Phänomenbereiches offen: Was ist gemeint, wenn von BDSM die Rede ist? Neigungen und Fantasien? Praktiken und Artefakte? Oder sind es vielmehr die szenenhaften Vergemeinschaftungen, die sich über Neigungen, Fantasien, Praktiken, Artefakte usw. realisieren? Deremetz unterscheidet zwischen einer BDSM-spezifischen Sexualpräferenz, die man „sich nicht selbst aussucht“ (59) und dem autonomen Umgang mit dieser Neigung. Je nachdem, wie sich dieser Umgang gestaltet, können aus geheimen Fantasien offen ausgelebte Praktiken resultieren.

Doch wie genau vollzieht sich der Eintritt in die BDSM-Szene und was genau macht sie aus? Konkret gefragt: „Wie realisiert sich BDSM innerhalb der BDSM-Szene? [...] Welche Regeln und Normen werden innerhalb der BDSM-Szene aufgestellt? Welche No-Go-Praktiken und Tabus werden dabei genannt? Wie wird mit Tabus und unerwünschten Praktiken innerhalb der Szene umgegangen? Inwieweit ist die BDSM-Szene selbst geschaffenen sowie gesellschaftlichen Prozessen und Dynamiken unterworfen?“ (62)

Um Antworten auf diese und andere Fragen zu finden, begibt sich die Autorin auf ethnografische Spurensuche. Weil ihr Augenmerk auf organisierten Veranstaltungen liegt, in denen die Szene einen besonderen Ausdruck findet, leuchtet es ein, weshalb der Eventisierungsaspekt in den Vordergrund gerückt wird. Im Sinne einer als „berufliche Eingliederung“ (67) verstandenen teilnehmenden Beobachtung erkundet sie das Feld zunächst in der Rolle einer Treisenkraft. Hierin sieht sie u.a. den Vorteil, einerseits nah genug dran sein zu können, um zentrale Aktivitäten im Blick zu haben, andererseits bringt ihre Position hinter der Theke

die nötige Distanz, um das Feldgeschehen nicht durch ihre Beobachtungshandlung unmittelbar zu beeinflussen. Auf diese Weise gerät sie, so könnte man ergänzen, auch nicht in die Situation, ihre Präsenz gegenüber anderen Besuchern legitimieren zu müssen, weil diese ihr eine feldadäquate Rolle *ab initio* zuschreiben. Gerne hätte man bereits an dieser Stelle mehr darüber erfahren, wie der initiale Kontakt zu den Event-Verantwortlichen zustande gekommen ist, welche ihr eine derartige Partizipation unter wissenschaftlichen Vorzeichen immerhin erst ermöglicht haben.

Ausgehend von den Erkenntnissen ihrer Feldbeobachtungen führt die Autorin darüber hinaus problemzentrierte Experteninterviews mit den Veranstaltern von insgesamt fünf verschiedenen Typen von BDSM-Events, die sie hinsichtlich der ihnen immanenten organisationalen Strukturen und Angebote unterscheidet (Play-Party, Paare-Dinner, CFNM-Event, Spank-Party, LARP-Event).

Das Herzstück des Buches bilden ohne Frage die Feldbeschreibungen, bei denen die zuvor kategorisierten Eventformen anhand verschiedener Dimensionen durchdekliniert werden: typische Abläufe, topologische und normative Rahmungen, Kleidung, Interaktionsordnungen, Zielgruppen, Konfliktpotenziale, Geschlechterverhältnisse, sexuelle Orientierung und Lebensalter der Teilnehmer, Grad der Inklusivität usw. Entlang dieser Aspekte lässt sich ein jeweils eventspezifisches Verständnis von BDSM herausarbeiten.

Aufschlussreich ist dies insbesondere mit Blick auf Grenzziehungen: Wo fängt BDSM an, wo hört BDSM auf? Welche Praktiken gehören zur BDSM-Normalität und welche nicht? Bezugnehmend darauf spricht Deremetz an mehreren Stellen von „Meta-Devianz“ (77) und meint damit „die in der BDSM-Szene zusätzlich abweichenden Praktiken von den bereits als abweichend etikettierten BDSM-Praktiken generell – sozusagen „die Abweichung von der Abweichung“ (79). Ein „besonderes meta-deviantes Potenzial“ (196) beobachtet die Autorin in sogenannten „Ekel-Praktiken“ (ebd.), insbesondere aufgrund der damit einhergehenden gesundheitlichen Risiken.

Grenzziehungen und Tabuisierungen werden, dies ist der springende Punkt, also nicht lediglich ‚von außen‘ vorgenommen, sondern spielen gerade auch innerhalb der Szene eine wichtige Rolle – wobei sich die Frage nach der Bestimmung des Innen und Außen wie ein roter Faden durch die gesamte Lektüre zieht.

Angesprochen werden ferner der von der BDSM-Thematik wohl schwerlich trennbare Gewaltdiskurs (bezüglich der Abgrenzung ‚realer‘, d.h. nicht-konsensueller Gewalt von der durch Einvernehmen legitimierten Gewalt) sowie der Strukturwandel, den die Szene durch das Internet erfahren hat. Relevant ist der virtuelle Raum hier nicht nur als Wissensquelle, sondern auch für die primäre Kontaktaufnahme zur Szene im Allgemeinen und zu einzelnen Szene-Mitgliedern im Besonderen.

Die Eventberichte werden durch mitunter recht ausführliche Passagen aus den inhaltsanalytisch ausgewerteten Interviews veranschaulicht; auf eine tiefere und kritischere Analyse der Zitate (Stichwort: *impression management*) verzichtet die Autorin indes. Aufgrund der vorgenommenen Fallauswahl lernt der Leser die Eventtypen nahezu ausschließlich aus Sicht der Betreiber kennen, derweil die Perspektive der Besucher weitgehend ausgeblendet bleibt.

Im letzten Teil der Arbeit werden theoretische Überlegungen zu Gentrifizierung und sozialem Raum auf die gewonnenen empirischen Erkenntnisse übertragen. Deremetz versteht die von ihr untersuchten BDSM-Veranstaltungen als Räume, „in [denen] sich Menschen selbst verorten oder verortet werden können. Das Event dient somit als geschützter, begrenzter Möglichkeitsraum zwischen *noch-normalen* und *nicht-mehr-normalen* sozialen Praktiken.“ (208) Dass bestimmte Lesarten von BDSM längst im Alltagsdiskurs angekommen sind und man daher von einer gewissen Normalität ausgehen kann, zeigen nicht zuletzt solche populären Medienformate wie die kommerziell erfolgreiche Trilogie über *Fifty Shades of Grey*. Andererseits müsse der Autorin zufolge „zwischen Normalisierung der BDSM-Szene und der Normalisierung bestimmter Praktiken mit BDSM-Elementen differenziert werden. Die Normalisierung bestimmter BDSM-Praktiken führt nicht unweigerlich zu ihrer Verdrängung aus der BDSM-Szene.“ (216f)

Das Buch gibt einen informativen und dazu noch sozialtheoretisch gerahmten Überblick über die szenespezifische Eventkultur. Damit werden spannende Einsichten in einen außeralltäglichen, ungewöhnlichen und gemeinhin verborgenen Bereich der sozialen Wirklichkeit geboten. In einem eigenen Abschnitt wird das zentrale Vokabular aus dem BDSM-Jargon erörtert, wodurch sich die Lektüre auch für solche Leser eignet, die diesbezüglich noch über wenige Kenntnisse verfügen. Aufgrund der besonderen Charakteristik des Feldes ist ethnografisches Forschen dort alles andere als voraussetzungslos. Umso wichtiger erscheint es, die eigene methodische Herangehensweise vor dem Hintergrund des gewählten Forschungsinteresses und möglicher Fallstricke, Fehlerquellen, Probleme und Herausforderungen sorgsam zu bedenken.

Hierin besteht ein besonderes Verdienst der Autorin, der es gelingt, den von ihr durchlaufenen Forschungsprozess transparent zu machen. Getroffene Entscheidungen für die angewandten Methoden und die Abwägung ihrer Vor- und Nachteile werden somit nachvollziehbar. Leider ungenutzt gebliebenes Potenzial bietet die (subjektive) Rolle der Wissenschaftlerin im Feld. Gerade weil sie Geschlechtlichkeit zu ihrer wesentlichen Analysekategorie macht, hätte es sich beispielsweise angeboten, die eigene (schließlich nicht geschlechtslose) Forscherperson im Hinblick auf die Reaktion der (ebenfalls nicht geschlechtslosen) Feldakteure bzw.

auf die Interviewdynamik zu reflektieren. Das Bemühen der Autorin, theoretische Erklärungen mit empirischen Daten zusammenzubringen, ist ausgesprochen lobenswert, auch wenn diese Syntheseleistung erst auf den letzten Seiten zur vollen Entfaltung kommt.

Freilich ist die in dieser Studie beschriebene Szene nur ein kleiner Ausschnitt des schwer zu überblickenden BDSM-Kosmos. Wüsste man nicht, dass tatsächlich nur ein Bruchteil sadomasochistischer Interaktionen im Binnenraum organisierter Szeneevents stattfindet, so könnte bei der Lektüre dieses Buches leicht ein gegenteiliger Eindruck entstehen. Schon in forschungspraktischer Hinsicht liegt es natürlich nahe, dass mit (semi-)öffentlichen BDSM-Partys ein vergleichsweise leicht zugängliches Gebiet gewählt wurde. Andere sadomasochistische Räume und Ausdrucksformen bleiben damit außen vor, etwa das (einseitig bezahlte) Geschehen in professionellen und weniger professionellen Domina-Studios im prostitutiven Rahmen oder all jene noch schwieriger zu erforschenden BDSM-Begegnungen hinter den verschlossenen Türen des privaten Schlafzimmers – oder des liebevoll eingerichteten Folterkellers. Insofern ist der Autorin in jedem Fall recht zu geben: „BDSM ist nicht mehr gleich BDSM“ (215). Das Akronym hat sich erst vor wenigen Jahren durchgesetzt, um der Vielfalt dieses Phänomens besser gerecht zu werden. Es wäre wohl präziser, nicht im Singular von ‚der‘ BDSM-Szene zu sprechen, sondern die Pluralität *mehrerer* Szenen zu betonen. Schon die im Buch veranschaulichten Bemühungen um Distinktion mithilfe der Spezialisierung des jeweiligen Eventangebotes sprechen für die Notwendigkeit eines differenzierten Blicks.

Bedenkt man, dass es sich bei der vorliegenden Publikation originär um die Master-Arbeit der Autorin handelt, so bleibt am Ende festzuhalten, dass die Erwartungen an ein solches Qualifikationsformat sowohl in quantitativer als auch und gerade in qualitativer Hinsicht bei Weitem übertroffen wurden. Der Band besticht durch eine fleißige Recherche, die den wissenschaftlichen Anspruch ernst nimmt, sich auf der Höhe des gegenwärtigen Forschungsstandes bewegt, Desiderate aufspürt und durch eigenständige originelle Ideen zu besetzen versucht. Fazit: Ein gehaltvoller Beitrag zur bislang übersichtlichen soziologischen BDSM-Forschung.

Matthias Meitzler (Passau)



Wolf, Benedikt (Hg.), *SexLit. Neue kritische Lektüren zu Sexualität und Literatur*, Querverlag, Berlin 2019, 367 S., kt. 18 €

In Zeiten, in denen große Teile der Queer Studies sich zu quasi-scholastischen Tänzen auf identitätspolitischen Nadelspitzen zusammenfinden und sich dabei immer schwindelerregender um sich selbst drehen, ist es kaum mehr vorstellbar, dass sie vor drei, vier Jahrzehnten noch zu den virulentesten Forschungsansätzen in der Literaturwissenschaft zählten. In dem von ihm herausgegebenen Sammelband *SexLit* ruft Benedikt Wolf die Anfänge des einstmals so erkenntnisstiftenden Forschungsansatzes in Erinnerung und beklagt, dass er heute zu einem „undurchdringlichen Herrschaftszusammenhang [...] gender- und queertheoretisch orientierter Ideologieproduktion an einigen deutschsprachigen Universitäten“ herabgesunken ist, „der eine kritische linke Geschlechter- und Sexualitätsforschung nicht ermöglicht, sondern behindert“. Mit dem vorliegenden Band soll, anhand „kritischer Lektüren zu Sexualität und Literatur“, aufgezeigt werden, „dass die theoretischen Perspektiven, die sich aus einer Kritik an der Queer Theory ergeben, [...] brauchbarer sind als die ins Unerträgliche verlängerten queertheoretischen Erkenntnisse, die vor der Jahrtausendwende zum Teil Neuigkeitswert hatten“, inzwischen „aber längst zu schalen Glaubenssätzen verkommen sind“.

Wolf selbst hat mit einem kurzen Vorwort, einer ausführlichen Einleitung und einer Analyse der „Poetik der sinnlichen Zeichen“ der *Kleine[n] Gedichte* des griechischen Lyrikers Dino Christianopoulos drei meinungsstarke bis polemische, aber durchaus überzeugende Beiträge beige-steuert. In den ersten beiden setzt er sich nicht zuletzt kritisch mit der gegenwärtigen Verfasstheit der Queer Studies auseinander. Das „Problem“ der „queeren Politisierung der Sexualität“ liegt ihm zufolge in der inhaltlichen und strukturellen „Verkürzung im politischen Denken derer, die an

ihr arbeiten“. Diese Verkürzung sei der „queere[n] Rezeption des Poststrukturalismus“ anzulasten, die hierzulande das „ideologische Denken der US-amerikanischen Linken“ übernommen habe. Als Folge sei die „Kritik an Patriarchat, Zweigeschlechtlichkeit und Zwangsheterosexualität“ zunehmend zurückgedrängt worden und an die Stelle der „ursprünglich als emanzipativ entworfene[n] Theorie“ die „Suche nach neuen ‚Normativitäten‘“ getreten.

Die rund ein Dutzend Beiträge des Bandes befassen sich mit literarischen Werken, überwiegend des deutschen, aber auch des französischen und griechischen Sprachraums, die zwischen 1950 und 2000 verfasst und veröffentlicht wurden. Neun Literunteranalysen sind in die drei Rubriken „Den Umständen entsprechend: Sexualität und Herrschaft“, „Verlust und Vorschein: Sexualität und Utopie“ sowie „Der Text der Lust“ gegliedert. Darunter Patsy l'Amour laLoves Interpretation des Songs *Bück Dich* der deutschen Band *Rammstein*. Beschlossen wird der Band von zwei weiteren Texten, die selbst literarisch sind.

Wenig überraschend findet sich Veronika Krachers Untersuchung von Gisela Elsners Roman *Das Berührungsverbot* in der ersten der drei genannten Rubriken. Kracher befasst sich nicht nur mit dem Text selbst, sondern geht auch der Frage nach, warum Buch und Autorin nicht nur von der damaligen Malestream-Kritik, sondern „auch von der feministischen Literaturwissenschaft lange Zeit verschmäht“ wurden, obwohl darin mit der „bürgerlichen Kleinfamilie“ eines der „Kernfelder patriarchaler Unterdrückung thematisiert“ wurde. Die Autorin vermutet, der Grund für die zeitgenössische feministische Ablehnung des Buches könne darin gelegen haben, dass es „keinerlei Auswegmöglichkeiten offeriert“ und „kein ‚Empowerment‘ enthält“. Das ist durchaus plausibel. „Dass man bei dem Begriff der ‚Frauenliteratur‘ eher an Romane mit muskulösen Highlandern auf dem Cover als an Jane Austen denkt“, ist „den patriarchalischen Verhältnissen“ allerdings nicht, wie sie zu Beginn ihres Beitrags formuliert, „geschuldet“, sondern vielmehr anzulasten.

Ebenso wie Elsners *Berührungsverbot* werden auch Verena Stefans *Häutungen* und Ingeborg Bachmanns *Ein Schritt nach Gomorrha* unter dem Rubrum „Sexualität und Herrschaft“ behandelt, was nicht ganz so selbstverständlich ist wie im Falle von Elsners Werk, hätte man sie doch auch unter der Überschrift „Sexualität und Utopie“ erwarten können. Warum sie der ersten Rubrik zugeordnet wurden, machen die Beiträge von Svenja Behrens und Kathrin Witter deutlich.

Behrens beobachtet in ihrer Analyse der *Häutungen* fein, dass die „Parole der Frauenbewegung ‚Das Private ist politisch‘“ in Stefans Büchlein eine „merkwürdige Wendung“ nimmt, „in der weniger das Private zum Gegenstand politischer Debatten wird, sondern nahegelegt wird, es gebe eine private Lösung für gesellschaftliche Probleme“. Die Au-

torin macht nicht nur verständlich, warum es innerhalb der Frauenbewegung heftige und zum Teil durchaus unsolidarische Kritik auf sich zog, sondern plausibilisiert auch ihre These, dass der Emanzipationsversuch der Protagonistin gescheitert ist.

Dass *Häutungen* „als paradigmatisch für die Literatur der westdeutschen Frauenbewegung gelten“ könne, ist allerdings nicht wirklich zutreffend. Schließlich war diese in den 1970er und 80er Jahren weitaus vielfältiger und reichte von Karin Stucks proletarisch-feministischem Proto-Roman der Neuen Subjektivität *Klassenliebe* (1973) über Margot Schroeders Entwicklungsroman einer Aktivistin der Neuen Frauenbewegung *Der Schlachter empfiehlt immer noch Herz* (1977) und Jutta Heinrichs *Das Geschlecht der Gedanken* (1977) mit seiner ebenso analytisch klugen wie kämpferischen Protagonistin bis hin zu Svende Merians linksalternativ-feministischem Beziehungsroman *Der Tod des Märchenprinzen* (1980). Wie Behrens zu Recht betont, „ergaben sich in den 1970er Jahren zahlreiche Konfliktlinien zwischen verschiedenen Standpunkten innerhalb der Frauenbewegung“. Und diese schlugen sich auch in den literarischen Werken ihrer Aktivistinnen nieder. So war *Häutungen* zwar nicht paradigmatisch für die Neue Frauenbewegung. Eines ihrer wichtigsten Bücher war es allerdings zweifellos.

Bachmanns *Ein Schritt nach Gomorrha* wiederum wird von Kathrin Witter einer ebenso genauen wie instruktiven Lektüre unterzogen. Als „zentrale Kategorie zur Deutung der Erzählung“ macht sie den „dialektische[n] Begriff von Subjektivität“ aus, wie er von Max Horkheimer und insbesondere Theodor W. Adorno in seinem Buch *Negative Dialektik* entfaltet wurde. Subjektivität beinhalte dieser dialektischen Begriffsbestimmung gemäß „sowohl das Versprechen von Universalität [...] als auch die Notwendigkeit eines Anderen, auf dessen Negation die Konstitution als Subjekt beruht“. *Ein Schritt nach Gomorrha* „verhilft“ Witter zufolge „dieser Dialektik zum Ausdruck und löst so die klassische geschlechtliche Rollenzuschreibung auf“, indem es „von einem Versuch der Emanzipation aus der Enge der Ehe und den Unwegsamkeiten der Subjektivierung sowie von der Unmöglichkeit partikularer Befreiung“ erzählt.

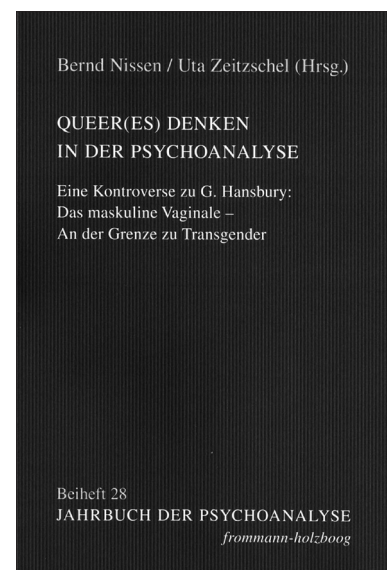
Eben darum wurde die Analyse der Erzählung unter die Rubrik „Sexualität und Herrschaft“ und nicht unter „Sexualität und Utopie“ subsumiert, in der sich Julia Meta Müller der „utopischen Freisetzung der Produktivkraft Sexualität“ in Irmtraud Morgners nachgelassenem Romanfragment *Der Schöne und das Tier* zuwendet, um „anhand dieses einzelnen Werkes die universelle Forderung Morgners nach einem vollständig transformierten Menschengeschlecht nachzuzeichnen“. Diese bestehe im „Einzug der Freiheit in ein erstarrtes System von biologischen Geschlechtszuweisungen und den daraus hervorgehenden gesellschaftlichen Rollenbildern“.

Positiv hervorzuheben ist auch Vojin Saša Vukadinovićs kluge und genaue Analyse von Monique Wittigs leicht hermetischem Werk *Les Guérillères*. Der eigentlichen Untersuchung des Textes hat er einen informativen biographischen Abriss der französischen Feministin vorangestellt und eine ebenso vehemente wie berechtigte Kritik an der deutschen Übersetzung angefügt, in der er der Übersetzerin „begriffliche Sabotage“ vorwirft, sodass „Wittigs wichtigste literarische Arbeit in einen differenzfeministischen Gebrauchsartikel umfunktioniert [...]“ wurde. Vor allem aber verteidigt Vukadinović Wittig gegen die feindliche Übernahme, zunächst durch den Differenzfeminismus und später durch die (Butlersche) Queer Theory, um schließlich selbst „konzise Einsprüche“ gegen ihr Buch zu erheben. Nebenbei macht er auf eine „Spur“ aufmerksam, die „von Marcuse zu Wittig reicht“. Sie nahm ihren Anfang mit Wittigs französischer Übersetzung von Marcuses *Der eindimensionale Mensch*.

Etliche der Beiträge des vorliegenden Bandes kritisieren nicht nur implizit oder explizit die vorherrschende Entwicklung der Queer Studies, sondern zeigen, dass sie auf dem Feld der Literaturanalyse auch heute noch erkenntnisstiftend wirken können, so sie sich denn auf ihre emanzipatorischen Anfänge zurückbesinnen.

Rolf Löchel

(Erstveröffentlichung in <https://literaturkritik.de/wolfsexlit-zurueck-zu-den-wurzeln,26587.html>)



Nissen, Bernd, Uta Zeitzechel (Hg.), *Queer(es) Denken in der Psychoanalyse. Eine Kontroverse zu G. Hansbury: Das maskuline Vaginale – An der Grenze zu Transgender*, Jahrbuch der Psychoanalyse, Beiheft 28, Frommann-Holzboog, Stuttgart 2019, 106 S., br., 28 €

Die 2015 mit dem *Ralph Roughton Award* der *American Psychoanalytic Association* ausgezeichnete Arbeit des New Yorker Psychoanalytikers Griffin Hansbury „The Masculine Vaginal: Working with Queer Men’s Embodiment at the Transgender Edge“ (Deutsch: „Das maskuline Vaginale und seine Verkörperung bei queeren Männern an der Grenze zu Transgender“) wurde erstmalig im renommierten *JAPA* veröffentlicht und ist seither international Diskussionsgegenstand psychoanalytischer Communities. Auch das aktuelle Beiheft des *Jahrbuchs der Psychoanalyse* reiht sich in die Diskussion ein und lässt neben dem Abdruck der Arbeit von Hansbury – welche ein radikales queeres Denken auf etablierte psychoanalytische Konzepte treffen lässt – diese von den bekannten Psychoanalytikerinnen Dana Amir, Leticia Glocer Fiorini sowie den Psychoanalytikern Howard B. Levine, Franco De Masi und Bernd Nissen in kurzen Beiträgen kommentieren.

Zentral für Hansburys’ Beitrag ist sein Konzept des Vaginalen, das er als symbolisches Pendant zum Phallischen begreift, das losgelöst vom sozialen und biologischen Geschlecht vom Subjekt erfahren werden kann. Das transmoderne Anliegen des Autors ist somit eine Konzeptualisierung, welche es ermöglicht, „das Vaginale vom ausschließlich Weiblichen abzukoppeln“ (17). Sein Konzept erhebt sich dabei über das „rein Theoretische hinaus bis zum realen körperlichen Erleben“ (ebd.), was er in Folge anhand eines Einzelfallbeispiels veranschaulicht. Die postmoderne, dekonstruktivistische Sichtweise des Autors überwindet somit das von Freud postulierte Schicksal der Anatomie, indem er dem Körper seiner Analysanden zwar eine „wichtige Rolle“ (26) zuschreibt, die jedoch auch ohne chirurgische Eingriffe als „nicht unveränderlich“ (ebd.) erachtet wird. Hansbury insistiert, sich den seiner Ansicht nach unzureichenden vorherrschenden binären und multiplizitären Modellen zu verwehren, und konzipiert einen gequeerten Körper, der „eine nicht euklidische geometrische Form an[nimmt], eine Art komplexe Vielfalt von Kurven und Reibungen“ (27).

Hansbury lokalisiert den psychischen Möglichkeitsraum dieses Erlebens durch die *transgender edge*, jenem „[...] Schwellenraum, [...] Übergangsraum, [...] Spielraum“ (16), in dem „Körperteile und Genderaspekte miteinander kollidieren und verschmelzen“ können und der nicht ausschließlich von Transgender-Patienten, sondern seinem Fallbeispiel folgend auch von Cis-Gender-Männern erschlossen werden kann.

Seine Überlegungen veranschaulicht Hansbury anhand einer Kasuistik eines schwulen männlichen Cis-Genderpatienten (Kevin), der in seiner sechsjährigen Analyse, im Rahmen seiner Körperfantasien seinen Anus als „Fotze und mal als Muschi“, als das maskuline Vaginale, erlebt. Nach einer kurzen Einführung in die Behandlung, beleuchtet er die in der Literatur diskutierten Fantasien und sexuellen

Spielarten schwuler Männer in actu, in welcher der Anus als Vagina wahrgenommen wird, gleichsam bekräftigt er sein theoretisches Axiom, dass es sich bei seinem Fallbeispiel und der um dieses gewobenen theoretischen Konzeption um eine genuin vaginale Symbolik handelt.

Folgend führt der Autor seine Gedanken zur vaginalen Kastrationsangst aus, eben jener Furcht verschlossen und des eigenen Innenraumes beraubt zu werden. Die theoretischen Exkurse werden stets an die dargestellte Behandlung rückgekoppelt, auch mit seinem Analysanden Kevin arbeitet Hansbury diese archaische Angst heraus. Während die vaginale Kastrationsangst zunächst in einem konkretistisch anmutenden Sinne präsentiert wird, scheint er sie im weiteren Verlauf eher metaphorisch zu begreifen, wenn er sie zunächst als drohende und schlussendlich reale Sanktion bezüglich eines nicht gendergerechten bzw. gendernormativen Verhaltens (des Kindes) begreift.

Keins Analyse, die von massiven Gefährdungen des Patienten, bis hin zu einer HIV-Infektion, begleitet wird, endet mit der Einschränkung des sexuell riskanten Verhaltens (als auch des Drogenkonsums, der irritierenderweise nur passager erwähnt wird, scheint es doch auch in der präsentierten Sexualität suchtcharakterologische Merkmale zu geben).

Bei der Lektüre wird Hansburys Wunsch deutlich und schlussendlich auch artikuliert, die (psychoanalytischen) Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit aufzulösen. Dabei ist es eben jene Binartität, die Hansbury zur Verdeutlichung seiner Konzeptualisierung wiederholt bemüht, sodass die Frage, ob und wie das psychoanalytische und insbesondere das das Sexuale betreffende Denken im kategorialen Verzicht und Verzicht zur Geschlechterreferenz überhaupt möglich ist. Seine Konzeptualisierung mit dem Anspruch der Fluidität und der Gleichzeitigkeit oszilliert immer wieder zwischen den Polen von männlich und weiblich, aktiv und passiv. Die Falldarstellung ist geprägt von einer expliziten Sprache, die mit Blick auf den gegenwärtigen Kanon psychoanalytischer Publikationen, gewiss als provokant begriffen werden kann, eben jener „Sprache des erregten Erlebens, [die auch] die Gefahr läuft, in eine gemeinsame Erregung zu verfallen“ (11). Auch wenn Hansbury wiederholt das Übertragungs-Gegenübertragungs-Geschehen der explizierten Behandlung thematisiert, entsteht der Eindruck, wie auch durch spätere Kommentare angemerkt, dass einige Verwicklungen, Kollusionen und blinde Flecken dabei unreflektiert und unbearbeitet bleiben.

Leticia Glocer Fiorini befürwortet zunächst Hansburys Absicht „über die traditionellen Dualismen hinauszugehen“ und hebt den Vorschlag des Autors hervor, die *transgender edge* als universelle Kategorie anzusiedeln, die sich nicht nur auf „verkörperte Erfahrung[en]“ von Transgender-Patienten beschränkt (50). Sie unterstreicht die Dekonstruktion gängiger theoretischer Denkmodelle als Voraussetzung für

neue axiomatische Konstruktionen, erkennt jedoch auch, dass „die Benennung ‚das Vaginale‘[...] die Gefahr in sich [birgt], wieder in die zuvor genannte Dichotomie zurückzufallen“ (52), diese gar zu bekräftigen (vgl. 53).

Dana Amir kommentiert den Hauptbeitrag in Rückgriff auf ihr Konzept der lyrischen Dimension, eines psychischen Raumes, der für „die Integration zweier Erfahrungs-/Perzeptionsweisen verantwortlich ist“ (59): Die Integration eines kontinuierlichen Modus, sowie eines emergenten Modus, der im Gegensatz zum erstgenannten das Unvorhersehbare und Unerklärte der Welt beinhaltet. In Bezug auf ihre Denkfigur zeigt sie das Unvermögen psychoanalytischer Theorie auf, Konzepte wie das Vaginale zu denken, da der kontinuierliche Modus – vorherrschend in aktuellen theoretischen Konzeptionen – den emergenten zu überlagern oder gar zu ersticken (vgl. 60) vermag. Die Integration der Modi versagt, der kontinuierliche Modus zeigt sich als vorrangig. In ihrer am Bion'schen Denken geschulten Ausführung identifiziert Amir die Kritik an Hansburys Konzeptualisierungen als repressiven Mechanismus sich der Wiederkehr des Verdrängten anzunehmen: „Aber das wahre Versagen, um das es ging, war nie das Versagen der Verdrängung durch das Transsubjekt, sondern das Versagen der Psychoanalyse ‚Trans‘ zu denken.“ (61).

Während die ersten beiden Kommentatorinnen das Potential der Arbeit hervorheben, insbesondere um neue metatheoretische Implikationen zu prüfen, beleuchten die folgenden Auseinandersetzungen die Leerstellen und Widersprüche der Arbeit.

In Howard B. Levines Kommentar „Nachdenken über Gender – Politik Polemik und psychische Realität“ diskutiert der Autor, ob es sich in der durch Hansbury angeführten *transgender edge* überhaupt um ein Novum, oder lediglich um eine Reformierung eines bereits bestehenden psychoanalytischen Konzeptes handelt. Des Weiteren kritisiert er die Einengung Hansburys auf seine Konzeptualisierung und sensibilisiert für die daraus resultierenden blinden Flecken. In Anlehnung an Freud führt er aus, wie sich „das gesprochene Wort nicht nur [als] Träger von lexikalischen Inhalten und manifester Bedeutung“ (68) erweist, und bemängelt, dass durch Hansburys Setzungen eine potentielle Einschränkung bezüglich möglicher Deutungen entstehe. Sein Plädoyer für eine Offenheit auf Grundlage einer unendlichen Plastizität von Bedeutungen (vgl. 70) sowie die Notwendigkeit, die Gegenübertragung wiederholt kritisch zu hinterfragen, werden durch Levine hervorgehoben.

Franco De Masi identifiziert zunächst die Unbestimmtheit des Begriffs des Vaginalen, welche es Hansbury erlaubt, „alle möglichen Hypothesen auf verschiedenen Ebenen“ (74) zu formulieren, um somit final auch die etablierten Gendertheorien zu überwinden. De Masi argumentiert entschieden, dass die Schilderungen des vorgestellten Analysanden Kevin – das Phantasieren des Anus als Vagina – als dysmorpho-

phobischen Wahn (ebd.) zu betrachten seien. Des Weiteren kritisiert er, den klinischen Nutzen des Denkmodells anzweifeln, die Behandlungstechnik des New Yorker Analytikers und deutet den Fall Kevins als eine „schwere Sexualisierung der Psyche“ (76), welche entgegen der präsentierten Behandlungstechnik einer anderen Form bedürfe. Letztlich folgert De Masi, dass „die Theorie des Vaginalen nicht im Patienten entstanden zu sein scheint, sondern in der Psyche des Analytikers als Residuum einer eigenen persönlichen Problematik.“ De Masi benennt zudem Hansburys Verstrickungen, die er als Kollusion und Allianz herausarbeitet.

Der Band schließt mit dem Kommentar des Mitherausgebers Bernd Nissen, der Hansburys Gleichsetzung der Vorgänge des Phantasierens und Phantomisierens mit dem Vorgang des Realisierens zunächst skizziert (87). Nissen argumentiert, dass Hansbury in seiner Ausarbeitung eine unhintergehbare Grenze ignoriert – die durch eine Geschlechtsumwandlung gegebenenfalls übertreten werden kann – da sexuelles Erleben, phallisch als auch vaginal, einer genitalen Realisierung bedarf, um „psychisch erfahrbar und strukturell-dynamisch integrierbar zu werden“ (ebd.). Nissen geht es dabei nicht darum, das Empfinden und psychische Erleben des Patienten in Frage zu stellen, sondern zu betonen, dass das „körperliche vaginale Empfinden [...] an sein anatomisches Vorhandensein gekoppelt“ (88) bleibt.

Auch Nissen betrachtet das Behandlungsgeschehen kritisch und formuliert die Frage, „ob Analytiker wie Analysand [sich] in eine Als-ob-Dynamik begeben [haben]“, gefangen in einer „gemeinsam erzeugten Erregung“ (96). Nissen, der Zuspruch, Lob und Billigung der Arbeit und die wiederholte Veröffentlichung auch als möglichen Versuch versteht, die „unprofessionelle und beschämende Haltung in der Homosexualitätsdebatte“ (84) unter keinen Umständen auf einem anderen Schauplatz des Sexuellen zu wiederholen und zu einer erneuten Pathologisierung beizutragen, versteht, resümiert, dass „[e]ine queere Behauptung, der Selbstdefinition als einzig zulässige ‚Identitätserklärung‘ [...] im Psychoanalytischen nicht möglich“ (92) sei. Er betont die Relevanz des Verstehens und des Durcharbeitens sexueller Phantasien, Erlebensweisen und Strebungen, sowie das entschiedene Entgegenstellen gegen eine (erneute) Pathologisierung dieser, erklärt eine „Beliebigkeit von Deutungen“ (92) jedoch als unzulänglich.

Mit seinem Aufsatz leistet Hansbury einen wichtigen Beitrag dazu, die Psychoanalyse in Beziehung zu den *Queer Studies* zu setzen und es erweist sich als gewinnbringend, die metatheoretischen Konzepte der Psychoanalyse kritisch auf den Prüfstand zu stellen. Die Arbeit Hansburys, die „sprachlich, konzeptionell und behandlungstechnisch provokant ist“ (11), bietet meines Erachtens genau diese Möglichkeit. Die theoretischen Ungereimtheiten, die sich in einer radikalen postmodern-dekonstruktivistischen Lösung unterschwellig zeigen, werden kritisch herausgearbeitet und

kommentiert. Die Komposition des Bandes ermöglicht einen zu begrüßenden lebendigen Diskurs, der das Potential, deutlich aber auch die Grenzen der preisgekrönten Arbeit pointiert herausarbeitet und somit zu der notwendigen Fortführung der Kontroverse einlädt.

Maximilian Römer (Berlin)



Hocquenghem, Guy, *Das homosexuelle Begehren*, hgg. u. mit einem Nachwort versehen v. Lukas Betzler u. Hauke Branding, aus d. Franz. v. Lukas Betzler u. Hauke Branding, auf Basis der Erstübersetzung v. Burkhard Kroeber v. 1974, Edition Nautilus, Hamburg 2019, 200 S., br., 18 €

Nachdem er lange vergessen schien oder aus der kollektiven Erinnerung der von Außenseitern der Gesellschaft zu integrierten, verpartnerten und angepassten Akteuren gewandelten gleichgeschlechtlich Liebenden verdrängt worden war, ist Guy Hocquenghem nun zurück. Heinz Jürgen Voß und Rüdiger Lautmann brachten Texte und Theorien aus seiner Feder 2018 in einem Sammelband in die geschlechterpolitische Debatte der Gegenwart (Voß, Heinz-Jürgen [Hg.], 2018. *Die Idee der Homosexualität musikalisieren. Zur Aktualität von Guy Hocquenghem*, Psychosozial-Verlag, Gießen, vgl. *Sexuologie* 2018, 25 [1–2], 103–106).

Hocquenghems hierzulande als zentral begriffener Text „Das homosexuelle Begehren“ aus dem Jahre 1974 wird im vorliegenden Buch präsentiert und von den Übersetzern neu verortet. Der Text ist in fünf Kapitel unterteilt, denen Einleitung, Schlusskapitel und das Nachwort der Herausgeber sowie Literaturverzeichnis und Personenregister beigeordnet sind.

Historische Texte entfalten je nach Verortung des späteren Lesers ihre ganz eigene Dynamik, Brisanz, Tragik oder Komik. Hocquenghem schreibt von einer „kapitalistischen Gesellschaft“, welche die Homosexuellen ebenso erzeuge wie die Proletarier (13). Die Dynamiken einer Dienstleistungsgesellschaft und der Selbstoptimierung von Scheinselbständigen ist ihm noch unbekannt. Die Unterscheidung in Männer und Frauen wird nicht hinterfragt. Anstelle gendertheoretischer Überlegungen widmete sich der französische Soziologe im Jahre 1974 eher der Frage, wie und warum Homosexualität pathologisiert wird – denn in den 1970er Jahren war dies noch völlig üblich bei den allermeisten politischen, gesellschaftlichen und medizinischen Akteuren in Frankreich.

Die Furcht, eine Anerkennung des homosexuellen Begehrens, würde die heterosexuelle Familie und somit die Grundlage der westlichen Zivilisation nachhaltig beschädigen, war allgegenwärtig (23). Die Bestrafung schwulen Sexes war ein Erbe des Vichy-Staates aus dem Jahre 1942, das die nachfolgende vierte und fünfte Republik jedoch beibehalten hatten. Unterstützung erfuhren sie hierbei von heilungswütigen Ärzten. Getrieben von einer quasireligiösen Gläubigkeit in den naturwissenschaftlichen Fortschritt, stand die etablierte Linke hier nicht abseits. Ökologische Gedankengänge, die eine Bewahrung des Bestehenden bei gleichzeitiger Gewährung von Freiheiten beinhalteten, waren in den frühen 1970er Jahren in Frankreich bei politisch Verantwortlichen noch völlig unbekannt.

Hocquenghem arbeitet sich an der Psychoanalyse Freuds, ihren Denkmodellen und Fluchtmöglichkeiten aus dem hermetischen Biologismus seiner Zeit ab. Er verbindet die Überlegungen eines Sandor Ferenczi mit der kapitalistischen Ausbeutung (77) und macht deutlich, dass die Reinlichkeit des männlichen Hinterteils symbolhaft für die gesellschaftliche Ordnung Frankreichs stehe. Homosexualität symbolisiere für die französische Öffentlichkeit Identitätsverlust und die Unmöglichkeit, dem bestehenden System sinnvoll dienlich zu sein. Der homosexuelle Mann kann aktiv und passiv gleichermaßen sein, er entziehe sich festen Einordnungen (115).

Als zeitgenössischer Verbündeter in der Demaskierung der Verhältnisse dient Hocquenghem der Schriftsteller und Philosoph Jean-Paul Sartre, dessen Essentialismus heute angesichts des Erfolges des von Michel Foucault präferierten Konstruktivismus völlig aus der Zeit gefallen zu sein scheint. Dies macht auch zugleich den Unterschied zwischen Hocquenghem und Foucault deutlich: letzterer setzt auf die Analyse der Geschichte, ersterer will die Gegenwart verändern, weil die Geschichte vor Freud keine Bezugspunkte biete.

Hirschfelds Werk wird kurz gestreift (125), Wilhelm Reich als homophober Sexist verworfen – was Hocquenghems zeitgenössischer Rezeption erheblich geschadet ha-

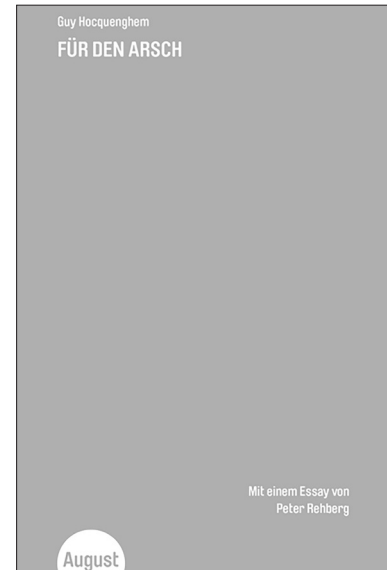
ben dürfte, da Reich auch hierzulande vielfach nicht als Retter der Heterosexualität, sondern als ihr Erlöser aus allen sexualpolitischen Schranken interpretiert wurde.

Zudem thematisierte Hocquenghem intensiv die Thematik der Bisexualität (134), während diese gerade seitens des einflussreichen Martin Dannecker als quasi nicht existent verworfen wurde (vgl. Dannecker, M., Reiche, R., 1974. *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexualität in der Bundesrepublik*. Frankfurt/M., 47, 302). Hocquenghems Erkenntnis, dass die Anerkennung der Homosexualität den Unterschied zwischen „privat“ und „öffentlich“ aufhebe (143), war für ihn ein zentraler Punkt in seinem antikapitalistischen Weltbild – heute gilt diese Annahme als ein funktionales Element der kapitalistischen Dienstleistungsgesellschaft.

All diese offensichtlichen Differenzen zwischen Hocquenghems Analyse von 1974 und den gesellschaftlichen, sozialen und politischen Realitäten des Jahres 2019 spielen im Nachwort der Herausgeber kaum eine Rolle. Als wertbares Erbe für eine „radikal-queere Gesellschaftskritik“ benennen Branding und Betzler auf Seite 182: „Wenn Hocquenghem die Reproduktion des Ödipus mit familiärer Reproduktion und Fortpflanzung sowie die Subjektkonstitution über die Verdrängung des Anus mit der Herausbildung von Privatpersonen (d.i. Warenbesitzer*innen) parallelisiert, bietet er damit nach wie vor bemerkenswerte Anknüpfungspunkte für die Analyse und Kritik patriarchal-kapitalistischer Verhältnisse in der Gegenwart.“ Die Problematik der Übertragung einer Kritik der fordistischen Industriegesellschaft auf die Dienstleistungskulturen des Postfordismus wird nicht einmal angerissen. Hocquenghems kritische Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse erfährt bei den Hg. eine Umwertung zur Ablehnung. Immerhin thematisieren sie Hocquenghems Thesen zur Befreiung der Sexualität von Minderjährigen – Voß hatte sie 2018 noch ausdrücklich aus der Geschichte tilgen wollen – doch entgeht Betzler und Branding der Unterschied zwischen der „sexuellen Befreiung“ von „Kindern“ und „Jugendlichen“ (179). Offenbar ist ihnen die Problematik unterschiedlicher Schutzaltersgrenzen nicht geläufig – oder hängen sie der Theorie amerikanischer Kriminologen an, wonach Personen unter 21 oder 18 automatisch ebenso „Kinder“ sind wie 8- oder 9-Jährige?

So bleibt schlussendlich die Erkenntnis, dass historische Texte vor allem eines sind: historisch. Sie waren in ihrer Zeit nützlich und verständlich, aber sie taugen nicht ohne Weiteres als immer wieder neu gefüllter Schwamm, aus dem man Empfehlungen für die Gegenwart und Zukunft herauswinden kann. Dies mag für die Anhänger eines marxistischen Erbes eine schwierige Erkenntnis sein, aber hier wäre ein reflektierender Blick auf die Versuche, Theorien von Marx in die Praxis umzusetzen, hilfreich gewesen.

Florian G. Mildnerberger (Stuttgart)



Maurel, Christian, *Für den Arsch*, August Verlag, Berlin 2019, 144 S., kt., 14 €

1973 erschien *Für den Arsch* erstmalig in der von Félix Guattari herausgegebenen französischen Zeitschrift *Recherches*. Unmittelbar nach der Veröffentlichung wurde die Ausgabe beschlagnahmt, die Vernichtung der Publikation angeordnet und Guattari selbst zu einer Geldstrafe verurteilt. Der Autor Christian Maurel, verhüllt im Deckmantel des unterzeichnenden Autorenkollektivs, das mit dem Anspruch der Dekonstruktion von Autorenschaft eine explizite Namensnennung nicht vornahm, wurde nicht belangt. Im Gegenteil: Die Autorenschaft Maurels wurde erst vor wenigen Jahren bekannt, zuvor war der Text dem französischen Schwulenkaktivisten Guy Hocquenghem zugeschrieben worden, den mit seinen Schriften eine inhaltliche Nähe zu Maurel verbindet (vgl. 92f). In Erinnerung an dieses Missverständnis ziert auch dessen Name, wenn auch in durchgestrichener Form, den Band. Die nun vollständige Neuübersetzung des Textes von Tobias Haberkorn ist ein historisches Dokument, welches an Aktualität nicht eingebüßt hat, legte doch bereits Maurel einen Fokus auf queere identitätspolitische Diskurse.

Maurels Schrift ist eine (selbst)kritische Reflexion der politischen Praxis und der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Unterdrückung und Verfolgung Homosexueller, wobei er stets auch den *Doublespeak* aller Akteure – insbesondere der *Front homosexuel d'action révolutionnaire* (FHAR) – im Blick behielt. Den Auftakt seines Essays bildet die Frage nach dem politischen bzw. revolutionären Potential einer homosexuellen Subjektivität, wobei seine Zeitdiagnose eine Homosexualität identifiziert, die „sich als revolutionär begreift, aber entweder die Revolution aus den Augen verloren hat oder sich in reiner Theorie ergeht“ (8). Maßgeblich dafür erscheint die Entkopplung des Begehrens, welches einen zentralen Fixpunkt seiner weiteren Ausführung darstellt.

Das Begehren ist nach Maurel Notwendigkeit und schlussendlich auch zentraler Knotenpunkt der geforderten Utopie.

Maurel beruft sich auf psychoanalytische Denkfiguren und stellt heraus, wie das Begehren, dessen Ursprung er im Prä-Ödipalen verortet, in seiner bisexuellen Grundkonstitution einen gesellschaftlichen Niederschlag findet. So befinde sich nach Maurel die heterosexuelle Gesellschaft in der ständigen Angst vor den zuvor verdrängten Anteilen ihres homosexuellen Begehrens (vgl. 23). Gleichsam sei auch die gelebte Homosexualität in ihrer Tiefenschicht geprägt von heterosexuellen Einschreibungen: „Auch die Homosexualität ist eine verdrängte Homosexualität. Ihr Imaginäres ist heterosexuell“ (48). Indem die gelebte Homosexualität durch sexuelle und politische Praxen diesen Kern nicht reflektiert und überwindet, sei es nicht möglich eine radikale Praxis mitsamt eines subversiven Potential zu etablieren.

Maurel koppelt seine individuellen Beobachtungen immer wieder zurück an die gesellschaftlichen Verhältnisse und zeigt auf, wie die „herrschenden Klassen [...] das Begehren zerstückelt und verstümmelt“ (70) haben. Des Weiteren reflektiert er wie sich in bestimmten Praktiken, wie zum Beispiel dem *Crusing*, die kapitalistischen Verhältnisse sedimentiert haben und so z.B. dem schnellen und unverbindlichen Sex, im Sinne eines Gegenentwurfes zu überdauernden Intimbeziehungen, eben nicht das ihm zugeschriebene emanzipatorische Potential innewohnt, sondern diese Praxis vielmehr der Logik der Akkumulation folge (vgl. 74f). Maurels Text benennt die Widersprüche und Verstrickungen: Mit dem Blick auf Ethnizität und die daran gekoppelten Rassismen (vgl. 13) und Klassenzugehörigkeiten wählt Maurel dabei einen intersektionalen Ansatz, der sich einer reduktionistischen und monokausalen Logik versagt.

Eine Möglichkeit, dieser vorherrschenden phallokratischen und im Kern ödipal strukturierten Gesellschaft ein revolutionäres Moment entgegenzusetzen, sieht Maurel in dem Begehren, welches sich um den Anus und den Analsex zentriert: „Zugleich müssen wir Schwule endlich anfassen, homosexuelle Homosexuelle zu sein, das heißt eine Sexualität zu leben, in der das exilierte andere Geschlecht nicht ständig in den Kulissen des Arschfickens erscheint. Sonst sind und bleiben wir die phantasmatischen Heteros, die wir nicht sein wollen“ (49). Dem Anus bzw. dem *Arsch* wird von Maurel das Potential zugeschrieben, nicht als Teilobjekt wahrgenommen zu werden, sondern die phallische Ordnung zu übertreten, um somit eine Alternative, jenseits der vorherrschenden symbolischen Ordnung und der sexuellen Verhältnisse, aufzurufen.

Der schmale Band schließt mit dem Essay „Energie ohne Macht. Christian Maurels Theorie des Anus im Kontext von Guy Hocquenghem in der Geschichte von Queer Theory“ von Peter Rehberg, welcher den Originaltext kommentiert. Rehberg beleuchtet die „Kultur der Identitätspolitik [...], bei der die Kraft von Sex und Sexualität [...] auf

der Strecke geblieben ist“ (119), welche Maurel in den 70er Jahren versuchte in seinem Text zu rehabilitieren. Rehberg kontextualisiert die „Verschiebung von Fragen der Sexualität zu Fragen von Gender“ mit einem Blick auf die Zeit von HIV und Aids, in welcher das Sexuale innerhalb homosexueller Communities unter einem anderen Blickwinkel diskutiert wurde. Weiter setzt er Maurels Text in Bezug zu Foucault'schen Gedanken und freudomarxistischen Autoren wie Herbert Marcuse. Die zentrale Idee Maurels, einer libidinösen Besetzung des Anus als radikale Antwort auf die vorherrschenden Verhältnisse, kommentiert Rehberg: „[E]ine öffentliche Bezugnahme auf den Anus führt im kulturellen und sozialen Kontext heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit zu einer Abwertung des Subjekts, dem Lächerlichmachen und der Scham. In dieser Form des Bedeutungsverlustes liegt sein Wert.“ (121)

Maurel ruft Utopien einer „analen Revolution“ (139) auf und skizziert gleichsam als Beobachter der Szene ihr Scheitern, so resümiert er in Bezug auf das Begehren, ohne die gewiss weiterhin gewinnbringenden Gedanken in Gänze zu verwerfen: „Natürlich existiert dieser abstrakte Zustand nicht und wird nie existieren [...]. Es geht darum, dass Gruppen sich ihm annähern und an sich glauben. Dass sie sich einreden, stärker als die sexuellen Institutionen zu sein.“ (54)

Maximilian Römer (Berlin)



Aichhorn, Thomas, „*Freud arbeiten lassen*.“ *Die Dynamisierung der Sexualtheorie durch Jean Laplanche*. Eine Einführung, Brandes & Apsel, Frankfurt/M. 2019, 155 S., br., 19,90 €

Trotz der im globalen Vergleich späten institutionellen Verankerung der Psychoanalyse in Frankreich hat die franzö-

sprachige Psychoanalyse „ohne Zweifel [...] wichtige Strömungen aufzuweisen, die die Metapsychologie und die analytische Technik über das Land hinaus beeinflusst haben“.¹ Einer der international renommiertesten Vertreter ist Jean Laplanche (1924–2012), der im Rahmen seiner wissenschaftlichen Erkundungen und Auseinandersetzungen sich stets auf die Freud'sche Triebtheorie bezog und gemäß seinem Grundsatz „Freud arbeiten lassen“, die „Arbeit an den Texten Freuds wiederaufnahm, um das in ihnen steckende Denken in Bewegung zu setzen“ (7). Das Werk Laplanches ist somit nicht als Bruch mit dem Œuvre Freuds zu verstehen, sondern als ein Kommentar und ein konsequentes Weiterdenken, sowie die Unternehmung, „an kritischen Stellen das geschärfte Messer seines Denkens, wie er sagte, an[zusetzen], um den Ursprung, das Original der Freud'schen Entdeckungen freizulegen“ (9).

Thomas Aichhorn, in Wien praktizierender Psychoanalytiker, führt in das Denken Jean Laplanches ein und rekonstruiert die theoretische Arbeit in stetem Rekurs auf die Arbeiten Freuds. Somit liegt nicht nur eine Einführung in die Theoreme des französischen Analytikers vor, sondern zugleich eine historische und konzeptionelle Einordnung.

Nach einleitenden Worten erfolgt eine biographische Betrachtung Jean Laplanches. Aichhorn skizziert dessen beruflichen Werdegang, das Studium in Frankreich und England, und das entstehende Interesse an der Psychoanalyse und eine darauffolgende Analyse bei Jacques Lacan in Paris. Aichhorn beleuchtet Laplanches Bruch mit Lacan und bespricht seine zentralen Arbeiten. Das 1967 erstmalig in Zusammenarbeit mit Jean-Bertrand Pontalis veröffentlichte *Vokabular der Psychoanalyse*, das gegenwärtig in fünfzehn Sprachen übersetzt wurde, gehört dabei zu den wohl bekanntesten Publikationen. Laplanche war zudem 1964 Mitbegründer der *Association Psychoanalytique de France* (APF) und Mitherausgeber und Übersetzer einer neuen, seit 1988 erscheinenden Gesamtausgabe der Schriften Freuds.

Das umfassendste Kapitel Aichhorns – „Von Freuds Eingeschränkter und Frühzeitiger Verführungstheorie zur Allgemeinen Verführungstheorie Jean Laplanches. Oder: Wie kommt die Sexualität ins Kind?“ – befasst sich mit Jean Laplanches zentraler *Allgemeinen Verführungstheorie*, welche sich nach einer Zurückweisung von „Freuds Rückgriff auf die Biologie und die Phylogenese“ bezüglich des Sexualen des Subjekts mit der Frage nach dessen Ursprung auseinandersetzt: „Laplanche war der Ansicht, dass der Sexualtrieb im Gegensatz zu der Sexualität, die der Fortpflanzung dient, nicht biologisch begründet und auch nicht angeworben ist“ (27), vielmehr wird er durch eine intersubjektive Begegnung im Kinde implementiert.

Bei Laplanche findet sich die sexuelle Begegnung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind als universelle Struktur wieder, als eine *anthropologische Grundsituation*, welche die Notwendigkeit für die Konstitution des Unbewussten des Kindes und somit die Notwendigkeit der Subjektwerdung darstellt. Diese universelle Struktur bildet sich in der Begegnung zwischen dem Erwachsenen bzw. den Eltern und dem Säugling aus, wobei erstere über ein sexuelles Unbewusstes verfügen. Im Eltern-Kind-Dialog sendet der Erwachsene vorbewusst-bewusste Botschaften an das Kind, erteilt Liebkosungen oder verrichtet Pflegeleistungen. Diese Überlegungen finden sich bereits bei Freud (vgl. 26), jedoch münden Freuds Überlegungen zum Teil in biologistischen Denkmodellen oder weisen zu erklärende Leerstellen auf.

Die Botschaften, die in dieser Begegnung an das Kind gesendet werden, versteht Laplanche als *rätselhafte Botschaften*. Das Rätselhafte ist dabei nicht als das Unverständnis des Kindes aufgrund seiner Entwicklung zu verstehen, rätselhaft bleibt der Teil, der durch das Unbewusste des Senders kompromittiert wurde. Aichhorn zeigt dies beispielhaft an der Stillsituation auf: Beim Einführen der Brust in den Mund des Kindes, „ist ihr [der Mutter] zwar die Notwendigkeit, ihr Kind zu ernähren, bewusst, es ist ihr aber nicht bewusst, dass sie ihm dabei unausweichlich *rätselhafte Botschaften* vermittelt“ (50). Der Übersetzungsversuch, das Ringen um ein ganzheitliches Dechiffrieren und Verstehen auf Seiten des Kindes ist zum Scheitern verurteilt, und es ist dieses Scheitern, das die Verdrängung des unübersetzbaren sexuellen Teils der Botschaft zur Folge hat.

Laplanche folgend findet so das Sexuale Eingang in die Beziehung zwischen dem Erwachsenen und dem Kind und das Unbewusste bildet sich durch die nicht-assimilierbaren sexuellen rätselhaften Botschaften aus. Dieser Vorgang geschieht dabei vorsatz- und ziellos, es handelt sich um eine *conditio humana*: „Er [Laplanche] war der Überzeugung, dass in den Phänomenen, die Freud im speziellen Fall entdeckt hatte, die grundlegenden Bedingungen menschlichen Werdens, der *Normalfall* oder das *Allgemeine* steckte“ (36).

Aichhorn zeichnet Laplanches Theorie anhand der Freud'schen Gedanken zur Verführungstheorie nach und ermöglicht somit dem Leser dem Arbeits- und Denkprozess Laplanches zu folgen. Er präsentiert dabei eine Vielzahl von Zitaten und ergänzt diese durch seine Zusammenfassungen. Es gelingt ihm dabei Laplanches tiefgreifende grundlagentheoretische Überlegungen pointiert darzustellen. Aichhorn fächert die Theorie Laplanches weiter auf und erörtert die Unterschiede zwischen dem *eingeklemmten* und dem *eingeschlossenen Unbewussten* (62ff), bespricht den zentralen Begriff des *Mytho-Symbolischen* (66ff) sowie den aus der Verführungstheorie resultierenden *Primat des Anderen* (68ff).

Im folgenden Kapitel – „Über Nachträglichkeit/Übersetzung“ – zeichnet Aichhorn zunächst nach, wie Freud

¹ Heenen-Wolff, S., 2007. Wichtige Strömungen in der französischen Psychoanalyse. *Forum der Psychoanalyse* 23 (4), 364.

„Nachträglichkeit und Übersetzung entdeckte und konzeptualisierte“ (72) und beleuchtet im Anschluss, wie in der Lesart Laplanches das „psychische System immer wieder zu neuer Bedeutungsproduktion drängt“ (71). Hier zeigt sich, wie die *Allgemeine Verführungstheorie*, auf welche auch Aichhorn in seinen Ausführungen immer wieder zurückkommt, den zentralen Knotenpunkt des Denkens Jean Laplanches darstellt. Im Kapitel „Einige Bemerkungen zu einer psychoanalytischen Konzeption der Adoleszenz“ skizziert Aichhorn den von Freud und Laplanche gedachten zweizeitigen Ansatz des Sexuallebens und benennt die Notwendigkeit „zwischen sexuell und genital scharf zu unterscheiden“. Aichhorn fokussiert die Unterscheidung der polymorph perversen infantilen Sexualität, eine Sexualität „jenseits des Geschlechts oder des Geschlechtlichen“ (101) und die in der Pubertät aufkeimende Instinkt-Sexualität, welche auf biologischer Grundlage zu verstehen sei: „In der Adoleszenz finden wir also ein Zusammenfließen von zwei Flüssen mit unterschiedlichem Gewässer vor, ohne dass etwas dafür spräche, dass sie je eine harmonische Mischung bilden werden. Auf der einen Seite der Trieb und die infantile Fantasie, auf der anderen der pubertäre Instinkt“.²

Im sechsten Kapitel – „Wirkungsweise und Genese der Angst nach Jean Laplanche“ – betrachtet Aichhorn die Adoleszenz auch als jene Zeit, in welcher „das Subjekt in eine Konfliktkonstellation [eintritt], die ab der sexuellen Reife – und von da an während des gesamten Erwachsenenlebens – eine entscheidende Rolle im innerpsychischen Geschehen einnimmt“ (109). Kennzeichnend für die Konfliktkonstellation sei die Angst, die als „Korrelat des inneren Triebangriffs“ (ebd.) zu verstehen sei. Er unterscheidet die „ans Reale angepasste Angst“ (110) von der durch die Attacke des Triebes evozierten Angst und führt aus, wie Laplanche aus diesem Denken heraus, die Angst als Instinktausstattung des Menschen negiert (vgl. 111).

Laplanche zufolge ist die Angst, wie die Triebe, nicht phylogenetisch vermittelt, sondern bedingt durch den „dem Ich fremden Rest des sexuellen Wunsches“ (114), der bei Laplanche als sexueller Todestrieb konzeptualisiert und im folgenden siebten Kapitel, „Der Todestrieb in der Theorie des Sexualtriebs“, diskutiert wird. Nach Laplanche ist der Todestrieb keineswegs als die Entdeckung eines zweiten Triebes, in Gegenüberstellung zum Sexualtrieb zu verstehen, sondern „vielmehr [als] die Vertiefung und Ausarbeitung eines Triebkonzepts“ (120). Ihm folgend gäbe es somit nur einen einzigen Trieb, „den Sexualtrieb, mit zwei Vektoren – *Sexualtrieb des Lebens* und *Sexualtrieb des Todes*“ (115). Dieses Verständnis des Todestriebes, wie es Aichhorn zusammenfasst, sei also kein biologisch deter-

minierter Gegensatz (vgl. 126), sondern „ein der Sexualität selbst innewohnender Gegensatz“ (ebd.), der verschiedene Funktionsweisen bzw. Funktionen des Phantasielebens betreffe: „[D]as Prinzip der Bindung, das die Lebenstribe reguliert und das Prinzip der Entbindung, das für die sexuellen Triebe maßgebend ist“ (ebd.).

Im vorletzten Kapitel des Buches reflektiert Aichhorn über praktische Implikationen für die analytische Kur. Nach Laplanche sei Psychoanalyse „Übersetzung von Unbewusstem in Bewusstes, wobei aber die gesuchte Wahrheit weder auf der unbewussten noch auf der bewussten Seite zu finden sei“ (129). Aichhorn entkräftet die Annahme, dass Laplanche insbesondere als Theoretiker zu verstehen sei und zeigt unter dem Schirm des Freud'schen Junktims von Forschen und Heilen auf, wie die Überlegungen Laplanches in der Praxis ihre Anwendung finden. Er beschreibt die Grundannahmen Laplanches zur analytischen Situation, in der es von Nöten sei „Zielvorstellungen oder Interessen aufzugeben oder zumindest zurückzudrängen“ (131), um sich dem zuzuwenden, was am Beginn der menschlichen Existenz stehe. Durch das Setting entstünde der Möglichkeitsraum das rätselhaft Drängende in der Übertragung zu analysieren. Zu den Aufgaben des Analytikers gehöre es somit in einem ersten Schritt die Übertragung zu provozieren. Die sich etablierende Übertragung beruhe „auf einer *Täuschung*, die einen Behandlungsprozess in Bewegung bringt, in den die ursprüngliche Beziehung zum Erwachsenen übertragen wird“ (133).

Des Weiteren arbeitet der Autor die Unterscheidung der von Laplanche konzeptualisierten *gefüllten* und *hohlförmigen Übertragung* aus und benennt die Funktionen des Analytikers als „Garant der Konstanz“, als „Steuermann der Methode und Begleiter des Primärvorgangs“ sowie als „Hüter des Rätsels und Provokateur der Übertragung“ (136). Hier gelingt es Aichhorn, die zuvor erläuterten (meta-)theoretischen Gedanken mit Laplanches Ideen der Praxis zu verweben.

Im finalen neunten Kapitel, „Zur Einführung von Gender in die Psychoanalyse“, zeichnet Aichhorn Laplanches Bestrebungen nach, den Begriff Gender in einem neuen Verständnis in die Psychoanalyse einzuführen. Laplanche betont, dass die Kommunikation sich nicht nur über die Körpersprache und -pflege vermittelt, sondern es bestehe auch der „soziale Code, die soziale Sprache, es gibt auch die Botschaft des Soziums“ und diese Botschaften sind „insbesondere Botschaften der Zuschreibung des Genders“ (141). Laplanche etabliert in seinem Denken eine Triade von Gender-Geschlecht-Sexual, welche Aichhorn skizziert. Hervorzuheben ist dabei der grundlegende Gedanke Laplanches: „Gender komm[t] vor dem Geschlecht“, da das Gender vielmehr durch das Geschlecht organisiert werde und nicht wie von einem Groß der modernen Gendertheorien angenommen vice versa. Mit Laplanche ist davon

² Laplanche, J., 2000. Trieb und Instinkt. In: Laplanche, J., 2017. Sexual. Eine im Freud'schen Sinne erweiterte Sexualtheorie. Gießen, Psychosozial-Verlag, 17–32.

auszugehen: „Gender werde erworben, zugeschrieben, und sei bis zum Alter von etwa 15 Monaten rätselhaft. Erst das Geschlecht fixiere, übersetze Gender im Laufe des weiteren Jahres[.]“ (146)

Das Buch Thomas Aichhorns füllt eine wichtige Leerstelle und so liegt mit *Freud arbeiten lassen* erstmals eine umfassende Einführung in das Werk Jean Laplanches vor. Hervorzuheben ist, wie es Aichhorn gelingt, das Denken Laplanches durch die Lektüre Freuds nachzuzeichnen und durch ausgewählte Zitate der Originaltexte dem Lesenden nicht nur einen Einblick in die Theorie, sondern auch in die Arbeitsweise Laplanches, den Prozess, Freud selbst dynamisch zu verstehen, zu vermitteln. Das Kompendium zu den zentralen Gedanken und Begriffen Laplanches ist eine bereichernde Lektüre, rehabilitiert die triebtheoretischen Überlegungen Freuds, entwickelt diese weiter und vermittelt so anregende Konzepte zur Theorie und Praxis der Psychoanalyse.

Maximilian Römer (Berlin)



Schwartz, Michael, *Homosexuelle, Seilschaften, Verrat. Ein transnationales Stereotyp im 20. Jahrhundert*, De Gruyter, Oldenbourg 2019, 376 S., br., 24,95 €

Auf dem Buchcover zu sehen sind Philipp Fürst zu Eulenburg, ein preußischer Diplomat und enger Vertrauter Wilhelms II., der österreichische Oberst Alfred Redl und der Stabschef der SA Ernst Röhm. Ihre Namen stehen für die Geschichte eines Vorurteils und der mit ihm verbundenen Skandale. Homosexuellen wurde lange Zeit ein Hang zu Seilschaften und Verrat unterstellt, bis hin zum Hoch- und Landesverrat; Geheimdienste begegneten ihnen mit Misstrauen. Tatsächliche Skandale schienen den Vorwurf zu be-

stätigen und gaben ihm neue Nahrung. Michael Schwartz blickt in seiner Studie nicht nur auf die schon ziemlich gut durchleuchteten Skandale selbst. Viel mehr interessieren ihn deren zeitgenössische und spätere mediale, öffentliche und historiographische Wahrnehmung. Dabei durchmisst er ein volles Jahrhundert und mit Deutschland, Österreich, Frankreich, Großbritannien, den USA und der Sowjetunion eine Vielzahl von Ländern, Epochen und Herrschaftssystemen. Dadurch gelingt Schwartz der Nachweis, dass das homophobe Stereotyp keine Besonderheit deutscher Geschichte war, auch keine nationalsozialistische, kommunistische oder westliche, sondern „quer zu Systemgrenzen, Staaten und Gesellschaftsordnungen“ viele europäische und transatlantische Vernetzungen und Wechselwirkungen aufweist (5–7). Beispiele für die Langlebigkeit des Stereotyps findet Schwartz unter anderem in der britischen Jagd auf tatsächliche oder angebliche Homosexuelle als deutsche Agenten („German perversion“) 1916 (154–157) sowie in der bundesrepublikanischen Diskussion um Landesverrat im Kontext der „Roten Kapelle“, in deren Zuge die Verwandtschaft des 1942 hingerichteten Mitglieds dieser Gruppe Libertas Schulze-Boysen mit dem 1907 verfeimten Philipp Fürst zu Eulenburg thematisiert wurde (74).

Schwartz bezieht sich in seiner Geschichte der Vorurteile gegenüber Homosexuellen auf Gisela Bleibtreu-Ehrenberg.¹ Den Ursprung des Stereotyps verortet er an der Epochenschwelle zur Renaissance, als statt der religiös-mittelalterlichen Verteufelung der Homosexualität nun der Staat als Strafender an Stelle der Kirche trat und begann, nach größeren Gruppen von „sexuellen Abweichlern“ zu fahnden. In der Gesellschaft sollten „sexuelle Abweichler“ hinter der Norm eines heterosexuellen Männerbildes diszipliniert werden. „Politisch diente die [...] Skandalisierung der Homosexualität der Festigung nationalistischer Kollektiv-Identitäten“ und nach 1945 „bipolarer Feindbilder im globalen Kalten Krieg“ (12). Für Schwartz ist die Geschichte des „homophoben Stereotyps von gefährlich-verräterischen homosexuellen Seilschaften auch die Geschichte der modernen Medien-Öffentlichkeit“, die von „schwulen Schurken“ wie Redl und Röhm zugleich abgestoßen wie fasziniert wurde. Dabei schwankte die Rolle der Presse zwischen „Skandalisierung der Homosexualität und entgegengesetzter Skandalisierung der Skandalisierung“ (8). So wurde der 1913 als russischer Agent enttarnte vormalige Vizechef des österreichischen Nachrichtendienstes Redl als Günstling eines „mächtigen Schwulenrings“ (128) in Wien porträtiert, dem er seinen Aufstieg zu verdanken habe, und nach 1918 gern und häufig als „Totengräber“ Österreich-Ungarns, eine Art Generalschuldiger, für die Niederlage im Ersten Weltkrieg verantwortlich gemacht (141).

¹ Bleibtreu-Ehrenberg, G., 1978. Homosexualität. Die Geschichte eines Vorurteils. Fischer, Frankfurt/M.

„Der homosexuelle Sündenbock musste die Schuld für das Versagen einer ganzen imperialen Elite auf sich nehmen“ (116). Ähnlich, wenn auch mit entgegengesetzter Argumentationsführung, behaupteten die Aktivisten der Schwulenbewegung wie Magnus Hirschfeld, die Verfolgung der Homosexualität habe mitgeholfen, das Grab der Mittelmächte zu schaufeln: „Beinahe könnte man sagen, der Weltkrieg sei durch den Paragraphen 175 verloren worden.“² Kontrafaktisch bedauerte 1933 auch der Urheber des Eulenburg-Skandals von 1907, Maximilian von Harden, das politische Ende des von ihm verfeimten Fürsten und Diplomaten. Mit Eulenburg als „Träger der Versöhnungs- und Friedenspolitik mit Frankreich“ statt Bülow als Reichskanzler oder zumindest Außenminister hätte der (Erste) Weltkrieg „höchstwahrscheinlich nicht stattgefunden“ (110).

Im Fall des 1934 entmachteten und ermordeten Ernst Röhm nimmt Schwartz im Gegensatz zur bisherigen, auf Zielkonflikte und Machtkämpfe in der nationalsozialistischen Spitze blickenden Geschichtsschreibung dessen Homosexualität als *Politikum* ernst. So habe Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht im April 1933 von einer „homosexuellen Clique“ um Röhm gesprochen und ihr große personalpolitische Macht unterstellt. Noch 1950 (!) bezeichnete der vormalige Chef der Präsidialkanzlei Hindenburgs, Staatssekretär Otto Meissner, Röhm „und seine üble Clique“ als „Schandfleck und Gefahr für das öffentliche Leben“.³ Röhm selbst habe aus seiner sexuellen Orientierung nie einen Hehl gemacht und sei sogar auf deren Skandalisierung in den frühen 1930er-Jahren stolz gewesen. Auch wenn es Schwartz so nicht formuliert, in Röhm könnte durchaus ein früher und mutiger Vorkämpfer des *gay pride* gesehen werden. Schwartz selbst bringt es auf den so noch niemals formulierten Punkt, wenn er Röhm als den ersten Minister einer deutschen Regierung (ab Dezember 1933) bezeichnet, der trotz öffentlicher Skandalisierung als Homosexueller Minister wurde (177). Auf der anderen Seite standen nicht nur die alten konservativen Eliten um Hindenburg und von Papen, sondern auch die Sozialdemokraten. Deren parteieigene Zeitungen fuhren zwischen 1931 und 1933 mehrfach regelrechte Kampagnen gegen die angebliche Homosexuellen-Clique an der Spitze der SA: „Warme Brüder im Braunen Haus“ (169). Damit sollten Hitler und die NS-Bewegung an einer ausgemachten vermeintlichen moralischen Schwachstelle getroffen werden, doch warfen die Journalisten und deren Verleger zugleich die Ideale der SPD um Kampf gegen die Diskriminierung Homosexueller über Bord. Auch die KPD-Zeitung „Rote

Fahne“ stimmte in den Chor ein und attackierte Röhm als „Jugendverführer“. Nur wenige Linke, wie Kurt Tucholsky, distanzieren sich von der öffentlichen Bloßstellung Röhm. Ähnlich doppelgesichtig hatten die SPD und ihre Parteizeitung „Vorwärts“ schon 1902 agiert, als sie Friedrich Alfred Krupp zum Zwecke politischer Ziele als schwul outeten – übrigens unter der Ägide des Redakteurs und späteren Revolutionärs Kurt Eisner. Elf Jahre nach der Ermordung Röhm betrauerte Joseph Goebbels im August 1944, wohl nicht von ungefähr nach dem Aufstand der Offiziere des 20. Juli, dass der SA-Chef seine „im Grunde richtigen Ziele“ wegen seiner „unseligen Veranlagung“ nicht verwirklichen konnte. Kurz vor dem Ende, am 28. März 1945, habe Goebbels noch einmal fruchtlos lamentiert, „das, was Röhm wollte, war an sich richtig, nur konnte es von einem Homosexuellen und Anarchisten nicht durchgeführt werden. Wäre Röhm eine integre und erstklassige Persönlichkeit gewesen, so wären wahrscheinlich am 30. Juni [1934] eher einige hundert Generäle als einige hundert SA-Führer erschossen worden.“⁴ Schwartz erinnert an ähnliche Lamenti wegen Eulenburg und Redl und spitzt zu, „Röhm's Mörder machten im Vorgefühl ihres eigenen Untergangs dessen Homosexualität dafür verantwortlich, dass sie den Zweiten Weltkrieg verloren“ (208).

In einem großen historischen Bogen untersucht Schwartz angebliche „homosexuelle Geheimclubs und Spionagegruppen“ im Kalten Krieg; solche wurden von Geheimdiensten in Ost und West gejagt. Wieder vermischten sich Stereotype mit realen Skandalen: Mit Guy Burgess, Anthony Blunt und Donald Maclean sollen als drei der später als *Cambridge Five* bekannt gewordenen sowjetischen Agenten im britischen Geheimdienst homo- oder bisexuell gewesen sein. Spionagefälle einzelner Homo- oder Bisexueller wurden von der Presse, von Regierungen und Geheimdiensten als „Spitze eines gewaltigen, aber unsichtbaren Eisberges einer viel größeren homosexuellen Verschwörung“ gedeutet (14).

Auch die Bundeswehr und der Militärische Abschirmdienst hatten ihren großen Skandal. General Günter Kießling fehlt aber in der auf dem Cover zu sehenden Herrenriege. Gut so, denn nach allem, was persönliche Zeugnisse und seine Freunde aussagen, war der General keineswegs homosexuell, fehlte den Vorwürfen gegen ihn von Anfang an jede Basis. Der von Schwartz auf Basis zumeist älterer Literatur skizzierte (bislange) größte Skandal der Bundeswehrgeschichte stand im Zentrum mehrerer anderer

² Hirschfeld, M., Gaspar, A., 1930. Sittengeschichte des Weltkrieges. Schneider & Co, Leipzig/Wien, Bd. 2, 109f.

³ Meissner, O., 1950. Staatssekretär unter Ebert – Hindenburg – Hitler. Hoffmann & Campe, Hamburg, 361, 372, 374.

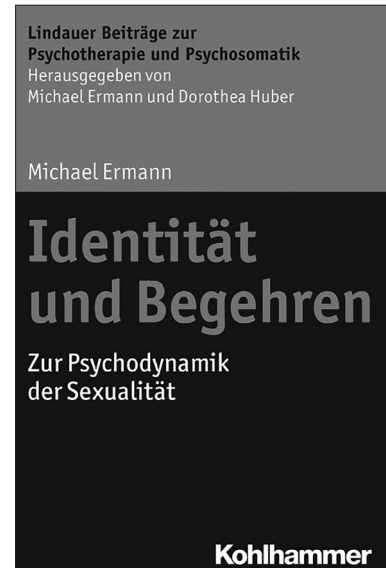
⁴ Goebbels, J., 1995. Tagebücher, Diktate 1941–1945, Teil II, Bd. 15, K.G. Saur, München, 614, 617, zit. nach Schwartz, 207f.

Forschungsarbeiten⁵, sodass sich Schwartz entsprechend seiner Fragestellung auf dessen Perzeptionsgeschichte fokussiert. Der Kießling-Skandal sei nicht nur eine Fortschreibung des Stereotyps gewesen, sondern habe im Gegenzug die alten „homophoben Denkmuster öffentlich in Frage gestellt“ (15). So gelingt es auch hier, ein Stück bundesrepublikanische Geschichte durch das Prisma eines Skandals zu beleuchten.

Schwartz' Ansatz, trotz klarer fallbezogener Gliederung mittels Querverweisen auf andere, an anderer Stelle ausführlich analysierte Skandale Verbindungslinien und Kausalitäten aufzuzeigen, ist spannend. Nur führt dies immer wieder zu Redundanzen, die den interessierten und aufmerksamen Leser zunehmend stören. Dessen ungeachtet: Schwartz schreibt mit flotter, spitzer Feder. Sein Buch ist trotz komplexer wissenschaftlicher Fragestellung gut und leicht lesbar und im besten Sinne unterhaltsam kurzweilig.

Klaus Storkmann (Potsdam)

(Erstveröffentlichung in: H-Soz-Kult, 03.02.2020, www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-29109)



Ermann, Michael, *Identität und Begehren. Zur Psychodynamik der Sexualität*. W. Kohlhammer, Stuttgart 2019, 167 S., kt., 26 €

Michael Ermann, Psychoanalytiker und emeritierter Professor für Psychotherapie und Psychosomatik, hat sich für seine Vorlesungsseminare der Lindauer Psychotherapiewochen 2018 von dem Gedanken „Was sollte ein psychodynamisch orientierter Psychotherapeut für seine Arbeit von der Sexualität wissen?“ (9) leiten lassen und stellt seine Beantwortung der initial aufgeworfenen Frage im Rahmen von fünf Vorlesungen, bzw. Kapiteln, vor.

Den Auftakt bildet die Vorlesung „Das Sexuelle und die Geschlechtsidentität“, die mit der trivial anmutenden Frage „Was ist Sexualität“ beginnend (11), um eine Definition der Sexualität ringt. Ermann zeigt die Schwierigkeiten einer einfachen Definition, aufgrund der Verbindung von „Leib, Psyche und Sozialgefüge“ (ebd.) auf und skizziert folglich die interpersonelle und biologische Dimension sowie die psychosexuelle Konstitution der Sexualität, er differenziert zwischen Sex und Gender und grenzt die Sexualität von dem Sexuellen ab. Des Weiteren beleuchtet er die Geschlechtsidentität als „intersubjektive Schöpfung“ (18) in ihrer Chronologie von der sexuellen Protoidentität über die sexuelle Kernidentität hin zur Geschlechterrollen-Identität sowie zur sexuellen Orientierung und dem Münden in eine reife Geschlechtsidentität (19ff). Ein gesondertes Augenmerk legt Ermann auf die „Bisexualität als Disposition für die sexuelle Identität und Objektwahl“ (22) und führt in den Freud'schen Ansatz ein, „von zwei Polen“ mit dem „Entwicklungsziel [...], dass einer der beiden Pole verdrängt und der andere weiterentwickelt wird“ (23) wird.

Ermann arbeitet stets fußend auf einem psychoanalytischen Theoriegerüst den zeitgenössischen sexualwissenschaftlichen Konsens, mit der Annahme einer multiplen, anstelle einer binären Geschlechterordnung, heraus und führt

⁵ Möllers, H., 2019. Die Affäre Kießling. Der größte Skandal der Bundeswehr, Berlin; zuvor bereits Storkmann, K., 2014. „Cui bono? Entscheidungen und Hintergründe des Wörner-Kießling-Skandals 1983/84 im Spiegel neuer Forschungen“. In: Österreichische Militärische Zeitschrift 6, 716–721; Ders., 2018. „Der Generalverdacht. Wie das Bundesverteidigungsministerium 1983/84 einen General verfolgte, dem Homosexualität nachgesagt worden war“. In: Gewalt und Geschlecht. Männlicher Krieg – Weiblicher Frieden? Essayband zum Ausstellungskatalog der Sonderausstellung im Militärhistorischen Museum, Dresden, 294–307.

im Rekurs auf Intersexualität und Transidentität aus, „dass die Zuordnung zu einem von zwei alternativen Geschlechtern nicht ausreicht“ (27). Darüber hinaus sei „die individuelle Geschlechtsidentität ein lebenslanger intersubjektiver Prozess“ (ebd.). Zudem skizziert er mit der Fortpflanzung, der Lust und der Beziehungsgestaltung verschiedene Funktionen der Sexualität (32ff).

In der zweiten Vorlesung „Sexualität und die Psychoanalyse“ widmet sich Ermann den dispersen Entwürfen der Sexualität innerhalb der psychoanalytischen Theorie. Dabei geht er zunächst von Freuds *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie* aus und erörtert differenziert den Trieb-Begriff. Er zeichnet die psychosexuellen Phasen in der Entwicklung des Kindes nach und würdigt die Freud'sche Trieblehre, wobei er die „Beobachtung der infantilen Sexualität“, die „Lehre von den Partialtrieben“ sowie das „Konzept der konstitutionellen Bisexualität“ (57) als umwälzend hervorhebt. Ermann, selbst in Bevorzugung der Sichtweise, „dass die Konstituierung des sexuellen Selbst ein intersubjektiver Prozess ist, an dem beide Seiten – Eltern und Säugling – zusammenwirken“ (44), zeigt in diesem Kapitel das reiche Potential der freudianischen Trieblehre und deren Erweiterungen und Kommentierungen, unter anderem im Laplanche'schen Sinne, auf. Kritisch diskutiert er die psychoanalytische Theoriebildung betreffend der weiblichen Sexualität, wobei nach seinem Ermessen „Freuds Auffassungen der weiblichen Sexualität [...] ein phallozentriertes Menschenbild [markieren], das ganz im Einklang mit der patriarchalen Gesellschaftsordnung seiner Zeit stand“ (63) und stellt diesen gedanklichen Entwürfen differierende Weiblichkeitstheorien und zeitgenössische Befunde gegenüber. Nebst klassischen Autorinnen wie Karen Horney, bezieht sich Ermann dabei auf die moderne Genderforschung und deren Nachweis, „dass Geschlechterverhältnisse nicht einfach natürlich vorgegeben sind, sondern im Zuge sozialer und historischer Entwicklungen entstehen“ (66). Trotz der Kürze des Kapitels gelingt es ihm hier, Limitationen der Freud'schen Konzepte aufzuzeigen, ohne diese gänzlich zu verwerfen.

Das dritte Kapitel „Sexualität in der Psychotherapie“ beleuchtet wie in der klinischen Praxis „sexuelle Probleme und Symptome von den Patienten [...] nicht in das Zentrum gerückt, sondern als Nebenbefund erhoben und in das Krankheitsbild der Depression oder einer Somatisierungsstörung eingeordnet“ (70) werden. Die Sexualität erscheint nach Ermann nicht mehr als „eigenständige und vorrangig motivationale Größe“ (ebd.) in der Pathogenese psychischer Störungen. Es gelingt Ermann auf dem erarbeiteten Wissen der vorangegangener Kapitel hier die Notwendigkeit und Dringlichkeit einer differenzierten Betrachtung der Sexualität des Patienten für die Praxis zu werben. Der Autor bespricht weiter das Phänomen der Übertragungsliebe und betrachtet das Sexuelle „als sublimale Erotik zwischen Patienten und ihren Therapeuten“ (ebd.). Anhand kurzer klinischer Vignetten stellt er eine

solche Entwicklung dar und betont die daraus resultierende notwendige Arbeit an dem sich in den Behandlungen entfaltenden Übertragungs-Gegenübertragungs-Geschehen.

Ermann plädiert für das Anerkennen der Erotik zwischen Behandler_innen und Patienten_innen, die bei Wahrung der Grenzen eine Stärkung des therapeutischen Bündnisses zur Folge haben kann. Auch thematisiert er die sexuellen Grenzverletzungen, die in Therapien wiederholt auftreten. Weiter befasst er sich mit Sexualstörungen und ihrer analytischen Behandlung. Er skizziert psychogene Sexualstörungen sowie Urogenitalsyndrome, die trotz einer Prävalenz von 15–20% (vgl. 84) im klinischen Alltag oftmals nicht ausreichend fokussiert behandelt werden. In seinen Überlegungen zur Pathogenese psychogener Sexualstörungen arbeitet er anhand weiterer kurzer Vignetten die Mechanismen der Konversion und Somatisierung heraus. Zudem zeigt Ermann Möglichkeiten therapeutischer Dialoge in der Behandlung der Sexualstörungen auf und betont die Wirkmacht der Eigenübertragung. Ohne explizit benannt zu sein, zeigt sich hier die Notwendigkeit für psychodynamisch arbeitende Therapeut_innen sich ausreichend intensiven Selbsterfahrungen auszusetzen, um sich im Rahmen dieser mit Fragen der eigenen Sexualität eingehend auseinanderzusetzen, um in der Folge den Patienten als ein „sexuelles Wesen zu entdecken und mit einer annehmenden Haltung darauf zu antworten“ (92).

In der Vorlesung „Besondere Spielarten des Sexuellen“ zeichnet Ermann den historischen Wandel von einer normativen Sexualität hin zur neosexuellen Revolution nach. Bezüglich der besonderen Spielarten unterscheidet er zwischen den paraphilen Sexualpräferenzen, dem Fetischismus, dem Sadomasochismus, dem Exhibitionismus und Voyeurismus sowie der Pädophilie, als auch den nicht-binären Geschlechtsidentitäten spricht dem Transvestismus und der Trans- und Intersexualität (vgl. 94). Bei den Störungen der sexuellen Präferenz arbeitet Ermann die variierende Verankerung perverter Anteile in der Persönlichkeit heraus und diskutiert diese auf Grundlage unterschiedlicher Strukturniveaus.

Der Autor betrachtet die zuvor eingeführten Perversionen aus triebpsychologischer Perspektive, im Sinne einer Sexualisierung, und beleuchtet zeitgenössische psychoanalytische Konzepte, in welchen die Perversionen „ihre Wurzeln in einer ungelösten, überwiegend negativ erlebten präödiptalen Mutter-Kind-Beziehung haben“ (108). Mit Hilfe seiner an Robert Stoller und Otto Kernberg geschulten Lesart analysiert er im folgenden Fallbeispiel für die Leser_innen gut nachvollziehbar die objektbeziehungstheoretischen Dimensionen.

Als weitere besondere Spielart führt Ermann die nicht-binären Geschlechtsidentitäten ein, die er als „tiefe Ambivalenz bezüglich der Geschlechtsidentität“ (120) identifiziert und in ihrer Psychodynamik, durch die Verleugnung eines eindeutigen (biologischen) Geschlechts, als narzisstischen Triumph über die Realität betrachtet (vgl. ebd.). Als Beson-

derheit stellt er die Begleitung von Transsexuellen im Rahmen der Geschlechtsangleichung heraus und beleuchtet zudem Intersexualität mit den Problembereichen des konfliktreichen Körpererlebens, Problemen der Identitätsentwicklung, fehlender Aufklärung und den psychosozialen Faktoren wie Geheimhaltung und Scham (vgl. 127).

Die letzte Vorlesung „Sexuelle Orientierung“ befasst sich mit den nach klassischer Einteilung bestimmten Orientierungen heterosexuell, bisexuell, homosexuell, wobei Ermann in seiner weiteren Ausführung nicht von einer kategorialen Einteilung, sondern von der Idee eines Kontinuums ausgeht. Sexuelle Orientierung lasse sich zwar als relativ stabiles Persönlichkeitsmerkmal verstehen, welches unter bestimmten Umständen jedoch auch eine gewisse Flexibilität aufzuweisen vermag (vgl. 128). Der Autor beleuchtet schlaglichtartig den gesellschaftlichen Wandel sexueller Orientierungen und skizziert Ursachen dieser. Innerhalb des Kapitels nimmt dabei die Homosexualität im Verhältnis zu den anderen Orientierungen den meisten Raum ein. Ermann unterscheidet dabei eine latente Homosexualität von der Entwicklungshomosexualität, einem „Durchgangsstadium in der Pubertät mit homoerotischen Empfindungen“ (155), einer situativen Homosexualität als auch einer, im Sinne einer Abwehr dienlichen, Konflikthomosexualität. Den Fokus seiner Ausführungen bildet aber Neigungshomosexualität als „normale Homosexualität“ (141). Auf psychoanalytischer Grundlage diskutiert er diese als „narzisstischen Rückzug in die Autoerotik, wobei das Selbst später durch ein Objekt nach dem Vorbild des Selbst ersetzt wird“ (142), sowie als Ergebnis der Ausrichtung und Fixierung auf den gleichgeschlechtlichen Elternteil in der ödipalen Entwicklung des Kindes. Ermanns Ansicht nach ist die Homosexualität in ihrer eigenständigen Entwicklung als „autoerotische Verarbeitung des homosexuellen Dilemmas“ (144) zu verstehen. Auffallend ist das Ausbleiben einer dezidierten Auseinandersetzung mit der heterosexuellen Entwicklung, deren Erklärungsbedürftigkeit bereits von Freud zu Beginn des 20. Jh. benannt wurde.

Michael Ermann gewährt durch seine fünf Vorlesungen einen Einblick in den Facettenreichtum des Sexuellen und spiegelt aktuelle sexualwissenschaftliche und psychoanalytische Diskussionen wider. Es gelingt ihm durch kurze Fallvignetten und seinen prägnanten Ausdruck den Leser_innen Basiswissen gebündelt zu vermitteln. Leser_innen mit einem fundierten psychoanalytischen Wissen werden den durch die komprimierte Form ausbleibenden Tiefgang stellenweise vermissen. Dem Anliegen Ermanns, „den Wandel der Sexualität verständlich zu machen und für eine Erneuerung des Interesses in der Psychotherapie zu werben“ (9), wird er mit seinem Buch jedoch gerecht und es empfiehlt sich sowohl für einen bündigen Überblick und ersten Einstieg in das Thema, als auch als Nachschlagewerk zu Fragen zur (psychoanalytischen) Sexualtheorie.

Maximilian Römer (Berlin)



Kelek, Necla, *Die unheilige Familie. Wie die islamische Tradition Frauen und Kinder entrechtet*, Droemer, München 2019, 336 S., geb., 19,99 €

Necla Kelek (geb. 1957) ist eine bekannte deutsch-türkische Soziologin und Feministin, die bereits in ihren Bestsellern *Die fremde Braut* (2006) und *Die verlorenen Söhne* (2007) autoritäre Strukturen in muslimischen Familiensystemen analysiert und kontrovers diskutiert. Kelek ist Mitbegründerin der *Initiative säkularer Islam* und im Vorstand von *TERRE DES FEMMES – Menschenrechte für die Frau e.V.* Auch in ihrem vorliegenden Buch engagiert sie sich für die Stärkung der Selbständigkeit und Rechte von muslimischen Frauen und Kindern.

„Vier von fünf Frauen, die in Deutschland Zuflucht in Frauenhäusern suchen, kommen aus dem muslimischen Kulturkreis“ (14) – das ist eine Zahl, die schockieren muss und für die sich der Leser eine Fußnote mit Beleg wünscht. Unstrittig ist, dass der Anteil muslimischer Frauen in Frauenhäusern in der Bundesrepublik in den letzten Jahren stark anstieg und der politische Diskurs die Religionsfrage allzu gern ausklammert, um die gesellschaftlichen Debatten zu Partnerschaftsgewalt auf soziale Faktoren zu verengen. Dadurch wird mutmaßliches Integrationsgelingen quasi zur Transferleistungsfrage ökonomisiert.

Im ersten Kapitel beleuchtet Kelek die Rolle der Frau im Islam (23–75). Autoritäre Familienstrukturen, Zwangsheiraten, Kinderehen und Ehrenmorde werden als Herrschaftselemente der Unterwerfung und Diktatur gedeutet, die nicht Teil der Sozialisation einer offenen demokratischen Gesellschaft sein sollten (25). Problematisiert wird die Rolle der Frauen für die Familienehre und die Stellung des Vaters als Familienoberhaupt sowie die der Brüder als Wächter über die Frauen (45), deren Außenkontakte (37) in der Regel mit dem Verweis auf

geschlechtsspezifische islamische Sittlichkeitsnormen beschränkt werden. Die Gehorsamspflicht der Ehefrau und Kinder wird bisweilen auch mit Gewaltanwendung eingefordert (60).

Das zweite Kapitel charakterisiert den Islam als „Herenreligion“ (76–83). Im dritten Kapitel – „Die Frau als Beute“ (84–97) – werden einige Koranverse zum islamischen Verständnis von Geschlechterhierarchien knapp erläutert. Das vierte Kapitel analysiert den Themenkomplex „Ehe und Recht“ (98–146).

Da außerehelicher Geschlechtsverkehr im Islam verboten ist, gibt es in muslimischen Gesellschaften einen spezifischen Druck, insbesondere Mädchen möglichst frühzeitig zu verheiraten (101). Neben Kinderehen sind auch Verwandtenehen gerade zwischen Cousins und Cousinen ersten Grades misslich.¹

Das Kapitel „Das Recht auf körperliche Unversehrtheit“ (147–158) kritisiert weibliche Genitalverstümmelung und die diesbezügliche Ungleichbehandlung der Jungen bei der Beschneidung. Im sechsten Kapitel (159–174) äußert sich Kelek zum Kopftuch als Symbol der Abgrenzung gegenüber Nichtmusliminnen und der Ungleichheit der Geschlechter. Das bisher Gesagte wird immer wieder an Beispielen von Familiengeschichten (175–193) konkretisiert. Im achten Kapitel (194–229) beleuchtet Kelek Konzepte kollektiver Familienehre und erläutert ihre Deutung von der Familie als des „Vaters Staat“ (201). Im neunten Kapitel (230–252) werden die bislang beschriebenen Befunde in den Kontext der Integrationsdebatte gestellt.

Im nächsten Kapitel (253–273) kritisiert Kelek einige Migrationsforscher und sog. Vielfaltsberater_innen, die Teilhabe ohne Integration fordern, was Kelek als Landnahme (257) interpretiert. Es folgen einige Beispiele von konservativen Ehenormen aus Predigten und Selbstdarstellungen der Islamverbände (274–292). In den beiden letzten Kapiteln konkretisiert Kelek ihre Ideen für eine Stärkung von Frauenrechten und Kinderschutz (293–304), u.a. schlägt sie eine Ergänzung von Artikel 6 des Grundgesetzes vor: „Grundrechte von Einzelnen, das Prinzip der Gleichberechtigung und der Schutz des Kindes dürfen durch die Familie nicht eingeschränkt oder außer Kraft gesetzt werden“ (298).

Inhaltlich dürfte der Großteil des Geschriebenen zu kulturellen Rechtfertigungen von Sexismus und geschlechtsspezifischer Gewalt allgemein bekannt sein. Argumentativ und sprachlich ist das Buch, das in Zusammenarbeit mit dem Ghostwriter Peter Mathews (5) entstand, dezidiert populärwissenschaftlich gehalten. Somit kann es einem großen Kreis an Lesern empfohlen werden, eignet sich aber nur

eingeschränkt als akademisches Referenzwerk. Das Thema freilich ist brandaktuell und wird in den nächsten Jahren nicht an Relevanz verlieren.

Im Direktvergleich zum Buch von Ahmet Toprak (vgl. nachfolgend) fällt zunächst auf, dass beide Autoren völlig identische Befunde bezüglich geschlechtsspezifischer Erziehungsstile unter Muslimen in Deutschland schildern. Beide gehen auch in ihrer Forderung nach einer weniger geschlechtsspezifischen Erziehung d'accord. Die Bücher unterscheiden sich allerdings radikal im Fokus: Während Kelek die Nachteile der stärkeren Sanktionierung von Mädchen schildert und sich für diese Jungenfreiheiten herbeisehnt, klagt Toprak über Überforderungserscheinungen bei Jungen, die keine Grenzen kennen und wünscht sich für diese mehr elterliche Reglementierung. Die Nachteile der jeweils nicht fokussierten Erziehungsstile beim Gegengeschlecht kommen in dieser Betrachtungsperspektive jeweils zu kurz. Beide Bücher ergänzen sich daher komplementär und zeigen, dass eine Mittelwegfindung in der Praxis schwierig bleibt, weil beide Erziehungsstile offensichtlich sowohl Vor- als auch Nachteile haben.

Wer nur eines der beiden Werke lesen möchte, dem rate ich eher zu Toprak: Als Professor für Erziehungswissenschaften sind seine Formulierungen im direkten Nebeneinanderlesen akademisch präziser.

Thomas K. Gugler (Frankfurt a.M.)



Toprak, Ahmet, *Muslimisch, männlich, desintegriert. Was bei der Erziehung muslimischer Jungen schiefläuft*, Econ, Berlin 2019, 240 S., br., 18,- €

Ahmet Toprak (geb. 1970) ist Professor für Erziehungswissenschaften an der Fachhochschule Dortmund und forscht zum Schwerpunkt therapeutische Handlungsmöglichkeiten

¹ Zu letzterem siehe die Dissertation von Stärk, M., 2017. Konsanguinität und Major Anomalies – eine Auswertung von 35.391 Fällen aus pränatalmedizinischer Sicht. <https://d-nb.info/113349272X/34>.

bei Dissozialität. Die vorliegende Studie knüpft v.a. an seine früheren Bücher *Muslimische Jungen – Prinzen, Machos oder Verlierer?* (2012) und *Jungen und Gewalt: Die Anwendung der Konfrontativen Pädagogik mit türkeistämmigen Jungen* (2015) an. Toprak verortet die Ursachen gesellschaftlicher Misserfolge bei der Integration muslimischer Jungen in erster Linie in den Erziehungsstilen ihrer Eltern, die Söhne kaum bis keine Grenzen setzten (10).

Nach der PISA-Studie aus dem Jahre 2015 ist die Gruppe der Bildungsverlierer in der Bundesrepublik überwiegend muslimisch, männlich und aus einer Großstadt (9). Im ersten Teil (15–102) seiner Studie erläutert Toprak das Leben und Aufwachsen von Jungen in muslimischen Familien. Söhne symbolisieren für viele muslimische Eltern ökonomisch eine Altersabsicherung, psychologisch eine emotionale Stärkung der Familienbindung und sozial eine Staterhöhung (15–17), wohingegen Töchter mit ihrer Verheiratung die Familie verlassen. Elterliche Liebe wird in traditionell islamischen Erziehungsstilen an die Unterwerfung unter die Dominanz und Autorität der Eltern gekoppelt (22).

Im türkischen Verständnis besitzt jede Familie eine kollektive Ehre (*nāmūs*), die nicht erworben, aber verloren werden kann. Sie wird u.a. durch das Ausstrahlen von Aggressivität (11, 38) und präventive Gewalt (142) durch die Männer der Familie verteidigt (29f). Ehrenhaftigkeit ist daher ein Erziehungsziel (26) und Söhne werden spätestens nach ihrer Beschneidung zum Stärkezeigen ermuntert (90). Töchter hingegen werden mit Strenge zu Haushaltskompetenz (61), Disziplin und Gehorsam erzogen, da ihre Anstandslosigkeit auf die Familie zurückfällt (35). Die traditionelle Erziehung von Mädchen zu Selbstständigkeit, Selbstdisziplin, Ordnung und termingerechtem Arbeiten erleichtert ihnen den schulischen Erfolg im deutschen Bildungssystem (57–59). Männliche Familienmitglieder besitzen als Individuen daneben ein spezifisches Ansehen (*şeref*), das durch Ehrlichkeit, Solidarität oder Geschenke erarbeitet werden kann. Die Inszenierung von Männlichkeit, Macht und Potenz (99) maximiert dieses männliche Ansehen ebenso wie die Verachtung oder Diffamierung von kurzfristigen Sexualpartnern (100).

Im zweiten Teil (103–189) seiner Studie fokussiert Toprak Integrations- und Erziehungsfehler am Beispiel alltäglicher Überforderungen jugendlicher Muslime. Nach dem Mikrozensus 2019 haben 19,3 Millionen Menschen in Deutschland einen Migrationshintergrund (124). Unter Gefängnisinsassen war der Anteil Jugendlicher mit Migrationshintergrund 2017 etwa dreimal so hoch wie in der Gesamtbevölkerung (135).

Toprak diskutiert den Integrationsbegriff an vier Achsen (107): Kulturelle Integration (Sprache und soziale Werte), strukturelle Integration (Arbeitsmarkt und Bildungsbeteiligung), soziale Integration (Sozialbeziehungen und soziales Kapital) und emotionale Integration (Identifikation mit dem Aufnahmeland). Die gegenwärtig voranschreitende

Automatisierung der Wirtschaftsstrukturen führt zu einem geringeren Bedarf an gering qualifizierten Arbeitskräften (106); von diesem Strukturwandel sind Kinder von Gastarbeitern stärker betroffen. Sprachschwächen erschweren eine gewaltfreie Austragung von Konflikten (108) beispielsweise über Kommunikation. Den Begriff der Assimilation, den der türkische Präsident Erdoğan 2008 in Köln als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ brandmarkte (119), hält Toprak für den Integrationsdiskurs für wenig hilfreich (123); gleichzeitig kann strukturelle Integration ohne Anpassung nicht funktionieren (121). Muslime tendieren eher dazu, individuelle Interessen kollektiven Bedürfnissen unterzuordnen (130). Je konservativer die Eltern, desto größer daher die Anpassungsdifferenzen ihrer Kinder in der Schule (122). Strukturelle Konflikte ergeben sich für männliche muslimische Jugendliche v.a. zwischen familiärer und schulischer Lebenswelt (138), u.a. aus dem Komplex zwischen Ehre und Gewalt. Toprak illustriert dies äußerst anschaulich auch anhand von Tiefeninterviews mit Tätern, u.a. am Beispiel eines Ehrenmordversuchs eines Jugendlichen an seiner Schwester (146–157). Die Heirat bleibt der zentrale Schritt, der den Eintritt in das Erwachsenenleben markiert (158).

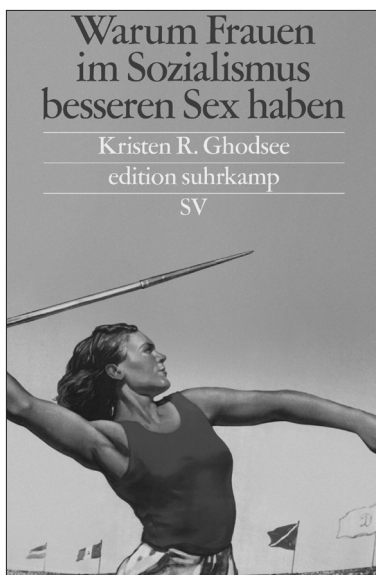
Im dritten Teil (191–230) plädiert Toprak für eine gleichberechtigte Erziehung der Geschlechter. Muslimische Ehrkonzepte resultieren in einer stärkeren erzieherischen Reglementierung von Töchtern (191), die sich positiv auf deren schulischen Erfolge auswirkt. Mangelnde Grenzziehung gegenüber Söhnen lässt diese eher zu unsicheren und unselbständigen Individuen heranwachsen (195): „Das zentrale Anliegen in der Erziehung der Kinder sollte die Betonung und Förderung ihrer Individualität sein.“ (194). Daher fehlten muslimischen Jungen bisweilen wichtige Schlüsselkompetenzen wie Flexibilität im Denken, Frustrationstoleranz, Teamfähigkeit, Selbstdisziplin, Selbstorganisation und Kritikfähigkeit (229). Pädagog_innen in deutschen Bildungseinrichtungen verstünden meist nicht, dass muslimische Eltern von diesen auch eine Kompensation elterlicher Erziehungsdefizite erwarten (197, 203). Lehrer sollten daher verstärkt Regeln, Disziplin und Macht vermitteln (200). Insbesondere Lehrerinnen dürften sich nicht durch machohafes Maulheldentum einschüchtern lassen. In dem Unterkapitel „Mut zu mehr Konfrontation“ (204–217) erläutert Toprak seine positiven Erfahrungen mit der Konfrontativen Methode nach Jens Weidner, u.a. mit dem heißen Stuhl, der Täter in die Position des Opfers versetzt.¹

Topraks hochinteressante Studie ist sowohl akademisch ordentlich als auch allgemein verständlich verfasst. Als Leser fokussiert der Pädagogikprofessor in erster Linie Sozialarbeiter, Lehrer und Ehrenamtliche, die sich in Inte-

¹ Weidner, J., Kilb R., 2011. Handbuch Konfrontative Pädagogik. Grundlagen und Handlungsstrategien zum Umgang mit aggressivem und abweichendem Verhalten. Juventa, Weinheim.

grationsangelegenheiten engagieren. Sein Fazit, dass muslimische Eltern ihre Söhne stärker wie ihre Töchter erziehen sollten, bildet das Gegenstück zu dem Fazit Keleks, die muslimischen Eltern sollten ihre Töchter stärker als ihre Söhne erziehen. Beide fordern aber weniger geschlechtsspezifische Erziehungsstile.

Thomas K. Gugler (Frankfurt a.M.)



Ghodsee, Kristen R., *Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex haben. Und andere Argumente für ökonomische Unabhängigkeit*. edition suhrkamp, Berlin 2019, 277 S., Klappenbroschur, 18,00 €

Die gesellschaftlichen Auswirkungen des politischen und wirtschaftlichen Übergangs vom Staatssozialismus zum Kapitalismus in Osteuropa haben, wie die Autorin im amerikanischen Vorwort der Originalausgabe¹ schreibt, sie seit 20 Jahren beschäftigt (25). Die Historikerin und Ethnologin lebte über zwei Jahre in Bulgarien und lange in Ost- und Westdeutschland, bereiste weitere osteuropäische Länder und untersuchte, „wie die Einführung unregulierter Märkte in Osteuropa für die vielen Frauen mit der Rückkehr zu einem untergeordneten Status einherging, in dem sie wirtschaftlich von Männern abhängig waren“ (25). Daraus entstanden zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten – und im August 2017 ein Essay in der *New York Times* unter der Überschrift „Warum Frauen im Sozialismus besseren Sex hatten“.

Erst dieser Artikel sorgte wirklich für Aufregung. Die Autorin wurde „wochenlang zur Zielscheibe gehässiger

¹ Why Women Have Better Sex Under Socialism: And Other Arguments for Economic Independence. Nation Books, New York, 2018.

Beschimpfungen und Gewaltdrohungen von Seiten der Rechten“ (15).²

Dabei ist die Haltung von Ghodsee zum Sozialismus klar: „Die Gräueltaten des Staatssozialismus im 20. Jahrhundert sollten nicht dafür missbraucht werden, jede Kritik an den Problemen des heutigen Kapitalismus zum Verstummen zu bringen.“ (19) Es bedürfe einer „differenzierten Sicht auf den Sozialismus in seinem historischen Kontext“ (22).

Das Buch, das infolge des *New York Times* Essays entstand, will „keine wissenschaftliche Abhandlung“ (28) mit hochtheoretischem Überbau sein, es ist eher konkret als abstrakt, flott erzählt, aber mit gedanklicher Tiefe und immer gut recherchiert. Sie ist den offenen und verdeckten Diskriminierungen von Frauen auf der Spur, sucht ungeduldig, aber hartnäckig nach Ansatzpunkten für Verbesserungen auf individueller wie auf gesamtgesellschaftlicher Ebene. „Der Zusammenbruch des Staatssozialismus 1989 schuf das perfekte Labor, um die Auswirkungen des Kapitalismus auf das Leben von Frauen zu erforschen.“ (116)

Der Buchtitel beginnt mit einem interrogativen und relativen „Warum“, und am Ende steht kein Fragezeichen. Es wird eigentlich keine Frage gestellt, sondern eine parate Antwort mitgeteilt, mit dem „Warum“ ohne Fragezeichen wird die Antwort nach den Gründen eingeleitet.

Was sind nun die Gründe dafür, dass Frauen im Sozialismus den besseren Sex hatten? Die Autorin findet sie nicht in Sexualtechniken oder anderen eng sexuellen Habitualitäten. Sie blickt auf den Kontext, auf die Bedingungen für das Sexualwesen Frau in der real-sozialistischen Gesellschaft, und es ist eine lange Liste von Vorzügen, die sie für wesentlich hält:

- wirtschaftliche Unabhängigkeit, bessere Arbeitsbedingungen, eine ausgewogenere Balance zwischen Arbeit und Familie (39)
- bezahlte Elternzeit, staatlich finanzierte Kinderbetreuung, kürzere und flexiblere Arbeitszeiten, kostenlose Hochschulbildung, eine Krankenversicherung für alle (56)
- Vollzeitarbeitsplätze für Frauen, Förderung der Arbeit von Frauen in traditionellen Männerdomänen (74)
- Ausweitung der Beschäftigungsmöglichkeiten von Frauen im öffentlichen Sektor (79)
- Soziale Einrichtungen, die es ermöglichen, Berufstätige

² 1988 haben – von Ghodsee aufgegriffen (198–199) – der Rezensent und Ulrich Clement im ersten Heft der *Zeitschrift für Sexualforschung* das „Sexualverhalten von Studenten aus BRD und DDR“ verglichen. Dabei ergab sich, dass DDR-Studentinnen den partnerschaftlichen Sex mehr genossen und beim Geschlechtsverkehr häufiger zum Orgasmus kamen als ihre BRD-Kommilitoninnen. 1990 entdeckte die Bildzeitung die Studie und verkündete am 30. Mai in Vierzentimeterlettern auf Seite 1 „DDR-Frauen kriegen öfter einen Orgasmus“. Am nächsten Tag hieß es in noch größeren Buchstaben allerdings „Orgasmusprofessor spinnt“.

- tigkeit und Elternschaft in Einklang zu bringen (79)
- Ausweitung öffentlicher Dienstleistungen, Gesundheitsfürsorge, Kinderbetreuung, Alterssicherung (84)
- Arbeitsplatzgarantie (84)
- Mutterschaftsurlaub (92)
- kollektive Unterstützung bei der Kinderziehung (56)
- Kinderkrippen, Kindergärten (106)
- Mutter-Kind-Wohnheime für Studierende mit Babys (112)
- Liberalisierung des Scheidungsrechts (120)
- weite Verbreitung von Verhütungsmitteln, kostenlose Pille (DDR) (196)
- gleichberechtigte Aufteilung der Pflichten im Haushalt und bei der Kindererziehung als gesellschaftliche Norm und partielle Realität (196)

Von all diesen Bedeutsamkeiten privilegiert die Autorin drei wesentliche Faktoren, denen sie je ein Kapitel ihres Buches widmet. Das ist erstens die Arbeit, zweitens die Mutterschaft und drittens die Hierarchie.

Arbeit: Der Autorin ist bewusst, dass „die Integration der Frauen in die Arbeitswelt“ (69) die Stellung der Frau in der Familie und in der Gesellschaft grundlegend verändert. Sie stärkt das eigene Selbstwertgefühl und sichert Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Dabei gehe es nicht um Berufstätigkeit um jeden Preis, sondern auch um die Bezahlung. „Frauen – wie Männer, nur billiger“ (61) reiche nicht. Die Historikerin blickt immer wieder in die Geschichte, wo sie in „patriarchalischen Kulturen“ (67) den Ursprung und die Ursachen von Unterdrückung und Abhängigkeit findet.

Mutterschaft: Das Kapitel heißt „Worauf Sie sich gefasst machen sollten, wenn Sie in der Hoffnung sind“. Die Autorin fragt sich, wie es in den sozialistischen Ländern gelingen konnte – trotz aller Probleme und Unzulänglichkeiten – Mutterschaft und Berufstätigkeit zu vereinbaren, in den viel reicheren westlichen Gesellschaften jedoch nicht. Dies führt sie zu einer scharfen und unerbittlichen Gesellschaftsanalyse mit dem Ergebnis, dass es für den Kapitalismus billiger ist, wenn die Frau nach der Eheschließung und der Geburt der Kinder zu Hause bleibt (91ff).

Hierarchie: Um Mutterschaft geht es auch in dem Kapitel „Hosenanzüge reichen nicht: Über Chefinnen“. Dass Frauen in der kapitalistischen Wirtschaft kaum in den Führungsetagen zu finden seien, liege nicht nur daran, dass sie als Frauen benachteiligt werden, sondern daran, dass sie als Mutter oder mögliche Mutter als Risikofaktor bewertet würden. Zwar seien auch in den sozialistischen Ländern Frauen selten „ganz oben“ zu finden gewesen, gleichwohl sei es für Frauen doch leichter gewesen, Leiter zu werden, und in manchen Bereichen waren sie dominant. „Frauen dominierten in der Medizin, in der Rechtswissenschaft, an den Universitäten und im Bankwesen, und zumindest auf

symbolischer Ebene konnten die staatssozialistischen im Vergleich zu den westlichen Ländern herausragende Erfolge für sich verbuchen.“ (134)

Insgesamt habe in allen osteuropäischen Ländern der Sieg des Kapitalismus zu massiven Rückschritten in der Gleichberechtigung von Mann und Frau geführt. Das Leben der Frau sei den westlichen Standards angeglichen worden. Zugleich seien aber Verhaltensweisen und Sozialisierungseffekte auch in die neue Zeit hinübergerettet worden. Die Autorin gibt dafür ein schönes Beispiel: Vor 1989 sei von westdeutschen Frauen erwartet worden, dass sie bei den Kindern zuhause bleiben. Doch als die ostdeutschen Frauen herüberkamen, so erzählte ihr eine Frau aus dem Osten, die jetzt in Freiburg als Geschäftsführerin tätig ist, „waren sie es gewohnt, Krippen und Kindergärten zur Verfügung zu haben, und forderten sie ein“ (117). Die Autorin sieht hier dynamische Prozesse, die auch ein Lernen vom Osten beinhalten können.

Der nächste Schritt ihrer Sezierung des osteuropäischen Staatssozialismus ist die Suche nach empirischen Befunden über sexuelle Einstellung und Verhaltensweisen. Wider Erwarten findet sie solche in osteuropäischen Untersuchungen vor, nicht zuletzt auch die Befragungen vom DDR-Sexualwissenschaftler Siegfried Schnabl (212), aber auch von anderen in verschiedenen Ländern. Sie findet Ergebnisse wie:

Frauen im Osten erlebten mehr sinnliche Lust, waren nach ihrer letzten sexuellen Begegnung häufiger befriedigt und glücklich als ihre westlichen Altersgenossinnen (199). – Im Osten sei Sexualität (für homo- wie für heterosexuelle) „authentischer und liebevoller gewesen, sinnlicher und erfüllender – und weniger selbstbezogen“ als der westliche Sex (203). – Frauen hatten „leichteren Zugang zu Verhütungsmitteln, und Sexualität war nicht so ein Tabu“ (212). – Weil wirtschaftlich weniger abhängig, konnten die Frauen „leichter als die Frauen im Westen unbefriedigende Beziehungen beenden“ (215). – Sexuelle Beziehung im Osten basierten „eher auf Liebe“ und Frauen im Sozialismus mussten sich „nicht in eine Ehe ‚verkaufen‘“, um ihren Lebensunterhalt zu sichern (198). – Die „wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frauen trug zu einer Kultur bei, in der Sex etwas war, das man teilte und nicht verkaufte (204).

Dabei kommt Ghodsee auch auf die Religion und ihre Rolle „bei der Regulierung von Moral und Sexualität“ zu sprechen (201). In der DDR (und nicht nur da) tolerierten so gut wie alle Jugendlichen, weibliche wie männliche, religiöse wie nicht religiöse, den vorehelichen Geschlechtsverkehr und praktizierten ihn auch. Das kirchliche Gebot, Sex nur in der Ehe und nur zum Zwecke der Fortpflanzung zu

haben, wurde beiseitegelegt, einfach so, unverordnet und meist unreflektiert.

In den beiden folgenden Kapiteln widmet sich die Autorin endlich der Sexualität direkt, speziell dem „Konflikt zwischen der sozialistischen Vision von freier Sexualität und dem Konzept einer kommodifizierten Sexualität“ (195). In dem Kapitel „Jede nach ihren Bedürfnissen“ überwiegt immer mit Blick auf die Frau das eine – die sozialistische Vision in Verbindung mit der Entkopplung von „Liebe und Intimität von wirtschaftlichen Überlegungen“ (41) – und in dem Kapitel „Kapitalismus zwischen den Laken“ das andere – und damit das Geld. „Direkt oder indirekt sind Sex und Geld im Leben einer Frau immer miteinander verbunden – ein Relikt aus der langen Geschichte unserer Unterdrückung.“ (65) Dabei ist die Autorin von Ansätzen der sogenannten sexualökonomischen Theorie „fasziniert“ (173): Die Frauen verfügen über etwas (Sex), was sie in kommerzieller Weise verkaufen oder verschenken können, um ihre Grundbedürfnisse zu decken und außer Geld auch Respekt, Aufmerksamkeit, Schutz, Chancen, gute Noten, Beförderungen, eine Heirat und manches andere zu erhalten (168, 172). Angesprochen ist hier die Tauschfunktion der Sexualität, verbunden mit der Ten-

denz in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, alles zur Ware zu machen, auch den Sex: die Kommodifizierung der Frau und ihrer Sexualität (194–195, 218–219). Dagegen müssten sich in Gesellschaften mit einem ausgeprägten Maß an Geschlechtergleichheit, mit starkem Schutz der reproduktiven Freiheit und mit weitgespannten sozialen Sicherungsnetzen „Frauen so gut wie nie Gedanken darüber machen, welchen Preis ihre Sexualität auf dem freien Markt erzielen wird (173).

Die Autorin weiß, dass ihr Buch „auf Amerika fokussiert“ ist (16) und fürchtet, dass das den deutschen Leser stört. Das Gegenteil ist der Fall. Ganz abgesehen davon, dass ihr Blick auch territorial weit ist, fördert der Fixpunkt USA plus Westen diesmal den Erkenntnisgewinn, allein schon durch anregende Denkweisen.

Fazit: Wenn es „besseren Sex“ gibt, dann muss es auch „guten“ Sex geben. Obwohl Ghodsee nur ansatzweise definiert, was guter Sex eigentlich ist, so ist ihre Botschaft doch eindeutig: „Unregulierter Kapitalismus ist schlecht für Frauen, und wenn wir einige sozialistische Ideen aufgreifen, haben Frauen ein besseres Leben.“ Und, ja, sogar besseren Sex (31).

Kurt Starke (Zeuckritz)

Anschrift der Redaktion

Rainer Alisch, Redaktion der *Sexuologie*, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 301 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigen: Rainer Alisch, Taunusstraße 8, D-12161 Berlin, Tel.: 0173 249 3575, e-mail: sexuologie@dgsmtw.de

Anzeigenpreise: Gültig ist die Preisliste vom 1. Januar 2020

Lieferkonditionen (2020): Volume 27 (1 Band mit 4 Heften, Auslieferung in zwei Doppelheften)

Abopreise* (2020): Deutschland, Österreich, Schweiz: Institutionelle Abnehmer 156,00 €; Einzelpersonen 90,00 €; StudentInnenabo 36,00 €, für Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist ein Abonnement im Mitgliedsbeitrag enthalten

* Die Preisangaben sind unverbindliche Preisempfehlungen. Preisänderungen müssen wir uns vorbehalten. Alle Preise verstehen sich exklusive Versandkosten. Bei der Rechnungsstellung wird Umsatzsteuer gemäß der zum Rechnungszeitraum geltenden Richtlinien erhoben. Kunden in den EU-Ländern werden gebeten ihre Umsatzsteuernummer anzugeben.

Abonnements: Redaktion der *Sexuologie*, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin des Universitätsklinikums Charité, Luisenstrasse 57, D-10117 Berlin, Tel.: 030 / 450 529 302 (Fax: -529 992), e-mail: sexuologie@dgsmtw.de
Kündigung von Abonnements: Abonnements laufen jeweils für ein Kalenderjahr und werden unbefristet bis auf Widerruf verlängert, falls nicht bis zum 31. Oktober des Jahres gekündigt wird.

Bankverbindung: Deutsche Ärzte und Apothekerbank, Account No. 010 8784647 (BLZ 300 606 01);

IBAN: DE40 30060601 0108784647; BIC/SWIFT: DAAEDED

Bitte geben Sie bei der Zahlung Ihre vollständigen Daten an.

Copyright: Alle Artikel, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht werden, sind urheberrechtlich geschützt, alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Erlaubnis der Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft ist es verboten, Teile der Zeitschrift in irgendeiner Form zu reproduzieren. Dies beinhaltet ebenso die Digitalisierung, als auch jede andere Form der elektronischen Weiterverarbeitung, wie Speichern, Kopieren, Drucken oder elektronische Weiterleitung des digitalisierten Materials aus dieser Zeitschrift (online oder offline). Für den allgemeinen Vertrieb von Kopien für Anzeigen- und Werbezwecke, für die Neuzusammenstellung von Sammelbänden, für den Wiederverkauf und andere Recherchen muss eine schriftliche Erlaubnis von der Akademie eingeholt werden.

Satz: Rainer Alisch · www.rainer-alisch.de

Coverfoto, Illustrator: Stefan Dimitrov, Süddeutsche Zeitung vom 20.01.2020

Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft bzw. auf Recyclingpapier aus 100% Altpapier gedruckt

Die Redaktion war bemüht, sämtliche Rechteinhaber von Abbildungen zu ermitteln. Sollte dennoch der Nachweis der Rechtsinhaberschaft geführt werden, wird das branchenübliche Honorar gezahlt.

Druckerei, Bindung: Faszination Media+Event GmbH Weimar
(∞) Seit Band III, Heft 1 (1996) erfüllt das Papier, das für diese Zeitschrift genutzt wurde, die Anforderungen von ANSI/NISO Z39.48-1992 (Beständigkeit von Papier).
Hergestellt in Deutschland

Alle Rechte vorbehalten.

© Deutschen Gesellschaft für Sexualmedizin, Sexualtherapie und Sexualwissenschaft

